This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

B 964,850

Gesammelte Schriften

von

Ludwig Börne.

Vierter Band.

Briefe aus Paris.

1830 — 1831.

Erster Theil.

Milwaukee, Wis.,
Verlag von E. Luft, P. Bickler & Co.
1858.

3 9015 01211 1012

838
B67
1858
V.4

Gift
Mrs. A. E Schaefer
9-29-54

Gesammelte Schriften

von

Ludwig Börne.

Vierter Band.

Briefe aus Paris.

1830 — 1831.

Erster Theil.

Erſter Brief.

Karlsruhe, Sonntag den 5. Sept. 1830.

Ich fange an den guten Reiſegeiſt zu ſpüren, und einige von der Legion Teufel, die ich im Leibe habe, ſind ſchon ausgezogen.

Aber je näher ich der franzöſiſchen Grenze komme, je toller werde ich. Weiß ich doch jetzt ſchon, was ich thun werde auf der Kehler Brücke, ſobald ich der letzten badiſchen Schildwache den Rücken zukehre. Doch darf ich das keinem Frauenzimmer verrathen.

Geſtern Abend war ich bei S. Die hatten einmal eine Freude, mich zu ſehen! Sie wußten gar nicht, was ſie mir alles Liebes erzeugen ſollten, ſie hätten mir gern die ganze Univerſität gebraten vorgeſetzt. Mir Aermſten mit meinem romantiſchen Magen! Nicht der Vogel Rock verdaute das. Die W. hat einen prächtigen Jungen. Ich ſah eine ſchönere Zeit in roſenrother Knospe. Wenn die einmal aufbricht! Wie gern hätte ich ihn der Mutter geſtohlen, und ihn mit mir über den Rhein geführt, ihn dort zu erziehen mit Schlägen und Küſſen, mit Hunger und Roſinen, daß er lerne frei ſein und dann zurückkehre, frei zu machen.

In Heidelberg ſah ich die erſten Franzoſen mit dreifarbigen Bändern. Anfänglich ſah ich es für Orden an, und mein Ordens-Gelübde legte mir die Pflicht auf, mich bei ſolchem Anblicke inbrünſtig zu ärgern. Aber ein Knabe, der auch ſein Band trug, brachte mich auf die rechte Spur.

Ich mußte lachen als ich nach Darmſtadt kam und mich erinnerte, daß da vor wenigen Tagen eine fürchterliche Revolution geweſen ſeyn ſoll, wie man in Frankfurt erzählte. Es iſt eine Stille auf den Straßen, gleich der bei uns in der Nacht, und die wenigen Menſchen, die vorübergehen, treten nicht lauter auf als die Schnecken. Erzählte man ſich ſogar bei uns, das Schloß brenne, und einer meiner Freunde ſtieg den hohen Pfarr-Thurm hinauf, den Brand zu ſehen! Es war Alles gelogen. Die Bürger ſind unzufrieden, aber nicht mit der Regierung, ſondern mit den Liberalen in der Kammer, die dem Großherzoge ſeine Schulden nicht bezahlen wollen. Das iſt deutſches Volks-Murren, das laß ich mir gefallen; darin iſt Roſſiniſche Melodie.

Wenn Sie mir es nicht glauben werden, daß ich geſtern drei Stunden im Theater geſeſſen, und mit himmliſcher Geduld Minna von Barnhelm bis zu Ende geſehen — bin ich gar nicht böſe darüber. Aber das Unwahrſcheinlichſte iſt manchmal wahr. Auf der Reiſe kann ich Alles vertragen.

Die Theaterwache in Darmstadt war gewiß fünfzig Mann stark. Ich glaube auf je zwei Zuschauer war ein Soldat gerechnet. Noch viel zu wenig in solcher tollen Zeit. Und diesen Morgen um sechs Uhr zogen einige Schwadronen Reiter an meinem Fenster vorüber und trompeteten mich, und alle Kinder, und alle Greise, und alle Kranken, und alle süßträumenden Mädchen aus dem Schlafe. Das geschieht wohl jeden Tag. Diese kleinen deutschen Fürsten in ihren Nußschal-Residenzen sind gerüstet und gestachelt wie die wilden Kastanien. Wie froh bin ich, daß ich aus dem Lande gehe.

Adieu, Adieu. Und schreiben Sie mir es nur auf der Stelle, so oft bei uns eine schöne Dummheit vorfällt.

Zweiter Brief.

Strasburg den 7. September.

Die erste französische Kokarde sah ich an dem Hute eines Bauers, der von Strasburg kommend in Kehl an mir vorüberging. Mich entzückte der Anblick. Es erschien mir wie ein kleiner Regenbogen nach der Sündfluth unserer Tage, als das Friedenszeichen des versöhnten Gottes. Ach! und als mir die dreifarbige Fahne entgegenfunkelte — ganz unbeschreiblich hat mich das aufgeregt. Das Herz pochte mir bis zum Uebelbefinden und nur Thränen konnten meine gepreßte Brust erleichtern. Es war ein unentschiedenes Gemisch von Liebe und Haß, von Freude und Trauer, von Hoffnung und Furcht. Der Muth konnte die Wehmuth, die Wehmuth in meiner Brust den Muth nicht besiegen. Es war ein Streit ohne Ende und ohne Friede. Die Fahne stand mitten auf der Brücke, mit der Stange in Frankreichs Erde wurzelnd, aber ein Theil des Tuches flatterte in deutscher Luft. Fragen Sie doch den ersten besten Legations-Sekretär, ob das nicht gegen das Völkerrecht sey? Es war nur der rothe Farbenstreif der Fahne, der in unser Mutterland hineinflatterte. Das wird auch die einzige Farbe seyn, die uns zu Theil wird werden von Frankreichs Freiheit. Roth, Blut, Blut — ach! und nicht Blut auf dem Schlachtfelde.

Gott! könnte ich doch auch einmal unter dieser Fahne streiten, nur einen einzigen Tag mit rother Tinte schreiben, wie gern wollte ich meine gesammelten Schriften verbrennen, und selbst den unschuldigen achten Theil von ihnen, der noch im Mutterschooße meiner Phantasie ruht! Schmach, Schmach über unser Andenken! Einst werden die siegesfrohen, siegesübermüthigen Enkel spottend einen Gansflügel auf unseren Grabeshügel stecken, während glücklichere Todte unter dem Schatten der Lorbeeren ruhen. Ich *begreife*, wie man gegenwärtige Uebel geduldig erträgt — es gibt kein gegen-

wärtiges Uebel, es wird nach jeder Minute zur Vergangenheit — aber wie erträgt man zukünftige Leiden? das faſſe ich nicht.

Dieſen Mittag war ein junger Menſch bei Tiſche, der in Paris mit gefochten. 'Es war mir gerade als brannten ihm die Haare, und unwillkürlich rückte ich von ihm weg, ob zwar ich deutſches naſſes Holz ihn eher ausgelöſcht hätte, als er mich angezündet. Wir waren unſerer neun, worunter drei alte Weiber, mich mitgerechnet, und ich habe in einer einzigen Stunde mehr ſprechen hören, als im engliſchen Hofe während der zwei Monate, daß ich dort zu Tiſche ging.

Ich wollte hier einen Platz im Coupé nehmen, aber ſchon auf acht Tage voraus war das Cabriolet in Beſchlag genommen, und ſo lange habe ich keine Geduld zu warten. Mich in den innern Wagen zu ſetzen, dazu kann ich mich nicht entſchließen. Uebrigens ſind auch hier die Plätze ſchon auf mehrere Tage beſetzt. Dieſe Frequenz kommt von den unzähligen Solicitеurs, die täglich nach Paris eilen, den jungen Freiheitsbaum zu ſchütteln.

Donnerstag, den 8. September.

Um zehn Uhr reiſe ich weiter. Ich habe mir einen Miethwagen bis Chalons genommen. Das iſt zwei Drittthteile des Weges. Mit dem nämlichen Kutſcher und dem nämlichen Wagen iſt vor Kurzem Potter nach Paris gefahren. Ich wohnte hier in dem nämlichen Zimmer, das er bewohnte. Was das Zimmer betrifft, iſt mir nicht bange; eine Nacht, das kann mir nicht ſchaden. Aber acht Tage in Potters Wagen? Ich werde ihn durchräuchern laſſen.

Eben zog die Nationalgarde vorüber. Ich erſtaunte über ihr geſundes und friſches Ausſehen, da ſie doch einige Jahre ſcheintodt im Grabe gelegen. Aber die Freiheit lebt auch im Grabe fort und wächſt, bis ſie den Sarg ſprengt. Das ſollten ſich die Todtengräber merken.

Dritter Brief.

Lüneville, den 9. September.

Guten Morgen oder guten Abend? Ich weiß nicht, um welche Tageszeit Sie meine Briefe erhalten. Hier übernachte ich, morgen Mittag komme ich nach Nancy. Ich befinde mich ſehr wohl und reiſe bequem. Es iſt freilich eine Schneckenfahrt, doch hat das auch ſeine Vortheile. Während die Räder ſich langſam drehen, hat man Zeit manches zu bemerken und die Phyſiognomie des Landes zu beobachten. Aber nein, ſo ein leeres Geſicht iſt mir noch gar nicht vorgekommen. Lebloſeres, Langweiligeres, Verdrüß-

licheres gibt es gar nicht als dieſer ganze Weg von der deutſchen Grenze bis nach Paris. Es iſt jetzt das dritte Mal, daß ich ihn zurücklege. Mir kommt er vor wie ein langer ſtiller Gang, nur gebaut, in das wohnliche Paris zu führen, und die mir begegnenden Menſchen erſcheinen mir als die Diener des Hauſes, die hin und her eilen, die Befehle ihres Herrn zu vollziehen und ihm aufzuwarten. Die Bevölkerung in den Provinzen hat eine wahre Lakaien-Art, ſie ſpricht von nichts als von ihrem gnädigen Herrn Paris. Die Städte, die Dörfer ſind Miſthaufen, beſtimmt Paris zu düngen. Wenn auch die andern Provinzen Frankreichs denen gleichen, die ich kenne, ſo möchte ich außerhalb Paris kein Franzoſe ſeyn, weder König noch Bürger.

Vitry-ſur-Marne, den 12. September.

— Das menſchliche Leben iſt voller Rechnungsfehler und ich weiß wahrhaftig nicht, wozu uns das Einmaleins nützt. Der Teufel iſt Controlleur und hat ſeine Freude am Widerſpruch, um jeden Abend den ehrlichen Buchhalter zu verwirren. Am zwölften September des vorigen Jahres war ich, wie ich aus meinem Tagebuche erſehe, in Soden, der letzte Gaſt im Bade, der einzige Städter im Dorfe, ſaß gefangen auf meinem Zimmer, von dem ſchlechteſten Wetter bewacht, ward gefoltert von den boshafteſten Nerven. Es war Abends acht Uhr, ich lag auf dem Sopha, das ungeputzte Licht brannte düſter, Wind und Regen klopften leiſe an das Fenſter, es war mir, als wenn die Elemente riefen: komm zurück, wir erwarten dich! Es war mir unendlich wehe. Ich fühlte mich wie fortgeſchleppt von den gewaltigen Armen der Natur, und kein Freund kam zu meiner Hülfe .... Wer mir damals geſagt hätte: heute über das Jahr biſt du um dieſe Stunde in Vitry-ſur-Marne, froh und geſund und wirſt dort ſchlafen und nicht unter der Erde — ich hätte ihn ausgelacht inmitten meiner Schmerzen. Und wer am nämlichen Tage dem Könige von Frankreich geſagt hätte: heute übers Jahr biſt du nicht König mehr, und ſchläfſt in England? .. Es iſt doch ſchön, kein König ſein! Daran will ich künftig denken, ſo oft ich leide. Armer Karl! Unglücklicher Greis! die Menſchen — nein, unbarmherzig ſind ſie nicht, aber ſie ſind unwiſſende Thoren. Sie begreifen gar nicht, was das heißt: König ſeyn; ſie begreifen nicht, was das heißt, auf ſchwachen menſchlichen Schultern den Zorn und die Rache eines Gottes tragen; ſie begreifen nicht, was es heißt, einem einzigen Herzen, einer einzigen Seele die Sünden eines ganzen Volkes aufladen! Denn warum haben die Menſchen Könige, als weil ſie Sünder ſind? Iſt das Fürſtenthum etwas Anderes, als ein künſtliches Geſchwür, welches die heilbedächtigte Vorſehung den Völkern zuzieht, daß ſie nicht verderben an ihren böſen Säften, daß ihre

giftigen Leidenschaften alle nach außen fliehen und sich im Geschwür sammeln? Und wenn es aufspringt endlich — wer hat es strotzend gemacht? Nicht schonen soll man verbrecherische Könige, aber weinen soll man, daß man sie nicht schonen dürfe. Doch erzählen Sie das ja keinem wieder. Denn die Thoren anderer Art möchten sagen: da ist nun ein freiheitsliebender Mann, der doch noch sagt, es sey dem Könige von Frankreich Unrecht geschehen! Was? Recht! Unrecht! leere tolle Worte! Verklagt den Sturm, verklagt den Blitz, verklagt das Erdbeben, verklagt das Fieber, verklagt die spitzbübische Nacht, die euch um den halben Tag geprellt — und wenn ihr den Prozeß gewonnen, dann kommt ihr geschickten Advokaten und verklagt ein Volk, es habe seinem Könige Unrecht gethan!

— Ich habe schon viel in Frankreich geschlafen: in Strasburg, in Pfalzburg, Lüneville, Nancy, Toul, Bar-le-Duc, und heute schlafe ich hier. Es ist eine schöne Erfindung, wie Sancho Pansa sagt; und wo man schläft, man schläft immer zu Hause, und wo man träumt, man hat überall vaterländische Träume. Aber was geht das mich an? Ich bin auch wachend nirgends fremd.

In den Niederlanden scheint es arg herzugehen. Was aber die Leute dort wollen und nicht wollen, begreife ich nicht recht. Ihr hättet mich nicht abhalten sollen, über Brüssel zu reisen. Es ist freilich kein Vergnügen, todtgeschossen zu werden, und nicht zu wissen wofür. Aber wenn man im Bette stirbt, wie die Meisten, weiß man dann besser, wofür es geschieht? die Unannehmlichkeit dauert einige Minuten; das Vergnügen aber, nicht todtgeschossen worden, der Gefahr entgangen zu seyn, reicht für das ganze Leben hin. Man muß rechnen, zählen, wiegen. Auf mehr oder weniger, schwerer oder leichter kommt Alles an. Die Qualitäten sind nicht sehr verschieden.

Ach! ich spüre es schon, es ergeht mir diesesmal in Frankreich, wie die beiden vorigen Male. Die feuchte Philosophie schlägt an mir heraus, wie, wenn warme Witterung eintritt, die Steinwände naß werden. Es ist mir recht, diese Hautkrankheit der Seele ist meiner betrübten Konstitution sehr heilsam.

— So eben las ich in einem Pariser Blatte die aus einer englischen Zeitung entlehnte Nachricht: in Hamburg wären Unruhen gewesen, man hätte die Juden aus den Kaffeehäusern verjagt. Und in Hannover hätten sie geschrieen: à bas la noblesse! Ich kann mir gar nicht denken, wie das im Deutschen gelautet haben mag; denn unsere guten Leute können keinen andern Zornruf als das lateinische Pereat! was nun den Adel betrifft, so habe ich, bei aller Menschenfreundlichkeit, nichts dagegen. Mit guten Fallschirmen versehen, wird er herunter kommen, ohne sich sehr wehe zu thun.

Aber die Juden! die Franzosen hatten ihre Julitage, wollen die Deutschen ihre Auguſt-, ihre Hunds-Tage haben? Fängt man so die Freiheit an? O, wie dumm! O, wie lächerlich! O, wie unästhetisch! Von der Niederträchtigkeit will ich gar nicht sprechen; die versteht sich von selbst. Ist es aber wahr?

— Die Kellnerin kam herauf und sagte mir: sie hätte meinem Bedienten ein ganz gutes Zimmer angewiesen, er verlange aber ein Appartement. Ich ließ ihn rufen, und fragte, was das seyn sollte? Da fand sich denn, daß er die bescheidenste Forderung gemacht, und eine unschuldige Neugierde zu befriedigen gesucht, der kein Mensch, von welchem Stande er auch sey, lange widerstehen kann. Als feiner Nordländer war er gewohnt, das unartige Ding Appartement zu nennen.

Vierter Brief.

Dormans, den 15. September.

Der Ort liegt 28 Stunden von Paris entfernt, hat 2300 Einwohner und 2 Seelen, die meinige mitgerechnet. Denn das weiß ich nun aus achttägiger Erfahrung, daß alle Franzosen eine gemeinschaftliche Seele haben, und die in der Provinz gar nur eine Mondseele, ein Licht aus zweiter Hand; Paris ist die Sonne.

Napoleon, Rothschild, schlimme Nachrichten und andere berühmten Couriere haben den Weg von Frankfurt bis Paris schon in 48 Stunden zurückgelegt. Aber wer vor mir könnte sich rühmen, diesen Weg in dreizehn Tagen gemacht zu haben, wenn es vielleicht eintrifft, daß ich morgen nach Paris komme, was noch gar nicht entschieden ist? Bin ich ein Narr? Ach wie gern wollte ich einer seyn, fände sich wenigstens ein Echo, das es mir bejahte. Aber nicht einmal eine menschliche Seele, die mich auslacht! Allein zu seyn mit seiner Weisheit, das ist man gewöhnt, das hat man ertragen gelernt; aber allein mit seiner Thorheit, das ist unerhörter Jammer, dem unterliegt der Stärkste! O, theures Vaterland, wie einfältig verkannte ich deinen Werth! Dort fand ich in jedem Nachtquartier eine kleine Residenz, oder den Sitz einer hohen Regierung, oder eine Garnison, oder eine Universität, und in jedem Gasthofe eine Weinstube mit scharf geprägten Gästen, die mir gefielen oder nicht gefielen, die meinem Herzen oder meinem Geiste Stoff gaben, der ausreichte bis zum Einschlafen. Aber hier in diesem vermaledeiten rathlosen Lande! Seit acht Tagen saß ich jeden Abend allein auf meinem Zimmer und verschmachtete. Glauben Sie

mir, man ſtirbt nicht vor Langeweile; das iſt nur eine dichteriſche Redensart. Aber wie gern hätte ich für jeden Lieutenant einen Schoppen Wein bezahlt, für jeden Hofrath eine Flaſche, für jeden Profeſſor zwei Flaſchen, für einen Studenten drei; und hätte ich gar einen ſchönen Geiſt, einen Theaterkritiker an mein Herz drücken können, nicht der ganze Keller wäre mir zu koſtſpielig geweſen. Hofräthe, Hofräthe! wenn ich je wieder euerer ſpotte, dann ſchlagt mir auf den Mund und erinnert mich an Dormans.

Dormans — wie das lieblich lautet! Wie Wiegen Evapopeya. Und doch ſteckt der Teufel in jedem Buchſtaben. Aber leſen Sie nur erſt das Stück dormantiſcher Poeſie, das Gebet an die Geduld, das ich dieſen Vormittag in der Verzweiflung meiner Ungeduld niedergeſchrieben, und dann ſollen Sie meine Leiden erfahren.

Geduld, ſanfte Tochter des grauſamſten Vaters; ſchmerzerzeugte, milchherzige, weichliſpelnde Göttin; Beherrſcherin der Deutſchen und der Schildkröten; Pflegerin meines armen kranken Vaterlandes, die du es warteſt und lehreſt warten.

Die du höreſt mit hundert Ohren, und ſieheſt mit hundert Augen, und bluteſt an hundert Wunden und nicht klageſt.

Die du Felſen kochſt und Waſſer in Steine verwandelſt.

Schmachbelaſtete, ſegenſpendende Geduld; holdes, mondlächelndes Angeſicht; heiligſte Mutter aller Heiligen, erhöre mich!

Sieh! mich plagt die böſe Ungeduld, deine Nebenbuhlerin; befreie mich von ihr, zeige, daß du mächtiger biſt als ſie. Sieh! mir zucken die Lippen; ich zapple mit den Füßen, wie ein Windelkind, das gewaſchen wird; ich renne toll wie ein Sekundenzeiger um die ſchleichende Stunde; ich peitſche und ſporne vergebens die ſtätige Zeit: die hartmäulige Mähre geht zurück und ſpottet meiner. Ich verzweifle, ich verzweifle, o rette mich!

Löſche mein brennendes Auge mit dem Waſſerſtrahle deines Blickes; berühre mit kühlen Fingern meine heiße Bruſt. Hänge Blei an meine Hoffnungen, tauche meine Wünſche in den tiefſten Sumpf, daß ſie aufziſchen und dann ewig ſchweigen. Deutſche mich, gute Göttin, von der Ferſe bis zur Spitze meiner Haare und laſſe mich dann friedlich ruhen in einem Naturalien-Cabinet unter den ſeltenſten Verſteinerungen.

Ich will dir von jetzt an auch treuer dienen und gehorſamer ſeyn in Allem. Ich will dir tägliche Opfer bringen, welchen du am freundlichſten lächelſt. Die Didaskalia will ich leſen und das Dresdner Abendblatt und alle Theaterkritiken, und den Hegel, bis ich ihn verſtehe. Ich will bei jedem

Regenwetter ohne Schirm vor dem Pallaste der deutschen Bundesversammlung stehen und da warten bis sie herauskommen und die Preßfreiheit verkündigen. Ich will in den Ländern das Treiben des Adels beobachten und nicht des Teufels werden, und nicht eher komme Wein über meine Lippen, bis dich die guten Deutschen aus dem Tempel jagen und dein Reich endigt.

Vorgestern gegen Mittag kam ich nach Chalons. Ich wollte meinen Strasburger Wagen, den ich einstweilen nur bis dahin gedungen hatte, nun weiter bis Paris miethen. Aber der Kutscher hatte keine Lust dazu, die Wege wären zu schlecht, oder was ihn sonst abhielt. Ich schickte nach einem andern Miethkutscher. Jetzt denken Sie sich die gräuliche Statistik: In Chalons, einer Stadt von 12,000 Einwohnern, gibt es nur eine einzige Miethkutsche, und für diese wurde für die Reise nach Paris, das nur zwanzig Meilen entfernt ist, zweihundert Franken gefordert! Da dieses viel mehr als die Reise mit Postpferden beträgt, entschloß ich mich zu letzteren. Da hatte ich mich wieder verrechnet. In Deutschland findet der Reisende auf jeder Post Kutschen, die ihn von Station zu Station führen. Hier aber hat die Post zu diesem Gebrauche nur zweiräderige bedeckte Wagen, die nicht in Federn hängen, uns leicht die Seele aus dem Körper schleudern, und nicht einmal Platz haben, einen Koffer aufzupacken. So blieb mir nichts anderes übrig, als mit der Diligence zu reisen, die eine halbe Stunde vor meiner Ankunft in Chalons abgegangen war, und die erst den andern Mittag wiederkehrte. Vier und zwanzig Stunden sollte ich warten! Ich war an diesem Tage ganz gewiß der verdrießlichste Mensch in ganz Europa, und war schwach genug zu überlegen, was besser sey, Preßfreiheit ohne Retourwagen, wie in Frankreich, oder Retourwagen ohne Preßfreiheit wie in Deutschland.

Ich machte einige Gänge durch die Stadt, aber in den Straßen war es so öde und stille, die Menschen erschienen mir so langweilig und gelangweilt, und selbst im Kaffeehause, sonst dem Pochwerke jeder französischen Stadt, hatte Alles ein so schläfriges Ansehen, daß ich bald wieder nach Hause eilte. Dort zog ich Pantoffeln und Schlafrock an, um wenigstens mit Bequemlichkeit zu verzweifeln. Da erinnerte mich ein zufälliger Blick in den Kalender, daß es wieder Zeit sey, den guten Blutigeln, die zur Erhaltung meiner Liebenswürdigkeit so viel beitragen, ihr kleines monatliches Fest zu geben. Es war mir eine willkommene Zerstreuung, und ich schickte nach einem Chirurgen. Statt dessen kam aber eine Frau von sechszig Jahren, die sich mir als Hebamme vorstellte, und mich artig versicherte, der von mir verlangte Dienst sey eigentlich ihr Geschäft. Ich muß gestehen, daß die Französin die

Operation mit einer Leichtigkeit, Sicherheit, Schnelligkeit und ich möchte sagen mit einer Grazie ausführte, die ich bei dem geschicktesten deutschen Chirurgus nie gefunden hatte. Sie zeigte so viel Anstand in ihrem Betragen, war so abgemessen in allen ihren Bewegungen, sprach so fein, so bedächtig und umsichtig, daß ich mich nicht enthalten konnte, sie mit der Ober-Hofmeisterin einer gewissen deutschen Prinzessin zu vergleichen, die ich vor vielen Jahren zu hören und zu beobachten Gelegenheit hatte. Vor meinem Bette sitzend unterhielt sie mich auf das angenehmste und lehrreichste. Von der letzten Revolution sprach sie kein Wort, und dieses überzeugte mich, daß es keine Prahlerei von ihr war, wenn sie mich versicherte, daß sie nur die vornehmsten Krankenhäuser besuche. Sie erzählte mir viel von Unter-Präfekten, von einem gewissen Colonel, von der Frau des Gerichts-Präsidenten, und daß sie weit und breit als Hebamme gebraucht werde. Erst kürzlich wäre sie zu einer Entbindung nach St. Denis geholt worden. Sie war die treueste und verschwiegenste Hebamme, verrieth nichts, hatte aber eine so geschickte Darstellung, daß auch die schläfrigste Phantasie Alles errathen mußte; zuweilen unterbrach sie ihren Bericht von den auswärtigen Angelegenheiten, warf einen Blick auf mich und rief mit Künstler-Begeisterung aus: ils travaillant joliment, ils travaillant joliment! So ging mir eine Stunde angenehm vorüber, aber drei und zwanzig Leidens-Stunden bis zur Ankunft der Diligence blieben noch übrig und als die Hebamme fort war, jammerte ich armer Kindbetter, daß es zum Erbarmen war.

Ich nahm Reichards Reisebuch zur Hand, und da las ich zu meinem Schrecken, daß Chalons einen Spaziergang habe, Jard genannt, und das wäre die schönste Promenade Frankreichs. Ferner: in der Nähe von Chalons wäre das Schlachtfeld, wo einst Attila von den Römern und Franken besiegt worden. Das hätte ich nun Alles sehen mögen, war aber jetzt so schwach, daß ich nicht ausgehen konnte. Es war mir lieblich zu Muthe! Aber Alles geht vorüber; es kam der folgende Tag, und mit ihm die Diligence, auf der ich Platz nahm. Man fährt von Chalons in 24 Stunden nach Paris, aber ich fühlte mich unbehaglich, scheute die Nachtfahrt und faßte den rasenden Entschluß, mich nur bis Dormans, wo man Abends ankömmt, einschreiben zu lassen und da zu übernachten. So that ich es auch.

Meine Gefährten im Coupé waren eine junge schöne Modehändlerin aus der Provinz, die ihre periodische Kunstreise nach Paris machte, und ein schon ältlicher Herr, der, nach seiner dunklen Kleidung und der Aengstlichkeit zu beurtheilen, in welche ihn die kleinste schiefe Neigung des Wagens versetzte, wohl ein protestantischer Pfarrer oder Schulmann war. Diese beiden Personen von so ungleichem Alter und Gewerbe unterhielten sich, ohne die

kleinſten Pauſen, auf das lebhafteſte mit einander; aber ich achtete nicht darauf, und hörte das Alles nur wie im Schlafe. In früheren Jahren war mir jede Reiſe ein Maskenballfeſt der Seele; alle meine Fähigkeiten walzten und jubelten auf das ausgelaſſenſte, und es herrſchte in meinem Kopfe ein Gedränge von Scherz und Ernſt, von dummen und klugen Dingen, daß die Welt um mich her ſchwindelte. Was hörte, bemerkte, beobachtete, ſprach ich da nicht Alles! Es waren Wolkenbrüche von Einfällen, und ich hätte hundert Jahrgänge des Morgenblattes damit ausfüllen können, und hätte die Cenſur nichts geſtrichen, tauſend Jahrgänge. Wie hat ſich das aber geändert!.. Ich ſitze ohne Theilnahme im Wagen, ſtumm wie ein Staatsgefangener in Oeſtreich und taub wie das Gewiſſen eines Königs. In der Jugend bemerkt man mehr die Verſchiedenheiten der Menſchen und Länder, und das eine Licht gibt tauſend Farben, im Alter mehr die Aehnlichkeiten, Alles iſt grau, und man ſchläft leicht dabei ein. Ich kann jetzt einen ganzen Tag reiſen ohne an etwas zu denken. Fand ich doch auf dem langen Weg von Strasburg hierher nichts weiter in mein Tagebuch zu ſchreiben, als die Bemerkung, daß ich in Lothringen mit ſechs Pferden habe pflügen ſehen und daß mein Kutſcher ſtundenlang mit Konrad von der Preßfreiheit und den Ordonnanzen mit einem Eifer geſprochen, als wäre von Hafer und Stroh die Rede. Und ſelbſt dieſes Wenige ſchrieb ich nur kurz und trocken nieder, ohne alle ſatyriſche Bemerkungen gegen die Miethkutſcher in der großen Eſchenheimer Gaſſe, in der kleinen Eſchenheimer Gaſſe, hinter der ſchlimmen Mauer und den übrigen Frankfurter Gaſſen, die in der Nähe des Taxiſchen Pallaſtes liegen. Den kleinen guten Gedanken: was würde Herr von Münch-Bellinghauſen thun, wenn ſich einmal ſein Kutſcher erkühnte, von Preßfreiheit zu ſprechen und würde ihm das nicht Anlaß geben, eine vertrauliche Sitzung der hohen Bundes-Verſammlung zu veranſtalten und darin auf ſchärfere Zenſur in den Bundesſtaaten anzutragen? — dieſen habe ich jetzt in dieſem Augenblicke erſt, und ihn ganz allein der Verzweiflung der Langenweile zu verdanken; im Tagebuch ſteht nichts davon. Iſt das nicht ſehr traurig?

— Man reiſ't jetzt auf der Diligence unglaublich wohlfeil. Der Platz von Strasburg bis Paris koſtet nicht mehr als zwanzig Franken, im Cabriolet ſechs und zwanzig. Dieſe Wohlfeilheit kömmt daher, weil es drei verſchiedene Unternehmungen gibt, die ſich wechſelſeitig zu Grunde zu richten ſuchen. Bei ſolchen niedrigen Preiſen haben die Aktionärs großen Verluſt, den ſie nicht lange ertragen können. Es kömmt jetzt darauf an, wer es am längſten aushält. Von Chalons bis Paris gehen täglich, die Malle-Poſte ungerechnet, ſechs Diligencen, drei von Metz, drei von Strasburg kommend.

Unter dieſen ſieben Looſen habe ich ſchon drei Nieten gezogen, denn in den drei Wagen, welche dieſen Mittag durchkamen, waren keine Plätze mehr. Heute Abend kommen die andern und wenn ich Glück habe wie bisher, werden ſie gleichfalls beſetzt ſeyn, und ich vielleicht acht Tage in Dormans bleiben müſſen. Das wäre mein Tod. Und welcher Tod! Der Tod eines Bettlers. Denn man wird hier auf eine ſo unerhörte Art geprellt, daß ein achttägiger Aufenthalt meine Kaſſe erſchöpfen, und mir nicht ſo viel übrig bleiben würde, meine Begräbnißkoſten zu beſtreiten. Hören Sie weiter wie es mir ging.

Um, wenn der Wagen ankäme, nicht aufgehalten zu ſeyn, verlangte ich dieſen Vormittag ſchon meine Wirthshaus-Rechnung. Die Wirthin machte die unverſchämte Forderung von etlichen und zwanzig Franken. Ich hatte geſtern Abend nichts als Braten und Deſſert gehabt, ein elendes Schlafzimmer, und dieſen Morgen Kaffee. Der Bediente das nämliche und wahrſcheinlich alles noch ſchlechter. Ich ſagte der Wirthin, ſie ſollte mir die Rechnung ſpezifiziren. Sie ſchrieb mir auf: Nachteſſen 9 Fr., Zimmer 8, Frühſtück 3, Zuckerwaſſer 1 Fr. und für einige Leſe-Bücher, die ich aus der Leihbibliothek hatte holen laſſen, 30 Sous. Ich fragte ſie kalt und giftig, ob ſie bei dieſer Forderung beſtände, und als ſie erwiederte: ſie könne nicht anders, nahm ich die Rechnung und ging fort, die Wirthin zu verklagen. Ich wollte einmal ſehen, wie in einer, auf einer Monarchie gepfropften Republik die Juſtiz beſchaffen ſei. Ich trat in den Laden eines Apothekers, um mich nach der Wohnung des Friedensrichters zu erkundigen. Die Apotheke ſah derjenigen, welche Shakeſpeare in Romeo und Julie beſchrieben, ſehr ähnlich, und ich glaube, ich hätte da leicht Gift haben können. Der müßige Apotheker las die neue Charte Constitutionelle. Statt aber auf meine Frage nach der Wohnung des Friedensrichters zu antworten, fragte er mich, was ich da ſuche? Ich erzählte ihm meinen theuren Fall. Er erkundigte ſich nach dem Wirthshauſe, und als ich es ihm bezeichnet, erwiderte er mir, er wiſſe nicht, wo der Friedensrichter wohne. Wahrſcheinlich war er mit der ſpitzbübiſchen Wirthin befreundet. Ich ging fort und ließ ihm einen verächtlichen Blick zurück. So ſind die Liberalen! Ich ließ mir von einem Andern das Haus des Friedensrichters bezeichnen. Ich trat hinein, ein Hund ſprang mir entgegen, der mich bald zerriſſen hätte, und auf deſſen Gebell eilte ein Knecht herbei, der mir ſagte, der Friedensrichter wäre verreiſ't und ich ſollte mich an den Greffier wenden. Mit Mühe fand ich die Wohnung des Greffiers. Der war über Land gegangen. Ich ſuchte den Maire auf; man ſagte mir, der wäre zum Präfekten gerufen worden, und ich ſollte zum Maire-Adjunkten gehen. Dieſen fand ich zu Hauſe.

Es war ein kleines altes Männchen in blonder Perücke, der einen großen Pudel auf dem Schoos hatte und ihn schor. Ein junges Frauenzimmer, Tochter oder Haushälterin, war mit Bügeln beschäftigt. Als ich eintrat, ließ der Maire-Adjunkt den Hund laufen, hörte meine Klage an, und sah mir über die Schulter in die Rechnung, die ich ihm vorlas. Das Mädchen trat auf meine linke Seite, sah mir gleichfalls über die Schulter in die Rechnung, verbrannte mir mit dem heißen Bügeleisen den kleinen Finger und rief in größtem Eifer aus: Nein, das ist unerhört, aber diese Leute machen es immer so. Der Maire-Adjunkt fiel seiner wahrscheinlichen Haushälterin nicht ohne Schüchternheit in das Wort, bemerkte, er könne sich nicht in die Sache mischen, das ginge den Friedensrichter an. Uebrigens, mein Herr, schloß er seine Rede, Sie werden schon öfter gereis't seyn. Diese kurze und weise Bemerkung brachte mich zur Besonnenheit, ich strich meinen verbrannten Finger an der noch ungeschornen Seite des Pudels, welches mir sehr wohl that, und ging fort.

Nach Hause zurückgekommen, erzählte ich der Wirthin, ich hätte sie verklagen wollen, aber die Behörden wären alle abwesend, und so blieb mir nichts übrig, als sie noch einmal zu fragen, ob sie sich denn gar nicht schäme, ich hätte ja ganz schlecht zu Nacht gegessen? Die Tochter der Wirthin erwiderte darauf: ich hätte sehr gut zu Nacht gegessen, ich hätte ein Suprême de Volaille gehabt. Dieses Suprême de Volaille war nichts als ein Dreieck von dem Leibe eines Huhns, in dessen einem Winkel eine kalte Krebsscheere stak, welche irgend ein Passagier vielleicht schon vor der Revolution ausgehöhlt hatte. Ich glaube, die Suprematie dieses Gerichts bestand blos in dieser hohlen Krebsscheere, denn das Uebrige war etwas ganz Gewöhnliches. Ich ward heftig und antwortete der Tochter: Que me parlez-vous d'un Suprême de Volaille? Vous êtes un Suprême de Canaille! Kaum hatte ich das Zornwort ausgesprochen, als ich es bereute. Erstens aus Höflichkeit, und zweitens aus Furcht; denn der Koch war mit seinem langen Messer hinzugetreten, und ich dachte, er würde mich auf der Stelle schlachten. Aber zu meinem Erstaunen achteten Wirthin, Tochter und Koch gar nicht auf mein Schimpfen, sie verzogen keine Miene und es war, als hätten sie es gar nicht gehört. Ich kann mir diese Unempfindlichkeit nicht anders erklären, als daß ich zu feines Französisch gesprochen, welches die Kleinstädter nicht verstanden.

Ich bezahlte meine Rechnung; um mich aber an den Leuten zu rächen und sie zu ärgern, ließ ich meine Sachen in das gerade gegenüber liegende Wirthshaus bringen. Hier aß ich zu Mittag und ließ mir dann ein Zimmer geben, wo ich Ihnen schreibe und auf die Ankunft der Diligence warte.

Morgen oder übermorgen schreibe ich von Paris. Sollten Sie aber morgen wieder einen Brief mit dem Postzeichen Dormans erhalten, dann öffnen Sie ihn nur gleich mit weinenden Augen, denn Sie können voraus wissen, daß ich Ihnen meinen Tod melde.

Fünfter Brief.

Paris, den 17. September 1830.

Seit gestern bin ich hier und Alles ist vergessen. Ob ich gesund und froh, wie Sie es wünschen, in Paris angekommen, oder durch mein Ankommen erst geworden bin, wüßte ich kaum zu bestimmen; doch glaube ich das letztere. Ich habe wunderliche Nerven. Wenn sie kein Lüftchen berührt, sind sie am unruhigsten und zittern wehklagende Töne gleich Elvirens Harfe in der Schuld. Diese Kränkelei macht mich so wüthend, daß ich meine eigenen Nerven zerreißen möchte. So oft sie aber ein grober Sturmwind schlägt, bleiben sie philosophisch gelassen, und verlieren sie ja die Geduld, brummen sie doch männlich, wie die Saiten einer Baßgeige. Ich kann es Ihnen nicht genug sagen, wie mir so behaglich worden gleich von der ersten Stunde an. Das moralische Klima von Paris that mir immer wohl; ich athme freier, und meine deutsche Engbrüstigkeit verlies mich schon in Bondy. Rasch zog ich alle meine Bedenklichkeiten aus und stürzte mich jubelnd in das frische Wellengewühl. Ich möchte wissen, ob es andern Deutschen auch so begegnet wie mir, ob ihnen, wenn sie nach Paris kommen, wie Knaben zu Muthe ist, wenn an schönen Sommerabenden die Schule geendigt und sie springen und spielen dürfen! Mir ist es gerade, als müßte ich unserm alten Conrector einen Esel bohren.

— Ich wohne hinter dem Palais-Royal. Die Zimmer sind gut, aber die enge Straße mit ihren hohen Häusern ist unfreundlich. Kein Sonnenblick den ganzen Tag. Und doch ist es mir manchmal noch zu hell; denn ich habe merkwürdige Gegenüber. Erstens, sehe ich in die Küche eines Restaurateurs. Schon früh Morgens fangen die ungewaschenen Köche zu tüchten und zu trachten an, und wenn man so mit ansieht, wie die Grazie, die allen französischen Schüsseln eigen ist, zu Stande kömmt, kann man die Eßlust auf eine ganze Woche verlieren. Dann sehe ich in das Zimmer einer Demoiselle; in eine Schneiderswohnung; in einen Roulette-Saal und in eine lange Gallerie von Cabinets inodores. Wie schön, freundlich und glänzend ist Alles nach der Gartenseite des Palais-Royal; nach hinten aber, wie betrübt und schmutzig Alles! Ich werde mich eilen, aus diesen Coulissen zu kommen und mich nach einer andern Wohnung umsehen.

Sie können es sich denken, daß ich nicht lange zu Hause geblieben, sondern gleich fort eilte, die alten Spielplätze meiner Phantasie aufzusuchen und die neuen Schlachtfelder, die ihr Wort gehalten. Aber ich fand es anders, als ich erwartete. Ich dachte, in Paris müsse es aussehen wie am Strande des Meeres nach einem Sturme, Alles von Trümmern bedeckt seyn, und das Volk müsse noch tosen und schäumen. Doch war die gewohnte Ordnung überall und von der Verheerung nichts mehr zu sehen. Auf einigen Strecken des Boulevards fehlen die Bäume, und in wenigen Straßen wird noch am Pflaster gearbeitet. Ich hätte die Stiefeln ausziehen mögen; wahrlich, nur barfuß sollte man dieses heilige Pflaster betreten. Die vielen dreifarbigen Fahnen, die man aufgesteckt sieht, erscheinen mir nicht als Zeichen des fortdauernden Krieges, sondern als Friedenspaniere. Die Fahne in der stolzen Hand Ludwigs XIV. auf dem Place des Victoires machte mich laut auflachen. Wir haben die Reiterstatüe vor acht Jahren zusammen aufrichten sehen. Wer hätte das damals gedacht? Träume von Eisen und Marmor — und doch nur Träume! — Noch schwebt jener Tag mir vor, noch höre ich den Polizei-Jubel, höre alle die Lieder mit ihren Melodien, welche bezahlte Bänkelsänger auf dem Platze sangen. Das eine Lied fing an: vive le roi, le roi, le roi, que chante le monde à la ronde — jetzt müßte es heißen statt que chante, que chasse le monde a la ronde. Wenn er nur nicht so alt wäre! das verbittert mir sehr meine Freude. Gott segne dieses herrliche Volk, und fülle ihm die goldnen Becher bis zum Rande mit dem süßesten Weine voll, bis es überströmt, bis es hinabfließt auf das Tischtuch, wo wir Fliegen herum kriechen und naschen. Summ, summ — wie dumm!

Alte deutsche Bekannte suchte ich gleich gestern auf. Ich dachte durch sie mehr zu erfahren, als was ich schon gedruckt gelesen, aber nicht Einer von ihnen war auf dem Kampfplatze, nicht Einer hat mitgefochten. Es sind eben Landsleute! Engländer, Niederländer, Spanier, Portugiesen, Italiener, Polen, Griechen, Amerikaner, ja Neger haben für die Freiheit der Franzosen, die ja die Freiheit aller Völker ist, gekämpft, und nur die Deutschen nicht. Und es sind deren viele Tausende in Paris, theils mit tüchtigen Fäusten, theils mit tüchtigen Köpfen. Ich verzeihe es den Handwerksburschen; denn diese haben es nicht schlimm in unserm Vaterlande. In ihrer Jugend dürfen sie auf der Landstraße betteln, und im Alter machen sie die Zunfttyrannen. Sie haben nichts zu gewinnen bei Freiheit und Gleichheit. Aber die Gelehrten! Diese armen Teufel, die in Schaaren nach Paris wandern, und von dort mit dem Morgenblatte, mit dem Abendblatte, mit dem Gesellschafter, mit der allgemeinen Zeitung correspondiren;

die das ganze Jahr von dem reichen Stoffe leben, den ihnen nur freies Volk verschaffen kann; die im dürren Vaterlande verhungern würden — diese wenigstens, und wäre es auch nur aus Dankbarkeit gegen ihre Ernährer, hätten doch am Kampfe Theil nehmen sollen. Aber hinter einem dicken Fensterpfosten, im Schlafrocke, die Feder in der Hand, das Schlachtfeld begucken, die Verwundeten, die Gefallenen zählen und gleich zu Papier bringen; zu bewundern statt zu bluten, und die Leiden eines Volks sich von einem Buchhändler bogenweise bezahlen zu lassen — nein, das ist zu schmachvoll, zu schmachvoll!

— Die Pracht und Herrlichkeit der neuen Gallerie d'Orleans im Palais-Royal kann ich Ihnen nicht beschreiben. Ich sah sie gestern Abend zum ersten Male in sonnenheller Gasbeleuchtung, und war überrascht wie selten von etwas. Sie ist breit von einem Glashimmel bedeckt. Die Glasgassen, die wir in früheren Jahren gesehen, so sehr sie uns damals gefielen, sind düstere Keller oder schlechte Dachkammern dagegen. Es ist ein großer Zaubersaal, ganz dieses Volks von Zauberern würdig. Ich wollte die Franzosen zögen alle Weiberröcke an, ich würde dann die schönsten Liebeserklärungen machen. Aber ist es nicht thöricht, daß ich mich schäme, Diesem und Jenem die Hand zu küssen, wozu mich mein Herz treibt — die Hand, die unsere Ketten zerbrochen, die uns frei gemacht, die uns Knechte zu Rittern geschlagen?

Sechster Brief.

Paris, den 18. September.

— Ich komme aus dem Lesekabinet. Aber nein, nein, der Kopf ist mir ganz verwirrt von allen den Sachen, die ich aus Deutschland gelesen! Unruhen in Hamburg; in Braunschweig das Schloß angezündet und den Fürsten verjagt; Empörung in Dresden! Seien Sie barmherzig, berichten Sie mir Alles auf das Genaueste. Und wenn Sie nichts Besonderes erfahren, schreiben Sie mir wenigstens die deutschen Zeitungen ab, die ich hier noch nicht habe auffinden können. Den französischen Blättern kann ich in solchen Dingen nicht trauen; nicht der zehnte Theil von dem, was sie erzählen, mag wahr seyn. Was aber deutsche Blätter über innere Angelegenheiten mittheilen dürfen, das ist immer nur der zehnte Theil der Wahrheit. Hätte ich mich also doch geirrt, wie mir schon manche vorgeworfen? Wäre Deutschland reifer als ich gedacht? Hätte ich dem Volke Unrecht gethan? Hätten sie unter Schlafmützen und Schlafrock heimlich Helm und Harnisch getragen? O, wie gern, wie gern! Scheltet mich wie einen

Schulbuben, gebet mir die Ruthe, ſtellt mich hinter den Ofen — gern will ich die ſchlimmſte Züchtigung ertragen, wenn ich nur Unrecht gehabt. Wenn ſie ſich nur erſt die Augen gerieben, wenn ſie nur erſt recht zur Beſinnung gekommen, werden ſie ſich erſtaunt betaſten, werden im Zimmer umher blicken, das Fenſter öffnen und nach dem Himmel ſehen, und fragen: welcher Wochentag, welcher Monatstag iſt denn heute, wie lange haben wir geſchlafen? Unglückſelige! nur der Muthige wacht. Wie hat man es nur ſo lange ertragen? Es iſt eine Frage, die mir den Schwindel gibt. Einer erträgt es, noch Einer, noch Einer — aber wie ertragen es Millionen? Der Spott zu ſeyn aller erwachſenen Völker! wie der kleine dumme Hans, der noch kein Jahr Hoſen trägt, zu zittern vor dem Stöckchen jedes alten, ſchwachen, gräulichen Schulmeiſters! . . Aber Wehe ihnen, daß wir erröthen! Das Erröthen der Völker iſt nicht wie Roſenſchein eines verſchämten Mädchens; es iſt Nordlicht voll Zorn und Gefahren.

Sonntag, den 19. September.

Mitternacht iſt vorüber; aber ein Glas Gefrorenes, das ich erſt vor wenigen Minuten bei Tortoni gegeſſen, hat mich ſo aufgefriſcht, daß ich gar keine Neigung zum Schlafe habe. Es war himmliſch! Das Glas ganz hoch aufgefüllt, ſah wie ein langes weißes Geſpenſt aus. Nun bitte ich Sie — haben Sie je gehört oder geleſen, daß Jemand ein Glas Gefrorenes mit einem Geſpenſte verglichen hätte? Solche Einfälle kann man aber auch nur in der Geiſterſtunde haben. Den Abend brachte ich bei *** zu. Es ſind ſehr liebenswürdige Leute und die es verſtehen, wenn nur immer möglich, auch ihre Gäſte liebenswürdig zu machen. Das iſt das Seltenſte und Schwerſte. Es war da ein Gemiſch von Deutſchen und Franzoſen, wie es mir behagt. Da wird doch ein gehöriger Salat daraus. Die Franzoſen allein ſind Oel, die Deutſchen allein Eſſig, und ſind für ſich gar nicht zu gebrauchen, außer in Krankheiten. Bei dieſer Gelegenheit will ich Ihnen die höchſt wichtige und einflußreiche Beobachtung mittheilen, daß man in Frankreich dreimal ſo viel Oel und nur ein Drittheil ſo viel Eſſig zum Salate verwendet, wie in Deutſchland. Dieſe Verſchiedenheit geht durch die Geſchichte, Politik, Religion, Geſelligkeit, Kunſt, Wiſſenſchaft, den Handel und das Fabrikweſen beider Völker, welches vor mir die berühmteſten deutſchen Hiſtoriker, die ſich doch immerfort rühmen, aus der Quelle zu ſchöpfen, leichtſinnig überſehen haben. Sie ſollen ſich aber den Kopf darüber nicht zerbrechen. Es iſt gerade nicht nöthig, daß Sie Alles verſtehen was ich ſage, ich ſelbſt verſtehe es nicht immer. Wie herrlich wäre es, wenn beide Länder in Allem ſo verſchmolzen wären, als es beide Völker heute Abend bei *** waren. In wenigen Jahren wird es ein Jahrtauſend, daß

Frankreich und Deutschland, die früher nur ein Reich bildeten, getrennt wurden. Dieser dumme Streich wurde, gleich allen dummen Streichen in der Politik, auf einem Congresse beschlossen, zu Verdun im Jahr 843. Aus jener Zeit stammen auch die köstlichen eingemachten Früchte und Dragées, wegen welcher Verdun noch heute berühmt ist. Einer der Congreß-Gesandten hatte sie erfunden, und war dafür von seinem gnädigen Herrn in den Grafenstand erhoben worden. Ich hoffe im Jahre 1843 endiget das tausendjährige Reich des Antichrists, nach dessen Vollendung die Herrschaft Gottes und der Vernunft wieder eintreten wird. Wir haben nämlich den Plan gemacht, Frankreich und Deutschland wieder zu einem großen fränkischen Reiche zu vereinigen. Zwar soll jedes Land seinen eignen König behalten, aber beide Länder eine gemeinschaftliche National-Versammlung haben. Der französische König soll wie früher in Paris thronen, der deutsche in unserem Frankfurt, und die National-Versammlung jedes Jahr abwechselnd in Paris oder in Frankfurt gehalten werden. Wenn Sie Ihre Nichte O*** besuchen, benutzen Sie doch die Gelegenheit, mit dem Koche des Präsidenten der Bundesversammlung von unserem Plane zu sprechen. Der muß ja die Gesinnungen und Ansichten seines Herrn am besten kennen.

— Die lieben Tuilerien habe ich heute wiedergesehen. Sie hießen mich willkommen, sie lächelten mir zu und Alles dort war wie zu meinem Empfange glänzend und festlich eingerichtet. Ich fühlte mich ein Fürst in der Mitte des fürstlichen Volkes, das unter dem blauen Baldachin des Himmels von seiner Krönung zurückkehrte. Es ist etwas Königliches in diesen breiten, vom Goldstaube der Sonne bedeckten Wegen, die an Palläſten vorüber, von Pallast zu Pallast führen. Mich erfreute die unzählbare Menschenmenge. Da fühlte ich mich nicht mehr einsam; ich war klug unter tausend Klugen, ein Narr unter tausend Narren, der Betrogene unter tausend Betrogenen. Da sieht man nicht blos Kinder, Mädchen, Jünglinge, Greise, Frauen; man sieht die Kindheit, die Jugend, das Alter, das weibliche Geschlecht. Nichts ist allein, geschieden. Selbst die mannichfachen Farben der Kleider erscheinen, aus der Ferne betrachtet, nicht mehr bunt; die Farbengeschlechter treten zusammen; man sieht weiß, blau, grün, roth, gelb, in langen breiten Streifen. Wegen dieser Fülle und Vollständigkeit liebe ich die großen Städte so sehr. Seine angeborne Neigung und Richtung kann keiner ändern, und um zufrieden zu leben, muß darum jeder, was ihm lieb ist, auf seinem Wege suchen. Aber das kann man nicht überall. Zwar findet man auch in der kleinsten Stadt jedes Landes Menschen von jeder Art, unter welchen man wählen kann; aber was nützt uns das? Es sind doch nur Muster, die zu keinem Kleide hinreichen. Nur in London und Paris

ist ein Waaren-Lager von Menschen, wo man sich verkaufen kann, nach Neigung und Vermögen.

Still, heiter, freundlich und bescheiden wie ein verliebtes glückliches Mädchen, lustwandelte das Pariser Volk umher. Als ich dieses sah und bedachte: noch sind zwei Monate nicht verflossen, daß es einen tausendjährigen König niedergeworfen, und in ihm Millionen seiner Feinde besiegt — wollte ich meinen Augen oder meiner Erinnerung nicht trauen. Es ist der Traum von einem Wunder! Schnell haben sie gesiegt, schneller haben sie vergessen. Wie mild hat das Volk die erlittenen Kränkungen erwiedert, wie bald ganz vergessen! Nur im offenen Kampfe, auf dem Schlachtfelde hat es seine Gegner verwundet. Wehrlose Gefangene wurden nicht ermordet, Geflüchtete nicht verfolgt, Versteckte nicht aufgesucht, Verdächtige nicht beunruhigt. So handelt ein Volk! Fürsten aber sind unversöhnlich und unauslöschlich ist der Durst ihrer Rache. Hätte Karl gesiegt, wie er besiegt worden, wäre das fröhliche Paris heute eine Stätte des Jammers und der Thränen. Jeder Tag brächte neue Schrecken, jede Nacht neues Verderben. Wir sehen ja, was in Spanien, Portugal, Neapel, Piemont und in andern Ländern geschieht, wo die Gewalt über die Freiheit siegte. Seit Jahren ist der Sieg entschieden und das Werk der Rache und der Verfolgung geht fort wie am Tage der Schlacht. Und es war ein Sieg, den man nur dem Meineide verdankte! Tausende schmachten noch im Kerker, Tausende leben noch in trauriger Verbannung, das Schwert des Henkers ist immer gezückt, und wo es schont, wo es zaudert, geschieht es nur, um länger zu drohen, um länger zu ängstigen. So entartet, so herabgewürdigt hat sich die Macht gezeigt, daß sie oft mit Grausamkeiten prahlte, die sie gar nicht begangen; sich der Gerechtigkeit schämend, manche ihrer Gefangenen nur heimlich schonte, und es als Verläumdung bestrafte, wenn man sie mild gepriesen! Mich empört die niederträchtige Unverschämtheit der Fürstenschmeichler, welche die Völker als Tiger, die Fürsten als Lämmer darstellen. Wenn jeder Machthaber, sobald er zum Besitze der Macht gelangt, gleich seine Leidenschaft zur Regel erhebt, grausame Strafen für jeden Widerstand voraus bestimmt, und diese Regel, diese Anwendung sich herabrollt durch Jahrhunderte — nennen sie das Gesetzlichkeit. Das Volk hat seine Leidenschaft nie zum Gesetz erhoben, die Gegenwart erbte nie die Missethaten der Vergangenheit, sie vermehrt der Zukunft zu überlassen. Wenn dumme, feige oder bestochene Richter aus altem Herkommen und verblichenen Gesetzen nachweisen können, daß sie in gleichen Fällen immer gleich ungerecht gewesen — nennen sie das Gerechtigkeit. Wenn der schuldlos Verurtheilte, durch Reihen schön geputzter Soldaten, durch die Mitte des angstzitternden Volkes, das nicht

zu weinen, nicht zu athmen wagt, ohne Laut und Störung zum Blutgerüste geführt wird — nennen sie das Ordnung; und schnellen Tod in langsame Qual des Kerkers verwandeln — das nennen sie Milde.

— Ich eilte die Terrasse hinauf, von wo man in die elysäischen Felder herabsieht. Dort setzte ich mich auf einen Traumstuhl und meine Gedankenmühle, die wegen Frost oder Dürre so lange still gestanden, fing gleich lustig zu klappern an. Welch' ein Platz ist das! Es ist eine Landstraße der Zeit, ein Markt der Geschichte, wo die Wege der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft sich durchkreuzen. Da unten steht jetzt ein Marmor-Piedestal, auf welches man die Bildsäule, ich glaube Ludwig XVI., hat stellen wollen. Die dreifarbige Fahne weht darüber. Es ist noch nicht lange, daß Karl X. mit großer Feierlichkeit den Grundstein dazu gelegt. Die Könige sollten sich doch nicht lächerlich machen und noch ferner den Grundstein zu einem Gebäude legen. Sie thäten besser, den letzten Ziegel auf dem Dache anzunageln; die Vergangenheit raubt ihnen Keiner. Wahrlich, die Zeit wird kommen, wo die fürstlichen Köche, wenn sie Morgens vor ihren Töpfen stehen, einander fragen werden: wen decken wir das wohl Mittags? und in ihrer philosophischen Zerstreuung manche Schüssel verfehlen werden . . . Was kam mir da oben nicht alles in den Sinn. Sogar fiel mir ein, woran ich seit zwanzig Jahren nicht gedacht: daß ich vor zwanzig Jahren in Wien gewesen. Es war ein schöner Tag wie heute, nur ein schönerer, denn es war am ersten Mai. Ich war im Augarten, welcher schöner ist als die Tuilerien. Die Volksmenge dort war groß und festlich ausgebreitet, wie die hier. Doch heute bin ich alt und damals war ich jung. Meine Phantasie lief umher wie ein junger Pudel, und sie war noch gar nicht dressirt; sie hatte noch nie etwas dem Morgenblatte oder sonst einem Zeitblatte apportirt. Sie diente nur sich selbst, und was sie holte, holte sie nur, es als Spielzeug zu gebrauchen und lies es wieder fallen. Und da fragte ich mich heute in den Tuilerien: damals, im Frühlinge des Lebens und der Natur, was dachtest du mit deinem frischen Geiste, was fühltest du mit deinem jungen Herzen? Ich besann mich . . . auf nichts. Mir fiel nur ein, daß der Erzherzog Karl und noch andere kaiserliche Prinzen öffentlich im Gartensaale gefrühstückt, und daß sie unter andern Chokolade getrunken, und gleich darauf Spargel mit Buttersauce gegessen, worüber ich mich zu seiner Zeit sehr gewundert. Ferner: daß ich selbst gefrühstückt, und zwar ganz köstliche Bratwürstchen, nicht länger und dicker als ein Finger, die ich seitdem in keinem Lande mehr gefunden . . . Chokolade, Spargel, Bratwürste — das waren alle meine Jugenderinnerungen aus Wien! Es ist ein Wunder! Und erst heute in den Tuilerien lernte ich verstehen, daß man auch die

Freiheit der Gedanken feſſeln könne, wovon ich oft gehört; es aber nie habe faſſen können.

Als nun die Frau kam und für ihren Stuhl zwei Sous einforderte, ſah ich ſie verwundert an und gab ihr zehn. Für dieſen Stuhl, dieſe Stunde, dieſe Ausſicht, dieſe Erinnerung hätte ich ein Goldſtück bezahlt. Das macht Paris ſo herrlich, daß zwar Vieles theuer iſt, das Schönſte und Beſte aber wenig oder gar nichts koſtet. Für zwei Sous habe ich meinem Zorn einen Schmaus gegeben, habe hundert Könige und ein großes Reich verſpottet, und Taſchen voll der ſchönſten Hoffnungen mit nach Hauſe gebracht.

— Es iſt drei Uhr, und die Raſenden im Roulette-Zimmer gegenüber ſtehen noch in dicken Kreiſen um den Tiſch. Das Fenſter nach der Straße iſt durch ein Drathgitter verwahrt. Die Unglücklichen dahinter ſehen wie wilde Thiere aus. Ich hoffe, es iſt keiner darunter, der im Juli mitgefochten. Gute Nacht.

Siebenter Brief.

Paris, Dienſtag den 21. September 1830.

Schreiben, Schriftſtellern, Gedanken bauen — wie wäre mir das möglich hier? Der Boden wankt unter meinen Füßen, es ſchwindelt um mich her, mein Herz iſt ſeekrank. Manchmal kömmt es mir ſelbſt ſpaßhaft vor, daß ich die Sorgen eines Königs habe, und ſo angſtvoll warte auf die Entſcheidung der Schlacht, als hätte ich dabei eine Krone zu gewinnen oder zu verlieren. Ach, wäre ich doch König nur einen kurzen Monat! Wahrlich, ich wollte keine Sorgen haben, aber geben wollte ich ſie.

Die tägliche, ja allſtündliche Bemühung der ſtärkſten Denkreize macht die Menſchen hier endlich ſtumpf und gedankenlos. Wenn es nicht ſo wäre, man ertrüge nicht Paris ſein ganzes Leben durch. Die Erfahrung, die anfänglich bedächtig macht, macht ſpäter leichtſinnig, und ſo erkläre und entſchuldige ich den Leichtſinn dieſes Volkes. Wir Deutſchen, die wir am längſten unter einem ſanften, wolkenfreien Traumhimmel leben, ſind rheumatiſch, ſobald wir wachen; wir ſpüren jede Erfahrung und jeder Wechſel der Empfindung macht uns krank.

Dieſen Mittag ſtand ich eine halbe Stunde lang vor dem Eingange des Muſeums und ergötzte mich an der unvergleichlichen Beredtſamkeit, Geiſtesgegenwart und Keckheit eines Marktſchreiers, der ein Mittel gegen Taubheit feil bot, und Mehrere aus der umſtehenden Menge in Zeit von wenigen Minuten von dieſer Krankheit heilte. Als ich unter dem herzlichſten Lachen fortging, dachte ich: mit dieſem Spaße ernähre ich mich den ganzen Tag. Und er dauerte keine drei Minuten lang, reichte keine dreißig Schritte weit!

Im Hofe des Louvre's begegnete ich einem feierlichen Trauerzuge, deſſen Spitze dort ſtill hielt, um ſich zu ordnen. Voraus ein Trupp Nationalgarden, welche dumpfe Trommeln ſchlugen, und dann ein unabſehbares Gefolge von ſtillen, ernſten, beſcheidenen, meiſtens jungen Bürgern, die paarweiſe gingen, und in ihren Reihen viele Fahnen und Standarten trugen, welche mit ſchwarzen Flören behängt, und deren Inſchriften von Immortellen oder Lorbeeren bekränzt waren. Ich ſah, fragte, und als ich die Bedeutung erfuhr, fing mein Blut, das kurz vorher noch ſo friedlich durch die Adern floß, heftig zu ſtürmen an, und ich verwünſchte mein Geſchick, das mich verurtheilte, jeden Schmerz verdampfen zu laſſen, wie eine heiße Suppe, und ihn dann löffelweiſe hinunter zu ſchlucken. Wie glücklich iſt der Kämpfer in der Schlacht, der ſeinen Schmerz, ſeinen Zorn kann ausbluten laſſen und der keine andere Schwäche fühlt: als die dem Gebrauche der Kraft nachfolgt!

Es war eine Todesfeier für jene vier Unter-Officiere, welche in der Verſchwörung von Berton der Gewalt in die Hände gefallen und als wehrloſe Gefangene ermordet wurden. Heute vor acht Jahren wurden ſie auf dem Greve-Platz niedergemetzelt, und weil es ein Mord mit Floskeln war, nannte man es eine Hinrichtung. Abends war Concert bei Hofe. Es iſt zum Raſendwerden! Acht Jahre ſind es erſt und ſchon hat ſich in Tugend umgewandelt, was damals für Verbrechen galt. Wenn man, wie es die Menſchlichkeit und das Kriegsrecht will, auch die im Freiheitskampfe Beſiegten in Gefangenſchaft behielte, ſtatt ſie zu tödten, dann lebten jene unglücklichen Jünglinge noch. Mit welchem Siegesjubel wäre ihr Kerker geöffnet worden, mit welchem Entzücken hätten ſie das Licht, die Luft der Freiheit begrüßt! Könige ſind ſchnell, weil ſie wiſſen, daß es keine Ewigkeit gibt für ſie, und Völker ſind langſam, weil ſie wiſſen, daß ſie ewig dauern. Hier iſt der Jammer. Wie damals, als ich die fluchwürdige Hinrichtung mit angeſehen, ſo war auch heute mein Zorn, weniger gegen den Uebermuth der Gewalt, als gegen die niederträchtige Feigheit des Volkes gerichtet. Einige Tauſend Mann waren zum Schutze der Henkerei verſammelt. Dieſe waren eingeſchloſſen, eingeengt von hunderttauſend Bürgern, welchen allen Haß und Wuth im Herzen kochte. Es war kein Leben, kaum eine Wunde dabei zu wagen. Hätten ſie ſich nur ſo viel bemüht, als ſie es jeden Abend mit Fröhlichkeit thun, ſich in die Schauſpielhäuſer zu drängen; hätten ſie nur rechts und links mit den Ellenbogen geſtoßen: die Tyrannei wäre erdrückt und ihr Schlachtopfer gerettet worden. Aber die abergläubiſche Furcht vor der Soldatenmacht! Warum thaten ſie nicht damals ſchon, was ſie acht Jahre ſpäter gethan? Es iſt zum Verzweifeln, daß ein

Volk ſich erſt berauſchen muß in Haß, ehe es den Muth bekömmt, ihn zu befriedigen; daß es nicht eher ſein Herz findet, bis es den Kopf verloren.

Mit ſolchen Gedanken ging ich neben dem Zuge her und begleitete ihn bis auf den Greve-Platz. Dort ſchloſſen ſie einen Kreis, und Einer ſtellte ſich auf eine Erhöhung und ſchickte ſich zu reden an. Ich aber ging fort. Was an dieſem Orte und über ſolche jammervolle Geſchichten zu ſagen iſt, war mir bekannt genug. Ich ging die neue Kettenbrücke hinan, die jetzt vom Greve-Platz hinüberführt und ſetzte mich auf eine der Bänke dort, um auszuruhen. Ich ſah den Strom hinab, maß die kurze Entfernung zwiſchen dem Louvre, wo Frankreichs Könige herrſchten, und dem Revolutions-Platze, wo ſie gerichtet wurden von ihrem Volke, und ich erſtaunte, daß die Gerechtigkeit, wenn auch eine Schnecke, ſo lange Zeit gebrauchte, dieſen kurzen Weg zurückzulegen. Zwiſchen der Bartholomäus-Nacht und der Eroberung der Baſtille ſind mehr als zwei Jahrhunderte verfloſſen. Heillos wuchert die Rache der Könige; aber die edle Rache der Völker hat niemals Zinſen begehrt! Man kann ungeſtört träumen auf dieſer Brücke. Sie iſt nur für Fußgänger, und ſo oft einer darüber ging, zitterte die Brücke unter mir und mir zitterte das Herz in der Bruſt. Hier, hier an dieſer Stelle, wo ich ſaß, fiel in den Juli-Tagen ein edler Jüngling für die Freiheit. Noch iſt kein Winter über ſein Grab gegangen, noch hat kein Sturm die Aſche ſeines Herzens abgekühlt. Die Königlichen hatten den Greve-Platz beſetzt, und ſchoſſen über den Fluß, die von jenſeits andrängenden Studenten abzuhalten. Da trat ein Zögling der polytechniſchen Schule hervor und ſprach: „Freunde, wir müſſen die Brücke erſtürmen. Folgt mir! Wenn ich falle gedenket meiner. Ich heiße d'Arcole; es iſt ein Name guter Vorbedeutung. Hinauf!“ Er ſprach's und fiel von zehn Kugeln durchbohrt. Jetzt lieſ't man in goldnen Buchſtaben auf der Pforte, die ſich über die Mitte der Brücke wölbt: Pont d'Arcole, und auf der andern Seite: le 28 Juillet 1830. Für Oſſians Aberglauben hätte ich in dieſer Stunde meine ganze Philoſophie hingegeben. Wie hätte es mich getröſtet, wie hätte ich mich verſöhnt mit dem zürnenden Himmel, hätte ich glauben können: um ſtille Mitternacht ſchreitet der Geiſt des gefallenen Helden über die Kettenbrücke, ſetzt ſich auf die eiſerne Bank, und ſchaut hinauf nach ſeinem goldnen Namen, der im Glanze des Mondes blinkt. Dann vernehmen die am Ufer wohnen ein leiſes ſeliges Jauchzen, ſüß wie ſterbender Flötenton und ſagen: das iſt d'Arcole's Freude.

Tugend, Entſagung, Aufopferung — ich habe dort viel darüber nachgedacht. Soll man oder ſoll man nicht? Der Ruhm; er iſt ein ſchöner Wahnſinn, aber doch ein Wahnſinn. Nun, wenn auch! Was heißt

Vernunft? Der Wahnſinn Aller. Was heißt Wahnſinn? Die Vernunft des Einzelnen. Was nennt Ihr Wahrheit? Die Täuſchung, die Jahrhunderte alt geworden. Was Täuſchung? Die Wahrheit, die nur eine Minute gelebt. Iſt es aber die letzte Minute unſeres Lebens, folgt ihr keine andere nach, die uns enttäuſcht, dann wird die Täuſchung der Minute zur ewigen Wahrheit. Ja, das iſt's. O ſchöner Tod des Helden, der für einen Glauben ſtirbt! Alles für Nichts gewonnen. Die Zukunft zur Gegenwart machen, die kein Gott uns rauben kann: ſich ſicher zu ſtellen vor allen Täuſchungen; unverfälſchtes, ungewäſſertes Glück genießen; die Freuden und Hoffnungen eines ganzen Lebens in einen, einen Feuertropfen bringen, ihn koſten und dann ſterben — ich habe es ausgerechnet bis auf den kleinſten Bruch — es iſt Verſtand darin!

Ich ging auf der andern Seite zurück. Dort fragte mich ein Bürger, der das Gedränge auf dem Greve-Platz bemerkte: Est-ce que le guillotine? Ich antwortete: au contraire, on déguillotine. „Wird guillotinirt?" Iſt das nicht köſtlich gefragt? Ich glaube, daß ich darüber gelacht.

Achter Brief.

Paris, den 28. September 1830.

Es iſt gräßlich, es iſt zu gräßlich, was in Brüſſel geſchieht! Was Paris im Juli geſehen, war Tändelei dagegen. Man könnte raſend werden über die Niederträchtigkeit der Fürſten. Und der König von Holland iſt noch einer der beſſern. Männer erwürgen, weil ſie ſich nicht länger wie Schulbuben wollen behandeln laſſen, über den Köpfen ihrer wehrloſen Weiber und Kinder die Dächer mit vergiftetem Feuer, mit Congreviſchen Raketen anzünden — das iſt die väterliche Liebe der Väter des Volkes, ſo thun ſie ſie kund! Ein Brüſſeler Zeitungsſchreiber fragt: „Wie viele Leichen braucht denn eigentlich ein König, damit er mit Behaglichkeit in ſeine Hauptſtadt einziehe?" Unglückſeliger Spötter! Wie viele Leichen braucht Ihr denn, bis es euch unbehaglich wird, und ihr die Geduld verliert mit euren Unterdrückern? Sie machen es noch lange nicht arg genug. Ich habe kein Mitleid mit den Belgiern, mit keinem Volke. Tu l'as voulu, tu l'as voulu, George Dandin! Der Prophet Samuel hat ſie ſchon vor drei Tauſend Jahren gewarnt. Sie haben nicht hören wollen, ſie mögen fühlen.

Geſtern habe ich zum erſten Male unſern König geſehen — unſern König, den wir gemacht haben. Es wird ſich zeigen, ob wir geſchickter ſind als Gott, der die frühern Könige gemacht hat, wie Kunſtkenner behaupten. Er zeigte ſich auf einer offenen Gallerie im Palais-Royal und wurde vom

Volke mit wahrer Herzlichkeit begrüßt. Sie lachten ihn an, ließen ihn hoch leben und es schien mir alles aus der innersten Seele zu kommen. Ich stimmte mit ein. Man liebt gern, wenn es einem nicht gar zu sauer gemacht wird.

So eben erfahre ich, in Gera wäre eine Revolution ausgebrochen. Dem D., der mir diese freudige Nachricht brachte, habe ich zum Lohne ein Beefsteak holen lassen. Habe ich sie endlich einmal, die Fürsten Reuß, Greiz, Schleiz und wie sie sonst heißen! Ist der Tag der Rache endlich erschienen! Schon dreißig Jahre gedenke ich es ihnen. Wie haben sie mich in meiner Jugend gequält mit der verworrenen Geographie ihrer Ländlein, und den Verzweigungen ihrer Familie! Das war ein Linienwerk wie in der flachen Hand; man mußte eine Zigeunerin seyn, um daraus klug zu werden. Die Familienhäupter heißen alle Heinrich, und sich von einander zu unterscheiden, sind sie numerirt. Der Eine heißt Heinrich XVIII., der Andere Heinrich LX., der Dritte Heinrich LXIII., der Vierte Heinrich LXX. Das Einmaleins geht nicht weiter, und das sollten wir armen Kinder alle auswendig lernen für die nächste Ostern-Prüfung. Ich lernte damals lieber die Geographie von Aegypten, wo gerade Buonaparte durchzog. Wenn mein sanfter Lehrer, Doctor Schapper, mich in den Pyramiden ertappte, sagte er mit feiner Kindbetterin-Stimme: das ist auch nützlich; aber mit der vaterländischen Geographie muß man den Grund legen. Nun schwöre ich es Ihnen bei der heiligen Ignoranz, daß wenn ich jetzt auf der Stelle nach Cairo reisen müßte, ich ganz genau den Weg wüßte, den ich zu nehmen; wenn aber nach dem Lande Reuß, müßte ich erst hinüber und herüber im Postbuche nachschlagen. In welchem Theile von Deutschland Gera liegt, oben, unten, rechts, links — ich weiß es wahrhaftig nicht. Aber so viel weiß ich, daß man Gera mit allen seinen Einwohnern in die Richelieu-Straße stellen könnte. Jetzt stellen Sie sich vor, daß diese kleine Stadt zwei oder gar drei Fürsten hat, die sie gemeinschaftlich beherrschen. Ist es da ein Wunder, wenn es zur Revolution gekommen? Es ist schon mit einem Fürsten nicht auszuhalten. Der Doctor Schapper hat aber einen guten vaterländischen Grund in mir gelegt! Er wird sich freuen, wenn er es erfährt.

Freitag, den 1. October.

— Cotta will hier in Paris eine Zeitung herausgeben, wie mir eben D. erzählte, an den er sich vorläufig deswegen gewendet. Wenn es nur zur Ausführung kömmt — es wäre himmlisch. Hundert deutsche Minister würden darüber verrückt werden. Was könnte dieser Mann mit seinem Reichthume, seiner Thätigkeit, seinem Geschäftskreise und seinen Verbindungen nicht Alles wirken, wenn er wollte! Er allein versteht es, wie man die

urchtsamen Federn beherzt macht, und die verborgensten Schubladen der Geheimnißkrämer öffnet. Wenn ich an die Censur denke, möchte ich mit dem Kopfe an die Wand rennen. Es ist zum Verzweifeln. Die Preßfreiheit ist noch nicht der Sieg, noch nicht einmal der Kampf, sie ist erst die Bewaffnung; wie kann man aber siegen ohne Kampf, wie kämpfen ohne Waffen. Das ist der Zirkel, der einen toll macht. Wir müssen uns mit nackten Fäusten, wie wilde Thiere mit den Zähnen, wehren. Freiwillig gibt man uns nie die Preßfreiheit. Ich möchte unsern Fürsten und ihren Rathgebern nicht Unrecht thun, ich möchte nicht behaupten, daß bei allen und überall, der böse Wille, alle Mißbräuche, welche durch die Presse offenkundig würden, fortzusetzen, Schuld an der hartnäckigen Verweigerung der Preßfreiheit sey; das nicht. Wenn sie regierten wie die Engel im Himmel und auch der anspruchsvollste Bürger nichts zu klagen fände: sie würden doch Preßfreiheit versagen. Ich weiß nicht — sie haben eine Eulen-Natur, sie können das Tageslicht nicht ertragen; sie sind wie Gespenster, die zerfließen, sobald der Hahn kräht.

— Die Frankfurter Bürgerschaft wäre ja rein toll, wenn sie dem Senate die Anwerbung von Schweizertruppen bewilligte. Das gäbe nur eine Leibwache für die Bundesversammlung und die steckt gewiß hinter dem Plane.

— Merkwürdig sind die Hanauer Geschichten! Wer hätte das erwartet? Kann sich die Freiheit in der Nähe von Frankfurt bewegen? Es gibt irgendwo einen See von so giftiger Ausdünstung, daß alle Vögel, die darüber fliegen, gleich todt herabfallen. So erzählt man, aber ich glaube es nicht.

— Es hat sich hier seit einiger Zeit eine religiöse Gesellschaft gebildet, welche die Lehren des St. Simon zu verbreiten sucht. Ich habe früher nie etwas von diesem Simon gehört. Es werden Sonntags Predigten gehalten. Wie man mir erzählt, soll gleiche Vertheilung der Güter eine der Grundlehren seyn. Die Gesellschaft zählt schon viele Anhänger und der Sohn meines Banquiers gehört zu den eifrigsten Mitgliedern. Wenn ich Geld bei ihm hole, und ich ihm einen Wechsel anbiete, wird er mir gewiß sagen: das ist gar nicht nöthig, sein Geld sey auch das meinige. Ich freue mich sehr darauf.

Gestern habe ich die Giraffe gesehen, die in einem Gehege frei umhergeht. Ein erhabenes Thier, das aber doch viel Lächerliches hat; eine tölpelhafte Majestät. Man muß oft lange warten, bis es ihr gefällig ist, die Beine aufzuheben und sich in Bewegung zu setzen. Gewöhnlich steht sie still, an Bäumen oder an der Mauer eines dort befindlichen Gebäudes und benagt die obersten Zweige oder das Dach. Das Thier sieht sehr metaphysisch

aus, lebt mit dem größten Theile seines Wesens in der Luft, und scheint die Erde nur zu berühren, um sie verächtlich mit Füßen zu treten. In dem nämlichen Gehege befanden sich auch noch andere Thiere, melancholische Büffel und sonstige. Zuweilen gingen diese unter dem Bauche der Giraffe weg, und dann sah es aus wie Schiffe, die unter einem Brückenbogen hinfuhren.

Neunter Brief.

Paris, Mittwoch den 6. October 1830.

Ob ich zwar vorher wußte, daß die deutschen Regierungen den Forderungen des Volkes nicht nachgeben, sondern Maaßregeln der Strenge ergreifen würden; ob ich zwar vom Schauplatz entfernt bin, so hat mir Ihr heutiger Bericht von den Truppenbewegungen, von dem Mainzer Kriegsgerichte, doch die größte Gemüthsbewegung gemacht. Ich hielte das nicht aus und ich bin froh, daß ich mich entfernt habe. Gott hat die Fürsten mit Blindheit geschlagen und sie werden in ihr Verderben rennen. Sie haben die ruhigsten und gutmeinendsten Schriftsteller mit Haß und Verachtung behandelt, sie haben nicht geduldet, daß die Beschwerden und Wünsche des Volkes in friedlicher Rede verhandelt würden, und jetzt kommen die Bauern und schreiben mit ihren Heugabeln, und wir wollen sehen, ob sich ein Censor findet, der das wegstreicht. Die alten Künste, in jedes aufrührerische Land fremdes Militär zu legen, Nassauer nach Darmstadt, Darmstädter nach Nassau, werden nicht lange ausreichen. Wenn einmal der Soldat zur Einsicht gekommen, daß er Bürger ist eher als Soldat, und wenn er einmal den großen Schritt gethan, blinden Gehorsam zu verweigern, dann wird er auch bald zur Einsicht kommen, daß alle Deutsche seine Landsleute sind, und wird nicht länger um Tagelohn ein Vater- oder Brudermörder seyn. Alle alte Dummheiten kommen wieder zum Vorschein, nicht eine ist seit fünfzehn Jahren gestorben. So habe ich in deutschen Blättern gelesen, man habe entdeckt, daß eine geheime Gesellschaft die revolutionären Bewegungen überall geleitet, und man sey den Rädelsführern auf der Spur. Die schlauen Füchse!

— Gestern Abend war ich bei Lafayette, der jeden Dienstag eine Soirée gibt. Wie es da zuging, davon kann ich Ihnen schwer eine Vorstellung geben, man muß das selbst gesehen haben. In drei Salons waren wohl drei Hundert Menschen versammelt, so gedrängt, daß man sich nicht rühren konnte, aber im wörtlichsten Sinne nicht rühren. Lafayette, der 73 Jahre alt ist, sieht noch ziemlich rüstig aus. Er hat eine sehr gute Physiognomie, ist immer freundlich und drückt jedem die Hand. Wie es aber der alte

Mann den ganzen Abend in dem Gedränge und in der Hitze aushält, ist mir unbegreiflich. Dazu muß man ein Franzose seyn. Als man ihm die Nachrichten aus . . . mittheilte, schien er sehr vergnügt und lachte. Ich habe den Abend viele Leute gesprochen, die ich natürlich nicht alle kenne. Auch viele Deutsche waren da, junge Leute, die sehr revolutionirten. Die ganze Gesellschaft würde im Oesterreichischen gehenkt werden, wenn man sie hätte. Es geht da sehr ungenirt her, ja ungenirter als im Kaffeehause. Und dabei hat man die Erfrischungen umsonst. Ich ging schon um zehn Uhr weg. Da waren noch die Treppen bedeckt von Leuten, die kamen. Wie die aber Platz finden mochten, weiß ich nicht. Es waren auch zwei Sophas mit Frauenzimmern da, meistens Nordamerikanerinnen. Talleyrand war neulich, ehe er nach London abreis'te, in Lafayette's Salon; es hat aber kein Mensch mit ihm gesprochen. Ich sprach unter andern zwei Advokaten, welche die Vertheidigung der angeklagten Minister übernommen. Sie sagten, die Sache stände schlimm mit ihren Klienten, und sie ständen in Lebensgefahr. Sie wären aber auch so dumm, daß sie nicht einmal so viel Verstand gehabt hätten, zu entwischen, was die Regierung sehr gern gesehen hätte. Jetzt sey es zur Flucht zu spät. Der Kommandant in Vincennes, wo die Minister eingesperrt sind, sey streng und lasse nicht mit sich reden. Man erzählte auch von einem Bauern-Aufstand in Hanau. Wissen Sie etwas davon?

— Ihre Briefe machen mir eigentlich nur Freude, ehe ich sie aufmache, und in der Erwartung, daß sie recht groß sind. Aber einmal geöffnet, ist auch Alles vorüber. In einer Minute habe ich sie gelesen, es ist das kürzeste Vergnügen von der Welt. Ich werde durch Ihre langen Buchstaben und gestreckten Zeilen sehr übervortheilt. Ihre ganzen Briefe brächte ich in zwanzig Zeilen. Was können Sie aber dafür? Ihre Freundschaft reicht nicht weiter.

— Was mag jetzt nicht in Deutschland Alles vorgehen, was man gar nicht erfährt, weil es nicht gedruckt werden darf! Ich habe den Abend oft das ganze Zimmer voll deutscher Jünglinge, die alle revolutioniren möchten. Es ist aber mit den jungen Leuten gar nichts anzufangen. Sie wissen weder was sie wollen, noch was sie können. Gestern traf ich bei Lafayette einen blonden Jüngling mit einem Schnurrbarte und einer sehr kecken und geistreichen Physiognomie. Dieser war von *** wo er wohnt, als dort die Unruhen ausgebrochen, hierhergekommen, hatte Lafayette, Benjamin Constant, Quiroga und andere Revolutionshäupter besucht und um Rath gefragt, gerade als hätten diese Männer ein Revolutionspulver, das man den Deutschen eingeben könnte.

Was sagen Sie dazu, daß die Todesstrafe abgeschafft werden soll, vor jetzt wenigstens bei politischen Vergehen? Ist das nicht schön? Und das geschieht nur in der Absicht, die angeklagten Minister zu retten. Und nicht etwa die Regierung allein will das, sondern der bessere Theil des Volkes selbst. Diese Woche kam eine Bittschrift von hundert blessirten Bürgern, die alle die Abschaffung der Todesstrafe fordern, an die Kammer. Mich rührte das sehr, daß Menschen, welche von den Ministern unglücklich gemacht worden, um das Leben ihrer Feinde bitten. Wenn man bei unserer lieben deutschen Bundesversammlung um die Abschaffung der Todesstrafe in politischen Vergehen einkäme, würde man freundlichen Bescheid bekommen! Und doch, wenn sie klug wären, sollten sie schon aus Egoismus die alten blutigen Gesetze mildern. Heute noch haben sie die Macht, wer weiß wie es morgen aussieht.

Zehnter Brief.

Paris, den 19. October 1830.

Seit gestern bin ich in meiner neuen Wohnung. Ich wollte sie schon Freitag beziehen, aber meine Wirthin, eine junge hübsche Frau, machte eine ganz allerliebste fromme Miene, sagte: c'est vendredi und bat mich meinen Einzug zu verschieben. Ich bot ihr an, alles Unglück, was daraus entstehen könnte, auf mich allein zu nehmen, doch sie gab nicht nach. Man sagte mir, dieser Aberglaube sey hier in allen Ständen sehr verbreitet. Es giebt zum Transporte der Möbel beim Ein- und Ausziehen eine eigene Anstalt, ein besonderes Fuhrwesen. Bei den häufigen Wohnungsveränderungen, die hier statt finden, sind jene Wagen nicht täglich zu haben, man muß oft Wochen lang vorher seine Bestellung machen. An den Freitagen aber sind sie unbeschäftigt, weil da Niemand sein Haus wechseln will. Sollte man das von Parisern erwarten?

Gestern am achtzehnten October, am Jahrestage der Leipziger Schlacht und der Befreiung Deutschlands, fing es mich zu frieren an, und da ließ ich zum erstenmale Feuer machen. Jetzt brennt es so schön hell im Kamine, daß mir die Augen übergehen. Der Preis des Holzes ist ungeheuer. Man kann berechnen, wie viel einem jedes Scheit kostet; die Asche ist wie geschmolzenes Silber. Dabei gedachte ich wieder mit Rührung meines, nicht theuern, sondern im Gegentheile wohlfeilen Vaterlandes. Als meine Wirthin mich seufzen hörte und sah, wie ich aus Oekonomie die Hände über den Kopf zusammenschlug, tröstete sie mich mit den Worten: mais c'est tout ce qu'il y a de plus beau en bois! Diese kleine Frau gibt einem die schönsten

Redensarten, aber sie sind kostspielig. Den Miethpreis der Zimmer, den ich zu hoch fand, herabzustimmen, gelang aller meiner Beredtsamkeit nicht. Sie widerlegte mich mit der unwiderleglichen Bemerkung: Der englische Ort sey doch ganz allerliebst — mais vous avez un lieu anglais qui est charmant. Die reichen Engländer setzen viel Gewicht darauf, und der arme Deutsche muß das mit bezahlen.

Ich habe mit einigen deutschen Zeitungs-Redakteuren Verbindungen angeknüpft, um eine Correspondenz zu übernehmen, die mir das allerschönste Holz und den anmuthigsten aller englischen Orte bezahlen helfe; es ist aber nichts zu Stande gekommen. Die Einen und die Andern wollten nicht Geld genug hergeben, oder können auch nicht mehr bei den armseligen Verhältnissen, in welchen sich die meisten deutschen Blätter befinden. Die Hamburger Zeitung, welche, da sie einen bedeutenden Absatz hat, mir meine Forderungen vielleicht bewilligt hätte, machte mir die Bedingung, ich müßte mich auf Thatsachen beschränken und dürfe nicht räsonniren. Da ich aber nach Frankreich nicht gereis't bin, um ein Stockfisch zu werden, sondern gerade wegen des Gegentheils, brach ich die Unterhandlung ab.

— — Eine ganze Stunde habe ich das Schreiben unterbrochen und darüber von dem langen Briefe, den ich im Kopfe hatte, den größten Theil vergessen. Mich beschäftigte eine Kritik meiner gesammelten Schriften, welche in den neuesten Blättern der Berliner Jahrbücher steht, und die mir ein Freund zugeschickt. Es darf Sie nicht wundern, daß ich mich dadurch zerstreuen ließ; mit einer Recension könnte man einen Schriftsteller selbst vom Sterben abhalten. Ich bin mit meinem Kritiker sehr zufrieden, und Alles was er sagt, hat mir Freude gemacht. Er lobt mich von Herzen und tadelt mich mit Verstand. So oft von meinen politischen Ansichten und Gesinnungen die Rede ist, stellt er sich freilich an, als verstände er mich nicht und widerspricht mir; doch wird es keinem Leser entgehen, wie das gemeint ist. Im Grunde denkt Herr Neumann (so heißt der Berliner Recensent) ganz wie ich; aber ein königlich preußischer Gelehrter muß sprechen wie der Herr von Schuckmann. Das ist das Preußenthum, das ist die protestantirte österreichische Politik. Das ist, was ich in meiner Broschüre über die Berliner Zeitung alles vorhergesagt.

— Vor einigen Tagen war ich zum ersten Male im Theater, und zwar in meinen geliebten Variétés. Ich wurde den Abend um einige Pfunde leichter, was bei einem deutschen Bleimännchen, wie ich eins bin, schon einen großen Unterschied macht. Es wird einem dabei ganz tänzerlich zu Muthe, die Füße erheben sich von selbst und man könnte sich nicht enthalten, selbst Hegel zu einem Walzer aufzufordern, wenn er gerade in der Nähe stände.

Ich habe meine Freude daran, wie sich das leichtsinnige Volk Alles so leicht macht. Sie schreiben schneller ein Stück, als man Zeit braucht, es aufführen zu sehen. Kaum waren acht Tage nach der Revolution verflossen, als schon zwanzig Komödien fertig waren, die alle auf das Ereigniß Bezug hatten. Gewöhnlich ist kein gesunder Menschenverstand darin, aber wozu auch? Ist nicht jedes Volk ein ewiges Kind und brauchen daher Volks-Schauspiele Verstand zu haben? Alle diese Gelegenheitsstücke sind nun jetzt wieder von der Bühne verschwunden — „die Todten reiten schnell" — und ich eilte mich daher, eins der wenigen übrig gebliebenen noch auf seiner Flucht zu erhaschen. Ich sah Mr. de la Jobardière. Das ist einer von den altadeligen geräucherten Namen, die schon Jahrhunderte im Schornstein hängen und jetzt von der jungen Welt herabgeholt und gegessen werden. Der alte Edelmann ist ein guter Royalist, lang und hager und sehr gepudert. Seine Frau ist eine gute Royalistin, dick und rund und geschminkt. Der junge Hausarzt — versteht sich ein Bürgerlicher — ist in die Tochter verliebt. Jetzt kommt der Vorabend der Revolution. Der Arzt, ein Patriot, giebt den Eltern seiner Geliebten, theils um ihnen die Unruhe zu ersparen, theils um ihnen eine Ueberraschung zu bereiten, Opium ein, so daß sie während der drei Revolutionstage schlafen und erst am dreißigsten Juli aufwachen, da Karl X. schon auf dem Wege nach Rambouillet war. Der Royalist, im Schlafrocke, nimmt wie gewöhnlich, beim Frühstücke seine Zeitungen vor. Da findet er ein Blatt la Révolution, ein anderes le Patriote genannt, Blätter die während seinem Schlafe erst entstanden waren. Er reibt sich die Augen und klingelt seinem Bedienten. Dieser tritt wie ein Bandit mit Säbel und Pistolen bewaffnet herein und trägt einen Gensd'armes-Hut auf dem Kopf. Der Royalist fragt, ob er verrückt geworden, und als er von ihm die Erzählung der vorgefallenen Ereignisse vernimmt, fängt er an, an seinem eigenen Kopf zu zweifeln und schickt nach dem Arzte. Bald erscheint dieser in der Uniform eines Nationalgarden-Officiers und bestätigt Alles. Der Royalist wankt, aber seine festere Frau will noch nichts glauben, sagt: Der König verjagt — das könne nur ein Mißverständniß seyn, und sie wolle in die Fauxbourg St. Germain gehen und Erkundigungen einziehen. Sie geht fort, kehrt nach einer Weile zurück und zwar mit einer dreifarbigen Kokarde, groß wie ein Wagenrad auf der Brust, und sagt, leider sey Alles wahr. Das royalistische Ehepaar tröstet sich aber sehr bald, und ist der sehr vernünftigen Meinung, ein König sey wie der andere, der Herzog von Orleans sey König und darum das Unglück nicht so groß. Le Roi est mort, vive le Roi! schreien sie und der Arzt bekommt die Tochter. Ist das nicht eine prächtige Erfindung?

Der dreißigſte Juli war auch der Himmelfahrtstag Napoleons. Seitdem wird er als Gott angebetet. Ich ſah la redingote grise. Es iſt die bekannte Geſchichte von der ſogenannten kaiſerlichen Großmuth gegen die Prinzeſſin Hatzfeld in Berlin. Der Theater-Lieferant hatte den Verſtand, Napoleon nichts ſprechen zu laſſen. Er erſcheint als Graumännchen auf einige Minuten, und verſchwindet dann wieder. Es iſt recht ſchauerlich.

Die unheilige Dreieinigkeit vollſtändig zu machen, erſchien nach der Volks-Souveränetät und Buonaparte am nämlichen Abende der leibhaftige Teufel ſelbſt auf der Bühne, unter Voltaire's Geſtalt. Das Vaudeville heißt Voltaire chez les Capucins. Das Stück ſpielt in einem Capuziner-Kloſter, worin Voltaire als ungekannter Gaſt eingekehrt war. Es ſind heuchleriſche Pfaffen, die dort ihr Weſen treiben. Voltaire entdeckt ihre Schelmereien, ihre geheimen Liebſchaften, ihre Ränke und Miſſethaten; er ſchürt das Feuer, und ſchwelgt ganz ſelig in Schadenfreude und Bosheit. Es war eine Luſt, wie gut ihn der Schauſpieler dargeſtellt — aber gottlos, ſehr gottlos.

— Sie fragen mich, was ich erwarte, was ich denke? Ich erwarte, daß die Welt untergehen wird, und daß wir den Verſtand darüber verlieren werden. Ich zweifle nicht daran, daß bis zum nächſten Frühlinge ganz Europa in Flammen ſtehen wird, und daß nicht blos die Staaten über den Haufen fallen werden, ſondern auch der Wohlſtand unzähliger Familien zu Grunde gehen wird. Zu ihren Luſtbarkeiten laden die Fürſten nur Edelleute ein; aber wenn das Unglück über ſie kömmt, bitten ſie auch ihre Bürger zu Gaſte. Dafür ſorgen ſie voraus, zu dieſem edlen Zwecke machen ſie Staatsſchulden. Wir können ſtolz darauf ſeyn; es iſt eine große Ehre, in ſo vornehmer Geſellſchaft zu jammern.

Eilfter Brief.

Paris, den 30. October 1830.

Ich Unglücklichſter muß meine Wohnung von neuem wechſeln. Der Kamin raucht, und der Fußboden, obzwar parquetirt, iſt von einer beleidigenden Kälte. Nicht ohne Grobheit machte ich meiner ſchönen Wirthin Vorwürfe, daß ſie mir die geheimen Fehler der Zimmer verſchwiegen. Sie ſtellte ſich ganz überraſcht und erwiderte: das wäre ihr unbegreiflich; ein junger Spanier habe doch zwei Winter bei ihr gewohnt und ſich nie über das Geringſte beſchwert. Das will ich wohl glauben! Ich ließ mich durch die ſchönſten franzöſiſchen Verſprechungen von Teppichen und Kamin-Verbeſſerungen nicht täuſchen, kündigte ſogleich auf und ging fort, mich nach

einer andern Wohnung umzusehen. Als ich unten von der Straße nach meinem geöffneten Fenster hinaufsah, bemerkte ich, daß mein Wohnzimmer über dem Thorweg liegt, und die Kälte des Fußbodens gar nicht zu heilen ist. Das war mir entgangen, sowohl beim Miethen als während der vierzehn Tage, daß ich im Hause wohne. Und doch bin ich Doktor der Philosophie! Wie dumm mögen erst gewöhnliche Menschen seyn, die von Fichte und Schelling nie ein Wort gelesen! Ich schämte mich im Stillen und nahm mir fest vor, mich nie mehr mit Staatsreformen zu beschäftigen.

— Eine Flinte möchte ich haben und schießen. Mit guten Worten, das sehe ich täglich mehr ein, richtet man nichts aus. Ich wünsche, daß es Krieg gäbe, und der kränkelnde Zustand der Welt in eine kräftige Krankheit übergehe, die Tod oder Leben entscheide. Wenn es Friede bleibt, wird die Zuchtmeisterei in Deutschland immer unerträglicher werden, und glauben Sie ja keinem Menschen das Gegentheil; ich werde Recht behalten. Dem deutschen Bürgerstande wird Angst gemacht vor dem Pöbel und er bewaffnet sich, stellt sich in seiner viehischen Dummheit unter das Commando der Militärmacht und vermehrt dadurch nur die Gewalt der Regierungen. Hier und in den Niederlanden wird der Pöbel auch aufgehetzt. Die Nationalgarde hält ihn im Zaum, läßt sich aber nicht zum Besten haben, sondern vertheidigt und beschützt nur seine eignen Rechte und seinen eignen Vortheil. Heute las ich in einer hiesigen Zeitung, daß ein Koch in Dresden zu sechszehnjähriger Zuchthausstrafe verurtheilt worden, weil man bei einem Volksauflaufe ein Messer bei ihm gefunden. Als wenn es nicht ganz was Natürliches und Gewöhnliches wäre, daß ein Koch ein Messer bei sich führe! Auch hat man einen Grafen Schulenburg, der das Volk aufgewiegelt haben soll, arretirt und nach Berlin geführt. Es versteht sich, daß die deutschen Zeitungen nicht Graf Schulenburg schreiben durften, sondern nur Graf S. Nur in den französischen Blättern war der Name ausgeschrieben. Ich zweifle zwar nicht daran, daß es in Deutschland Menschen gibt, die aus Patriotismus oder Muthwillen das Volk aufwiegeln; aber gewiß haben sie die verschiedenen Insurrektionen nicht herbei geführt, sondern höchstens benutzt. Die Regierungen aber, in ihrer alten bekannten Verstocktheit, werden glauben oder sich anstellen zu glauben, einzelne Aufwiegler wären an allen Unruhen Schuld, und wenn sie nun diese in ihre Gewalt bekommen, werden sie denken, Alles sey geendigt, auf die Klagen des Volkes ferner keine Rücksicht nehmen, und in die alte Lage zurück fallen. Nur Krieg kann helfen.

Vor einigen Tagen stand in einem hiesigen Blatte ein sehr merkwürdiger Brief aus Deutschland, der über die dortigen Unruhen ein großes und neues Licht verbreitet. Es wird darin erzählt, wie Metternich diese Unruhen

angefacht habe und wozu er sie habe benutzen wollen. Er gedachte nämlich, die bairischen Truppen und die der andern süddeutschen Staaten, unter dem Vorwande, sie zur Dämpfung der ausgebrochenen Insurrektionen zu verwenden, in die Ferne zu locken und dadurch jene Länder wehrlos zu machen. Der König von Baiern habe aber den Plan durchschaut und ihn vereitelt. Der Bericht ist sehr interessant und ist, wie mich Einer versicherte, von Herrn von Hormayr in München eingesandt. Dieser war früher in Wien angestellt und ist ein großer Feind von Metternich. Es ist sehr traurig, daß in deutschen Blättern der genannte Artikel nicht erscheinen darf, und er daher gar nicht bekannt werden wird. Ich hörte auch: die Liberalen in Baiern suchten den König zu revolutioniren, daß er sich an die Spitze der Bewegung stelle und sich zum Herrn von Deutschland mache. Die Sache ist gar nicht unmöglich. Ueberhaupt sollen geheime Gesellschaften, besonders der alte Tugendbund, gegenwärtig wieder sehr thätig sein. Mit geheimen Gesellschaften möchte ich nichts zu schaffen haben, am wenigsten mit dem Tugendbunde, der es auf eine heillose Prellerei angelegt hat. Er wird von Aristokraten geleitet und hat aristokratische Zwecke, die man vor den dummen, ehrlichen Bürgersleuten, die daran Theil nehmen, freilich geheim hält. Das heißt, mit der heiligen Schrift zu reden, den Teufel durch Beelzebub austreiben.

Der heutige Constitutionel meldet, ein Corps deutscher Bundestruppen, von einem Nassauer Generale commandirt, würde zusammengezogen, und das Hauptquartier solle nach Frankfurt kommen. Haben Sie davon gehört? Das arme Frankfurt sieht doch einer traurigen Zukunft entgegen. Seit fünfzehn Jahren ist dort das Hauptquartier der Dummheit, und wenn diese einmal ihre Früchte trägt, wird es Frankfurt am ersten schmecken. Ich fange an einzusehen, daß ich die deutschen Verhältnisse falsch beurtheilt. Ich habe den entgegengesetzten Fehler der Minister, ich bekümmere mich zu viel um Sachen und zu wenig um Personen. Mehrere unterrichtete Deutsche, die ich hier kennen gelernt, haben mir die Ueberzeugung beigebracht, daß in Deutschland alles zu einer Revolution reif sey. Wann und auf welche Art es losbrechen werde, könne man nicht wissen; aber es werde losbrechen, und das bald.

— Victor Hugo's Hernani habe ich mit großem Vergnügen gelesen. Es ist wahr, daß ich Werke solcher Art bei einem französischen Dichter nach ganz andern Grundsätzen beurtheile, als ich es bei einem deutschen Dichter thue. Das Ding an sich kümmert mich da gar nicht; sondern ich betrachte es blos in seiner Verbindung, das heißt bei romantischen poetischen Werken, in seinem Gegensatze mit der französischen Nationalität. Wo [illegible]

toller je beſſer; denn die romantiſche Poeſie iſt den Franzoſen nicht wegen ihres ſchaffenden, ſondern wegen ihres zerſtörenden Prinzips heilſam. Es iſt eine Freude zu ſehen, wie die emſigen Romantiker alles anzünden und niederreißen, und große Karren voll Regeln und klaſſiſchem Schutte vom Brandplatze wegführen. Die Stockfiſche von Liberalen, deren Vortheil es wäre, die Zerſtörung zu befördern, widerſetzen ſich ihr, und dieſes Betragen iſt ein Räthſel, das ich mir ſeit zehen Jahren vergebens zu löſen ſuche. Die armen Romantiker werden von ihren Gegnern verſpottet und verfolgt, daß es zum Erbarmen iſt, und man kann ihre herzbrechenden Klagen nicht ohne Thränen leſen. Aber warum klagen ſie? Warum gehen ſie nicht ihren Weg fort, unbekümmert, ob man ſie lobe oder tadle? Ja, das iſt's eben. Sie ſind noch nicht romantiſch genug; die Romantik iſt nur erſt in ihrem Kopfe, noch nicht in ihrem Herzen; ſie glauben ein Kunſtwerk müſſe einen unbeſtrittenen Werth haben, wie eine Münze, und darum ſeufzen ſie nach allgemeinem Beifall. Victor Hugo wiederholt in der Vorrede zu ſeinem Drama folgende Stelle aus einem Artikel, den er vor kurzem, als ein romantiſcher Dichter in der Blüthe ſeiner Jahre ſtarb, in einem öffentlichen Blatte geſchrieben hatte. Dieſes Händeringen, dieſes Wehklagen, dieſer Lebensüberdruß — es iſt gar zu wunderlich!

„Dans ce moment de mêlée et de tourmente littéraire, qui-faut-il plaindre, ceux qui meurent ou ceux qui combattent? Sans doute, c'est pitié de voir un poète de vingt ans qui s'en va, une lyre qui se brise, un avenir qui s'évanouit; mais n'est-ce pas quelque chose aussi que le repos? N'est-il pas permis à ceux autour desquels s'amassent incessamment calomnies, injures, haines, jalousies, sourdes menées, basses trahisons; hommes loyaux auxquels on fait une guerre déloyale; hommes dévoués qui ne voudraient enfin que doter le pays d'une liberté de plus, celle de l'art, celle de l'intelligence; hommes laborieux qui poursuivent paisiblement leur oeuvre de conscience, en proie d'un côté à de viles machinatures de censure et de police, en lutte de l'autre, trop souvent, à l'ingratitude des esprits mêmes pour lesquels ils travaillent; ne leur est-il pas permis de retourner quelquefois la tête avec envie vers ceux qui sont tombés derrière eux, et qui dorment dans le tombeau? — —

Qu'importe toutefois? Jeunes gens ayons bon courage! Si rude qu'on nous veuille faire le présent, l'avenir sera beau. Le romantisme, tant de fois mal défini, n'est, à tout prendre, et c'est là sa définition réelle, que le libéralisme en littérature.“

Was doch das Glück übermüthig macht! Dieſe jungen Leute jammern und verwünſchen ſich das Leben, weil einige poetiſche Abſolutiſten nicht haben wollen, daß ſie romantiſch ſind: Abſolutiſten, die doch keine andern Waffen haben, als die Feder und den Spott, welchem man gleiche Waffen entgegenſetzen kann — und wir unglückſeligen Deutſchen, Alt und Jung, ſobald wir nur einen Augenblick aufhören, romantiſch zu ſeyn, und uns um die Wirklichkeit bekümmern wollen, werden geſcholten wie Schulbuben, geprügelt wie Hunde und müſſen ſchweigen und dürfen uns nicht rühren.

— Der Bundestag, wie ich höre, will in Deutſchland die Preßfreiheit beſchränken. Wie ſie das aber anfangen wollen, möchte ich wiſſen. Wo nichts iſt, hat der Kaiſer ſein Recht verloren.

Zwölfter Brief.

Paris, den 3. November 1830.

Ich habe bis jetzt noch ſehr wenige Bekanntſchaften gemacht, und wahrſcheinlich werde ich es darin nicht weiter bringen, als das vorige Mal auch. Man mag ſich anſtellen, wie man will, man fällt immer in ſein Temperament zurück. Zu Menſchenkennerei hatte ich immer die größte Unluſt; meine ſinnliche und mehr noch meine philoſophiſche Trägheit hält mich davon zurück. Was die einzelnen Menſchen der nämlichen Gattung von einander unterſcheidet, iſt ſo fein, daß mich die Beobachtung anſtrengt; es iſt mir als ſollte ich einen kleinen Druck leſen. Und wird man bezahlt für ſeine Mühe? Selten. Darum halte ich mich lieber an Menſchenmaſſen und an Bücher. Da kann ich fortgehen, die kann ich weglegen, wenn ſie mir nicht gefallen oder wenn ich müde bin. In Geſellſchaften muß ich hören, was ich nicht Luſt habe zu hören, muß ſprechen, was ich nicht Luſt habe zu ſprechen, und muß ſchweigen, wenn ich reden möchte. Sie iſt eine wahre Krämerei, die ſogenannte geſellſchaftliche Unterhaltung. Was man in Centnern eingekauft, ſetzt man lothweiſe ab. Wie ſelten trifft man einen Menſchen, mit dem man en gros ſprechen kann! Wem, wie mir, ſeine Meinungen zugleich Geſinnungen ſind, wem der Kopf nur die Pairskammer iſt, das Herz aber die volksthümlichere Deputirtenkammer, der kann ſich nicht in Geſellſchaften behaglich fühlen, wo der ariſtokratiſche Geiſt allein Geſetze gibt. Drei, höchſtens fünf Freunde, oder dann Markt oder ein Buch — ſo liebe ich es. Das iſt die Philoſophie meiner Trägheit. Dazu kömmt noch, daß ich, wie gewöhnlich auf meinen Reiſen, ohne alle Empfehlungsbriefe hierher gekommen. Zwar braucht man ſie in Paris weniger als an andern Orten, hier wird man leicht von einem Bekannten zu einem Unbekannten geführt

und so geht es schnell fort; aber sich vorstellen zu lassen, mit anhören zu müssen, wer und was man ist, sich unverdient, und was noch schlimmer, sich verdient loben zu hören — das thut einem doch gar zu kurios!

— Was sagen Sie zu Antwerpen? Ist es nicht ein Jammer, daß einem das Herz blutet? Ist je so eine Schändlichkeit begangen worden? .. Das ist nicht der und der Fürst, der es gethan, das ist nicht der König der Niederlande, der nicht der schlimmste Fürst ist; das ist die Fürstennatur, die sich hier gezeigt, die wahnsinnige Ruchlosigkeit, die meint, ihrem persönlichen Vortheile dürfe man das Wohl eines ganzen Volkes aufopfern. Es ist nicht mehr zu ertragen und ich fange an und werde ein Republikaner, wovon ich bis jetzt so weit entfernt war. Sie sollten heute nur (im Messager) de Potter's Glaubensbekenntniß lesen und wie er sagt, der beste Fürst tauge nichts, und er wäre für eine Republik. Nie hat Einer so klar und wahr gesprochen.

— Was sagt man denn in Frankfurt von der Pest (Cholera morbus), die jetzt in Moskau herrscht? Die Krankheit hat sich von Asien dort hin gezogen. Es ist eine Geschichte gar nicht zum Lachen. In der gestrigen Zeitung steht, der englische Gesandte in Petersburg habe seiner Regierung berichtet, diese fürchterliche Krankheit werde sich wahrscheinlich auch über Deutschland und weiter verbreiten. Das ist wieder Gottes nackte Hand! Die Fürsten werden gehindert seyn, große Heere zusammenzuziehen und thun sie es doch .... Es ahnet mir — nein ich weiß es, die Pest wird vermögen, was nichts bis jetzt vermochte: sie wird das trägste und furchtsamste Volk der Erde antreiben und ermuthigen. Pest und Freiheit! Nie hat eine häßlichere Mutter eine schönere Tochter gehabt. Was kann der kommende Frühling nicht noch für Jammer über die Welt bringen! Thränen werden nicht ausreichen, man wird vor lauter Noth lachen müssen. Und das Alles um des monarchischen Prinzips, und das Alles um eines Dutzend armseliger Menschen willen! Es ist gar zu komisch.

— Die Revue, welche verflossenen Sonntag auf dem Marsfelde über die Nationalgarde gehalten wurde, gewährte einen unbeschreiblich schönen Anblick. Hunderttausend Mann Soldaten, und wenigstens eben so viel Zuschauer, alle auf einem Platze, den man auf den angrenzenden Höhen so bequem übersieht. Was mich besonders freute, war, daß hinter manchem Bataillon auch ein kleiner Trupp uniformirter Kinder zum Spaße mit zog. Die Officiere hatten, wie ich bemerkte, oft ihre Noth zu kommandiren, die Buben kamen ihnen immer zwischen die Beine. Dann zogen auch die Blessirten vom Juli an dem König vorüber, und darunter auch zwei Weiber mit Flinten, die damals mitgefochten. Der König wurde mit großem

Jubel empfangen. Der Kronprinz (Herzog von Orleans) dient als gemeiner Kanonier bei der Nationalgarde und stand den ganzen Tag bei seiner Kanone und legte die Hände an wie die Uebrigen. Den fremden Gesandten, die alle bei der Revue waren, mußte die ganze königliche Pöbelwirthschaft doch wunderlich vorkommen. An den deutschen Höfen wird jeder Prinz, sobald er auf die Welt kömmt, gleich in ein Regiment eingeschrieben, um von unten auf zu dienen, und so während er in's Bett pißt, avancirt er immerfort, ist im siebenten Jahre Lieutenant, im zehnten Obrist, und im achtzehnten General. Die Revue dauerte von Morgens bis Abends; ich hatte natürlich nicht so lange Geduld. Wie es nur die Leute aushalten, so lange auf den Beinen zu seyn. Um acht Uhr Morgens zogen sie aus, und es war acht Uhr Abends als die letzten Legionen noch über die Boulevards zogen. Viele Nationalgarden, um sich nicht zu ermüden, sind zur Revue hingefahren, und die vielen Cabriolets und Omnibusse, aus welchen auf beiden Seiten Flinten hervorsahen, gewährten einen seltsamen Anb'ick.

Heute ist das Ministerium geändert, wie Sie aus den Zeitungen erfahren werden. Thiers, der Verfasser einer Geschichte der französischen Revolution, wird Unter-Staats-Sekretair der Finanzen, also ohngefähr so viel als Minister. Ich kannte ihn früher. Er ist kaum dreißig Jahre alt, kam zur Zeit, als wir in Paris waren, mit seinem Landsmann Mignet hierher, ganz fremd und unbeholfen. Ein Deutscher meiner Bekannten nahm sich der jungen Leute an und wies sie zurecht, und jetzt ist der Eine Staatsrath, der Andere Minister! Wie man hier sein Glück macht! Möchte man nicht vor Aerger ein geheimer Hofrath werden! Es ist gerade so, als wäre der Heine Minister geworden oder der Menzel oder ich. Und was sind wir?

Freitag, den 5. November.

Mittwoch Abend war ich bei Gerard, dem berühmten Maler, dessen Salon schon seit dreißig Jahren besteht und wo sich die ausgezeichnetsten Personen versammeln. Es ist eine eigentliche Nachtgesellschaft; denn sie fängt erst um zehn Uhr an, und man darf noch nach Mitternacht dahin kommen. Gerard ist ein sehr artiger und feiner Mann; aber er hat viel Aristokratisches. (Ich mußte darüber lachen, daß ich unwillkürlich aber schrieb.) Er sieht mir nicht aus, als hätte er je das Mindeste von unserm deutschen Kunst-Katzenjammer gefühlt. Ich möchte ihm einmal die Phantasieen eines kunstliebenden Klosterbruders oder so ein anderes schluchzendes Buch zum Lesen geben — was er wohl dazu sagte! Ich fand dort die Dichterin Delphine Gay; den dramatischen Dichter Ancelot, Humboldt, Mayer-Beer, den Bildhauer David, der im vorigen

Sommer in Weimar war, um Göthe's Büſte aufzunehmen; unſern Landsmann, den jungen Hiller, der hier als Componiſt und Klavierſpieler in großer Achtung ſteht; Vitet, den Schriftſteller, der unter dem Namen Stendthal ſchreibt, und noch viele andere Gelehrte und Künſtler. Ein armer deutſcher Gelehrter wird gelb vor Aerger und Neid, wenn er ſieht, wie es den franzöſiſchen Schriftſtellern ſo gut geht. Außer dem vielen Gelde, das ſie durch ihre Werke verdienen, werden ſie noch obendrein von der Regierung angeſtellt. Stendthal iſt eben im Begriff, nach Trieſt abzureiſen, wo er eine Stelle als Conſul erhalten. Vitet ſchreibt ſogenannte hiſtoriſche Romane, die ſehr ſchön ſind: Henri III., les baricades, les états des Blois. Der hat jetzt eine Anſtellung bekommen, um die ich ihn beneide. Er iſt conservateur des monuments d'antiquité de la France. Dieſe Stelle beſtand früher gar nicht und der Miniſter Guizot, der Vitet protegirte, hat ſie erſt für ihn geſchaffen. Sein Geſchäft beſteht darin, daß er jährlich ein paar Mal durch Frankreich reiſ't und die alten Bauwerke aus der römiſchen Zeit und aus dem Mittelalter, Tempel, Waſſerleitungen, Amphitheater, Kirchen beſichtigt und darauf ſieht, daß ſie nicht verfallen. Dafür hat er einen jährlichen Gehalt von funfzehn tauſend Franken und die Reiſekoſten werden beſonders bezahlt. Gäbe es eine angenehmere Stelle als dieſe für einen Menſchen wie ich bin, der faul iſt und gern reiſ't? Möchte man ſich nicht den Kopf an die Wand ſtoßen, daß man ein Deutſcher iſt, der aus ſeiner Armuth und Niedrigkeit nicht heraus kommen kann? In Deutſchland geſchieht wohl Manches für Kunſt und Wiſſenſchaft, aber für Künſtler und Schriftſteller gar nichts. Hier vertheilt die Regierung jährliche Preiſe für die beſten Werke der Malerei, der Bildhauerkunſt, Lithographie, Muſik und ſo für Alle. Der erſte Preis beſteht darin, daß der Gewinnende, auf fünf Jahre lang, jährlich 3000 Franken erhält, und dafür muß er dieſe Zeit in Rom zu ſeiner Ausbildung zubringen. Einem Deutſchen würde dieſes Müſſen in Rom leben komiſch klingen, denn er iſt lieber in Rom als in Berlin, Carlsruhe. Aber Franzoſen erſcheint dieſes oft als Zwang, denn ſie verlaſſen Paris nicht gern. So hat die vorige Woche ein junger Menſch, Namens Berlioz, den erſten Preis der muſikaliſchen Compoſition erhalten. Ich kenne ihn, er gefällt mir, er ſieht aus wie ein Genie. Geſchieht je ſo etwas bei uns? Denken Sie an Beethoven. O! ich habe eine Wuth! Schicken Sie mir doch einmal eine Schachtel voll deutſcher Erde, daß ich ſie hinunterſchlucke. Das iſt ohne dies gut gegen Magenſäure, und ſo kann ich das verfluchte Land doch wenigſtens ſymboliſch vernichten und verſchlingen. Neukamp, ein deutſcher Componiſt (ich glaube er macht Kirchenmuſik) lebt in Talleyrands Hauſe; aber nicht als Muſiker,

ſondern als Attachè! Er begleitet Talleyrand überall hin und iſt ihm auch jetzt nach England gefolgt. Es mag recht angenehm ſeyn, in Talleyrands Nähe zu wohnen. Bei uns gelangt man gar nicht zu ſo etwas. Gérard ſagte mir, daß er die Deutſchen ſehr liebe, und hielt ihnen eine große Lobrede. Es war Mitternacht, als man erſt den Thee auftrug. Welche Lebensart! Ich muß Ihnen doch die ſtatiſtiſche Merkwürdigkeit mittheilen, daß man hier zum Thee keine Serviette auflegt, ſondern die Taſſen und was dazu gehört auf den nackten Tiſch ſtellt. Gefällt Ihnen das? Aber dem Liberalismus iſt nichts heilig.

Dreizehnter Brief.

Paris, den 9. November 1830.

Spontini iſt gegenwärtig mit ſeiner Frau hier. Sie waren vorgeſtern bei***. Er kehrt wieder nach Berlin zurück. Ehe er von Berlin abreiſ'te, erließ er an die Kapelle eine Art Tagesbefehl, worin er ſeine Zufriedenheit mit ihr zu erkennen gibt, und die Kapelle antwortete darauf. Beide Briefe ſind gedruckt und Spontini vertheilt ſie hier. Als ich ſie bei *** las, hätte ich vor Wuth bald eine Taſſe zerbrochen. Von Seite Spontini's die größte franzöſiſche Unverſchämtheit; er ſpricht mit der Kapelle wie ein Fürſt mit ſeinen Unterthanen. Und von Seite der Kapelle die größte deutſche Niederträchtigkeit und Kriecherei. Es gibt nichts Bezeichnenderes als das. Spontini erzählte: in Berlin wird gegenwärtig Roſſini's Wilhelm Tell aufgeführt, aber mit ganz verändertem Texte wegen des revolutionären Geiſtes darin, und Schillers Wilhelm Tell dürfe gar nicht mehr gegeben werden. So weit ſchon iſt es jetzt in Preußen gekommen, die zweimal in Paris waren!

Es flog ein Gänschen über den Rhein,
Und kam als Gans wieder heim.

— Die Theater werden jetzt frei gegeben, das heißt: es darf jeder, der Luſt hat, ein Theater errichten nnd man braucht kein Privilegium mehr dazu, keine allergnädigſte, keine hohe, keine hochobrigkeitliche Erlaubniß mehr. Seit der Revolution hat auch die Theater-Cenſur aufgehört und es herrſcht vollkommene Lachfreiheit. Das alte Zeug wandert aus, und Deutſchland iſt das große Coblenz, wo alle emigrirten Mißbräuche zuſammentreffen. In Zeit von zehn Jahren werden die Freunde der politiſchen Alterthümer aus allen Ländern der Erde nach Deutſchland reiſen, um da ihre Kunſtliebhaberei zu befriedigen. Ich ſehe ſie ſchon mit ihren Antiquitès de l'Allemagne in der Hand, Brille auf der Naſe und Notizbuch in der Taſche, durch unſere

Städte wandern, und unsere Gerichtsordnung, unsere Stockschläge, unsere Censur, unsere Mauthen, unsern Adelstolz, unsere Bürgerdemuth, unsere allerhöchsten und allerniedrigsten Personen, unsere Zünfte, unsern Judenzwang, unsere Bauernnoth, begucken, betasten, ausmessen, beschwatzen, uns armen Teufeln ein Trinkgeld in die Hand stecken, und dann fortgehen und von unserm Elende Beschreibungen mit Kupferstichen herausgeben. Unglückliches Volk! . . wird ein Beduine mit stolzem Mitleide ausrufen.

— Es geht jetzt in der Kammer ganz erbärmlich her. Man hört da von den ehemaligen Liberalen Reden gegen die Preßfreiheit halten, wie sie der Metternich nicht besser wünschen kann. Es ist ein Ekel, und ich mag gar nicht davon sprechen. Benjamin Constant, Lafayette und noch einige Wenige sind die Einzigen, die der alten Freiheit treu geblieben. Das Ministerium und die Kammer haben Furcht und handeln darnach und haben freilich die Masse der Nation auf ihrer Seite, nämlich den Teig, aber ohne die Hefen, nämlich die Industriellen, das heißt auf Deutsch: die miserablen Kaufleute und Krämer, die nichts haben als Furcht und Geld. Da nun die letzte Revolution ihren Zweck nicht erreicht hat (denn die jetzigen Machthaber wollen darin nur eine Veränderung der Dynastie sehen) und man den Franzosen nicht freiwillig gibt, um was sie gekämpft haben, wird eine neue Revolution nöthig werden; und die bleibt gewiß nicht aus.

Mittwoch, den 10. November.

Neulich bin ich bei Ferusac eingeführt worden, der jede Woche Reunion hat. Er gibt ein Journal heraus, das in Deutschland bekannt ist. Er ist jetzt Deputirter geworden. Man findet in seinem Salon alle fremden und einheimischen Blätter und Journale, alle interessanten Bücher und Kupferwerke und Gelehrte von allen Formaten. Man vertreibt sich die Zeit mit Lesen und Kupferstichbetrachten. Er fragte mich, was mein literarisches Fach wäre? Antworten konnte ich darauf nicht, weil ich es selbst nicht wußte. Wenn Sie etwas Näheres davon wissen, theilen Sie mir es mit.

Ich habe in diesen Tagen gelesen: Contes d'Espagne et d'Italie par Alfred de Musset. Ein junger Dichter. Es ist merkwürdig, was der Aehnlichkeit mit Heine hat. Sollte man das von einem Franzosen für möglich halten? — Die Memoiren von St. Simon machen mir erstaunlich viel Freude. Vom Hofe Ludwig XIV. bekommt man die klarste Vorstellung. Es ist mir, als hätte ich dort gelebt. Aber auch nur vom Hofe. Vom Volke, von der Welt ist gar keine Rede. Welche Zeit war das! Ich glaube, das Buch hat zwölf Bände.

— Manchmal, wenn ich um Mitternacht noch auf der Straße bin, traue ich meinen Sinnen nicht, und ich frage mich, ob es ein Traum ist? Ich hätte nicht gedacht, daß ich noch je eine solche Lebensart vertragen könnte. Aber nicht allein, daß mir das nichts schadet, ich fühle mich noch wohler dabei. Ich war seit Jahren nicht so heiter, so nervenfroh, als seit ich hier bin. Die Einsamkeit scheint nichts für mich zu taugen, Zerstreuung mir zuträglich zu seyn. Die langen Krankheiten der letzten Jahre haben mich noch mehr entmuthigt als geschwächt, und hier erst bekam ich wieder Herz zu leben. Die geistige Atmosphäre, die freie Luft, in der man hier auch im Zimmer lebt, die Lebhaftigkeit der Unterhaltung und der ewig wechselnde Stoff wirken vortheilhaft auf mich. Ich esse zweimal so viel wie in Deutschland und kann es vertragen. Es kömmt aber daher, daß ich mich beim Tische unterhalte, selbst wenn ich allein beim Restaurateur esse; die ewig wechselnden Umgebungen, die Raumanieren aller europäischen Mäuler, das würzt die Speisen und macht sie verdaulicher. Und die Ferien, die schönen Ferien! Das Ausruhen von der Logik — das ist's vor allem, was meine Nerven liebkost. Aber dem Sauerkraute bleibe ich treu, das eine Band zerreiße ich nie, nie.

Dienstag, den 16. November.

Mit Belgien, denke ich, wird sich Alles friedlich beilegen. Die großen Mächte haben seine Unabhängigkeit bereits anerkannt, und dem Gedanken entsagt, ihm dem Prinzen von Oranien aufzudringen. Nur das Eine wird verlangt, daß es sich zu keiner Republik mache. Die meisten, wenigstens die einflußreichsten Belgier, sollen freilich für die republikanische Regierungsform gestimmt seyn; sie werden aber nachgeben müssen. Ich wollte, sie gäben nicht nach. Zwar halte ich eine Republik weder Belgien, noch einem andern Lande unsers entnervten Welttheils zuträglich; doch wäre das an deutscher Grenze von großem Vortheile; es würde unseren Absolutismus etwas geschmeidiger machen. Die Furcht ist die beste Gouvernante der Fürsten, die einzige, der sie gehorchen. Die Furcht muß Deutschlands Grenze bilden, oder alle Hoffnung ist aufgegeben. Auf Talleyrand in London setze ich großes Zutrauen, und ich lasse mich hierin von den Pariser Manieristen nicht irre machen. Er setzt bestimmt Alles durch; denn er ist der einzige Staatsmann, der keine Leidenschaften und kein System hat und darum die Verhältnisse klar erkennt, wie sie sind. Er wußte die Fehler der Andern immer sehr gut zu benutzen, und an Fehlern wird es auch diesmal nicht fehlen. Ich muß lachen, so oft ich den Jammer in den liberalen Zeitungen lese, Talleyrand werde als ein Mitarbeiter an dem Wiener Frieden die Beschlüsse und Verträge der heiligen Allianz vertheidigen. Das ist der rechte Mann, dem etwas heilig ist!

Ich will es wohl gern glauben, wie es auch hier von Vielen behauptet wird, daß die Kataſtrophe von Antwerpen von den Inſurgenten übermüthig herbeigezogen worden: daß Chaſſé zu bombardiren gezwungen worden iſt; aber was ändert das? Man muß ſich nur immer fragen: wem gehört Belgien, oder jedes andere Land? Gehört es dem Volke, oder gehört es dem Fürſten? Die Belgier mögen vielleicht Unrecht haben mit ihrem Könige — ich habe ſelbſt nie deutlich eingeſehen, worüber ſie zu klagen hatten — aber es iſt jeder Herr in ſeinem Hauſe, und ein König, den man nicht leiden kann, und wäre es auch blos wegen der Form ſeiner Naſe, den wirft man mit Grund zur Thüre hinaus. Ich finde das ganz einfach. Der franzöſiſche Geſandte in Holland, der nach dem Bombardement dem Könige Vorſtellungen machte, wegen des Schadens, den die franzöſiſchen und andern Kaufleute in Antwerpen erlitten, erhielt vom Könige zur Antwort: Mr. l'Ambassadeur, je ne sacrifierai jamais les droits de ma couronne aux intérêts particuliers. Das ſoll erhaben ſeyn! Ich finde es ſehr lächerlich. Man macht noch viel zu viel Umſtände mit den Königen, man heuchelt zu viel. Man ſollte ihnen allen einen Termin von vier Wochen ſetzen, binnen welchen ſie eine beſſere Regierung einzuführen hätten, oder — fort mit ihnen!

— Das Buch der Lady Morgan habe ich noch nicht geleſen; ich will es mir aber heute noch holen laſſen. Die Straße Rivoli verdient ganz die Begeiſterung, mit der ſie von ihr ſpricht. Es iſt eine Straße einzig in der Welt, die ſchönſte Symphonie von Kunſt, Natur, Geiſt und Leben. Es iſt ein Anblick, das kurzſichtigſte Auge, die engſte Bruſt zu erweitern. Ich wollte, unſere Philiſter wohnten alle Jahre vier Wochen lang in der Straße, ſtatt nach Wiesbaden zu gehen: das würde nicht allein ſie, ſondern auch uns heilen, die wir krank von ihnen werden. Mich ärgert es, ſo oft ich hierher komme, daß ich nicht reich genug bin, mich da einzumiethen. Den ganzen Tag ſtände ich am Fenſter und blätterte in dem großen Buche mit den ſchönen Zeichnungen. Ich hätte gar nicht nöthig, aus dem Hauſe zu gehen, die Welt käme zu mir in das Zimmer. Aber Geld, Geld! nervus rerum gerendarum — das heißt auf Deutſch: ich habe ſchwache Nerven! — Schicken Sie mir durch Gelegenheit meine Andachtſtunden.

Vierzehnter Brief.

Paris, den 17. November 1830.

Geſtern bin ich in mein neues Logis gezogen. Ich wohne — o der Schande! — wie eine Operntänzerin, die einen reichen Liebhaber hat. Alle Möbel von Mahagoni, Marmor und Bronze; prächtige Pendule; fünf

große Vaſen, voll der ſchönſten Blumen; ſtolze allerhöchſte Flambeaus, die ſich der bürgerlichen Talglichter ſchämen, die ich ihnen aufgeſteckt; Stühle und Sopha, mit braunem gelbgeblümten Sammt überzogen; die zärtlichſten Bergères, in die man eine halbe Minute einſinkt, ehe man den Grund erreicht; ſcharlachrothe Fußdecken und die Wände mit Spiegeln bedeckt. Es iſt Alles ſo voll von Möbeln, daß ich kaum Platz zu wohnen habe. Unter den vielen Koſtbarkeiten wage ich mich nicht zu bewegen, wage ich nicht, was ſonſt meine Luſt, gedankenlos oder gedankenvoll im Zimmer auf- und abzugehen; denn da ſteht überall umher ſo viel herabzuwerfen, ſo viel Zerbrechliches, daß die kleinſte Zerſtreuung mich zu Grunde richten könnte. Einige Schlingels von Deutſchen, welche mich beſuchen, machen mir die größten Sorgen. Sie rauchen Cigarren und die heiße Aſche, welche herabfällt, brennt Löcher in die Fußdecke. Dann ſchaukeln ſie ſich mit vaterländiſcher Ungezogenheit und ausländiſcher Lebhaftigkeit auf den Stühlen und halten mich in beſtändiger Angſt, daß ſie einmal das Gleichgewicht verlieren und auf eine theure Vaſe oder einen, ſelbſt vereinigtem Patriotismus unbezahlbaren Spiegel fallen möchten. Mein Schlafzimmer — das iſt über alle Beſchreibung. Die darin befindlichen Möbels und Toiletten-Geräthſchaften ſind nach den ſchönſten herkulaniſchen Muſtern, theils im hetruriſchen, theils im griechiſchen Style geformt. Ich waſche mich aus einem Delphiſchen Weihkeſſel und knüpfe mein Halstuch vor einem Altare der Venus. Mein Bett iſt das Lager der Aurora. Morgenrothe Wolken, von weißen und grünen Sonnenſtreifen durchzogen, ſchmücken ſeinen Himmel. Die Wand, an welcher es ſteht, iſt ein großer Spiegel; darin muß ich mich beſchauen — da iſt keine Rettung. Das Kopfkiſſen iſt mit Spitzen garnirt, die mir wie Spinnen im Geſicht herumkrabbeln und mich ſchon einige Male auf eine ſchauerliche Weiſe aus dem Schlafe geweckt haben. Kurz, es gibt nichts Schöneres, Anmuthigeres, Adligeres, als meine neue Wohnung; ſie iſt ein koſtbares Etui, das nur viel zu zierlich iſt für den unzierlichen Schmuck, den es einſchließt.

— Sie werden geleſen haben, daß die franzöſiſche Regierung die Juden auf gleichen Fuß mit den chriſtlichen Staatsbürgern ſetzen und die Beſoldung ihres Kultus übernehmen will. Es iſt doch wieder ein Schritt vorwärts. Wie lange wird es noch dauern, bis man bei uns an ſo etwas nur denkt — von der Ausführung gar nicht zu ſprechen. Die geſoppten Theologen des adligen Tugendbundes haben in ihrer Weisheit und Menſchenliebe die Lehre zu verbreiten geſucht: die bürgerliche Geſellſchaft ſey eine Taufanſtalt und es könne daher ein Jude kein Staatsbürger ſeyn. Dieſe frommen Herren haben ſchwere Köpfe und noch ſchwerere Füße. Erſt dauert es

Jahrhunderte, bis sie fortschreiten wollen, und dann andere Jahrhunderte, bis sie fortschreiten können. Es ist zum Erbarmen!

Aber die französische Regierung, wie jede andere, sieht ihre Entwickelung zur Freiheit als eine auferlegte Buße an, und gleich jenen Wallfahrern nach Rom, macht sie einen Schritt zurück, so oft sie zwei Schritte vorwärts gethan. Den Juden hat sie etwas gegeben und dafür hat sie der Preßfreiheit viel genommen. Die Cautionen für die Journale, eine Tyrannei der vorigen Regierung, sollen beibehalten werden. Es ist dieses so sehr gegen den Geist der Freiheit, daß man die letzte Revolution als ganz fruchtlos ansehen kann. Wie merkwürdig! Diese Juli-Regierung, die kaum aus dem Ei gekrochen und noch ganz dottrig ist, kräht schon wie ein alter Hahn, und thut stolz und fest wie ein unbestrittener Hof-König! Die Majorität der Kammer unterstützt sie nicht bloß in ihren unbedachten Schritten, sondern sie verleitet sie noch dazu. Das sind die Gutsbesitzer, die reichen Bankiers, die Krämer, die sich mit einem vornehmen Worte die Industriellen nennen. Diese Menschen, die funfzehn Jahre lang gegen alle Aristokratie gekämpft — kaum haben sie gesiegt, noch haben sie ihren Schweiß nicht abgetrocknet und schon wollen sie für sich selbst eine neue Aristokratie bilden: eine Geld-Aristokratie, einen Glücks-Ritterstand. Wehe den verblendeten Thoren, wenn ihr Bestreben gelingt, wehe ihnen, wenn der Himmel nicht gnädig ist und sie aufhält, ehe sie ihr Ziel erreichen. Die Aristokratie des Adels und der Geistlichkeit war doch nur ein Princip, ein Glaube; man konnte sie bekämpfen und besiegen, ohne den Edelleuten und den Geistlichen in ihrer sinnlichen Lebenssphäre wehe zu thun. War dieses in der französischen Revolution doch geschehen, so war dieses nur Mittel, nicht Zweck, war eine zwar schwer zu vermeidende, doch keineswegs nothwendige Folge des Kampfes. Werden aber Vorrechte an den Besitz gebunden, wird das französische Volk, dessen höchste Leidenschaft die Gleichheit ist, früher oder später das zu erschüttern suchen, worauf die neue Aristokratie gegründet worden — den Besitz und dieses wird zur Gütervertheilung, zur Plünderung und zu Gräueln führen, gegen welche die der frühern Revolution nur Scherz und Spiel gewesen seyn werden. Was mich aber an diesen Journal-Kautionen am meisten betrübt, sind die üblen Folgen, welche sie, wie ich sicher erwarte, für Deutschland haben werden. Unsere Regierungen werden gewiß, wenn sie den Forderungen der Preßfreiheit nicht länger ausweichen können, jene französische Erfindung der Kautionen benutzen, und dann ist Preßfreiheit nur ein trügerisches Wort. Wir haben keine reichen Schriftsteller, wie es deren so viele in Frankreich gibt; sie sind alle arm oder dem Staate dienstbar. Keiner wird daher im Stande seyn, die Kaution aus

seinem eigenen Vermögen zu leisten, und man wird, um ein Journal zu gründen, sich in den Sold eines Buchhändlers geben müssen, der nur auf seinen merkantilischen Vortheil sieht und daher leicht durch Hoffnung des Gewinns bestochen, oder durch Furcht vor Verlust eingeschüchtert werden kann.

— Das Gebet um Preßsclaverei in der Münchener Flora hat mich erquickt wie Bairisch Bier. Ich danke Ihnen dafür. Geräth diese holde Flora einmal in meine Gewalt, o, wie will ich sie zerblättern und zerknittern! Sie können mir keine größere Freude machen, als wenn Sie mir deutsche Dummheiten mittheilen. Gestern las ich wieder etwas sehr Schönes von dem Berliner Correspondenten in der Allgemeinen Zeitung, meinem Schätzchen. Er sagt unter anderm: der Volksauflauf neulich in Berlin hätte gar nichts zu bedeuten gehabt, das wären blos „Neugierigkeits-Aufläufe" gewesen. So wird doch immer auf das Beste dafür gesorgt, daß ich in Frankreich mein Deutsch nicht verlerne!

Samstag, den 20. November.

Ein Wiener Gelehrter hat mir in diesen Tagen geschrieben und ich will Ihnen Einiges aus seinem Briefe mittheilen. Eine Art Kerkerluft weht durch alle seine Worte, eine gewisse Trauer ist über seine Reden verbreitet und so wahr und liebevoll ist Alles, was er spricht, daß es mir in das Herz gedrungen. Wie sehr sind die armen Wiener Gelehrten zu bemitleiden! Sie leben im schnödesten Geistesdrucke, und darum und weil sie sich gar nicht aussprechen dürfen, müssen sie die freisinnigen Ideen in Philosophie und Politik weit lebhafter fühlen und müssen viel schmerzlicher von ihnen gequält werden, als wir Andern, die wenigstens klagen dürfen. Nachdem Herr *** von dem Eindrucke gesprochen, den meine Schriften auf ihn und einen andern gleichgesinnten Freund gemacht, und mir seine Uebereinstimmung mit meinen Ansichten lebhaft zu erkennen gegeben, fährt er fort:

„Es thut Noth in so zerspaltener, einheitsliebloser Zeit, daß ihre Besseren und Edleren sich finden, erkennen, lieben und vereinigen für ihr gleiches Ziel — das allein Rechte — die Freude des Menschen und das Wohl der Einzelnen wie des ganzen Geschlechts, das ja nur die Summe aller Einzelnen ist. Darum ist eben so schön und tief der Satz, den Sie im siebenten Bande Ihrer Schriften aussprechen und gegen den nicht nur die Theologen, sondern Alle, die selbstsüchtig und Feinde der Freiheit sind, aufstehen — der Satz: die Menschheit ist um der Menschen willen da."

„Es ist wohl an der Zeit, daß der eingerissene Ideen-Götzendienst einmal aufhöre und daß der lebendige Mensch nicht mehr einem luftigen Ideal geopfert und mit ihm nicht mehr Experimente angestellt werden. Ihr ausgesprochener Satz, folgerecht durchgeführt, wirft alle Systeme über den Haufen und statt des todten Begriffs Menschheit steht der lebendige Mensch schaffend im Mittelpunkt der Welt."

„Diesen Satz kann aber eben nur wahrnehmen und aussprechen der Mensch, der in sich Kern, Werth und Würde trägt; wer selbst nichts ist, muß sich natürlich entweder unter den Schutz, ich weiß nicht welcher Idee, als einer eingebildeten Macht begeben, oder er muß geradezu, wenn er scheinbar etwas stärker ist, das Thierrecht des Stärkeren, d. h. die Selbstsucht schlechtweg für sich ansprechen."

„Wir sehen auch die Zeit nach dieser Spaltung in zwei Theile getheilt. Der eine, die Gelehrten, brütet über Ideen und sucht im Trüben zu fischen; der andere, die Materiellen, als die Stärkern, spricht geradezu durch Wort und That die Selbstsucht aus und tritt den Begriff wie den lebendigen Menschen in allen Verhältnissen mit Füßen, wogegen die andern bloß die Hände ringen und die Vorsehung zum Zeugen der Frevel ausrufen. — Was uns am meisten Noth thut, ist — Vereinigung...."

Ich erstaune gar nicht, einen Wiener so sprechen zu hören; denn eigentlich ist Oesterreich die hohe Schule des Liberalismus. Wohin uns Andere oft nur philosophische Spekulation führt, dahin bringt jene die Noth, und Noth ist eine bessere Lehrerin als Philosophie. Hören Sie ferner, was er von Goethe sagt, wobei ich nur nicht begreife, was ihn auf den Gedanken gebracht haben mag, daß ich hierin anderer Meinung sei, als er selbst. Ich erinnere mich zwar nicht, je meine Abneigung gegen Goethe deutlich ausgesprochen zu haben; aber sie ist so alt und so stark, daß sie in meinen Schriften doch wohl einmal hervorgeschienen haben muß.

„Was mich aber wundert, ist dies, daß Sie den wilden Goethe öfters anführen. Dieser Mensch ist ein Muster von Schlechtigkeit; man kann in der Weltgeschichte lange suchen, bis man einen Seinesgleichen findet. Thöricht ist es, daß man immer sagt: Schiller und Goethe, wie Voltaire und Rousseau. Um so viel Rousseau mehr ist als Schiller, um so viel ist Goethe schlechter als Voltaire. Goethe war immer nur ein Despotendiener; seine Satyre trifft weislich nur die Kleinen; den Großen macht er den Hof. Dieser Goethe ist ein Krebsschaden am deutschen Körper, und das Aergste ist noch, daß Alles die Krankheit für die üppigste Gesundheit hält und den Mephistopheles auf den Altar setzt und Dichterfürsten nennt. Ja Fürsten-, d. i. Despotendichter sollte er eigentlich heißen."

Wie wahr, wie wahr das Alles, und wie heilsam wäre es, solche Gesinnung — nicht zu verbreiten, sie ist verbreitet genug — sondern den Muth zu verbreiten, sie auszusprechen. Goethe ist der König seines Volkes; ihn gestürzt, und wie leicht dann mit dem Volke fertig zu werden! Dieser Mann eines Jahrhunderts hat eine ungeheuer hindernde Kraft; er ist ein grauer Staar im deutschen Auge, wenig, nichts, ein bischen Horn — aber beseitigt das und eine ganze Welt wird offenbar. Seit ich fühle, habe ich Goethe gehaßt, seit ich denke, weiß ich warum. Wir haben oft davon gesprochen und Sie begreifen meine Freude, in einer Geistes-Wüste, wie Oesterreich ist, einem menschlichen Wesen begegnet zu seyn, das fühlt und denkt wie ich.

— Saphir wurde von allerhöchsten Händen aus Baiern gejagt, weil er gegen einen Komödianten geschrieben! C'est perruque — würde ein Pariser sagen; aber ich kann nicht lachen darüber. Was helfen Barrikaden gegen solche Charlesdischen, gegen solche Ordonnänzchen? Das kriecht einem zwischen den Beinen durch, das macht sich, wie Wasser, durch die kleinste Lücke Bahn. Es ist zum Verzweifeln, daß deutsche Tyrannei zugleich so viel Lächerliches hat: das lähmt den Widerstand. Warum aber unsere Fürsten sich so große Mühe geben, die französische Revolution, die viel Metaphysisches hat, den Bürgern und Landleuten durch Zeichnungen, Modelle und Experimente faßlich zu machen — das begreife ich freilich nicht. Es muß wohl Schickung seyn.

— Wenn sich unsere Kaufleute, die viel dabei verlieren, über Belgien ärgern, so lasse ich das hingehen. Aber die Andern — sie betrachten das Alle aus einem falschen Gesichtspunkte. Es ist wahr, es fanden viel Pfaffen-Intriguen Statt; aber was thut das? Die Belgier haben ihren König nicht länger behalten wollen, sie haben ihn fortgejagt und seine Leute geprügelt — ist das nicht schön und ein gutes Beispiel nachzuahmen? Ein König für Saphir, das ist billig. Herr Wellington ist auch abgesetzt. Wahrhaftig, mich dauern die armen Diplomaten; es kömmt diesen Schwachköpfen gar zu viel auf einmal über den Hals; wie eine Sündfluth gießen die Verlegenheiten auf sie herab. Die Aenderung des englischen Ministeriums ist für uns auch gut. Lesen Sie im heutigen Constitutionel, wie der Belgische Gesandte in London, Herr van der Weyer, nach seiner Rückkehr öffentlich im Congresse von seiner Sendung Rechenschaft abgelegt, und wie er vor allem Volke erzählte, was Wellington, Aberdeen, der Prinz von Oranien und Andere mit ihm verhandelt. Das hat mich sehr amüsirt. Diplomatische Geheimnisse öffentlich in einer Ständeversammlung auszuplaudern und das während die Verhandlungen noch im Gange sind, das ist unerhört, das ist himmelschreiend — werden sie in Berlin, Wien und Frankfurt sagen.

— Der neue Minister des Innern, Montalivet, ist erst achtundzwanzig Jahre alt. Er war nie Referendär, nie Hofrath, nie Regierungsrath, nie Geheimer-Regierungsrath, nie Kammerdirektor, nie Präsident — plötzlich ist er Minister geworden. Es gibt keinen Gott mehr.

Funfzehnter Brief.

Freitag, den 3. Dezember 1830.

Es raucht heute wieder in meinem Zimmer, und ich schreibe Ihnen unter Thränen und Seufzern. Aber das ist nun einmal nicht zu ändern in Paris, es gehet in vielen Häusern nicht anders. Man hat hier eine eigene Art Aerzte für kranke Kamine, Rauchkünstler (fumistes) genannt. Es sind aber eben Aerzte. Man weiß oft nicht, ob die Krankheit sie, oder ob sie die Krankheit herbeigeführt. Gestern hat ein solcher Künstler an meinem Kamine gearbeitet, und als man ihn heute wieder holte, weil es noch stärker rauchte als vorher, sagte er, es läge am Wetter und er wolle kommen, sobald es nicht mehr rauche und dann helfen.

— Jetzt um diese Weihnachts-Zeit, was wird hier in den Läden nicht Alles ausgestellt, das Größte und das Kleinste, für Könige und für Bettler. Es ist gefährlich über die Straße zu gehen, es ist als wenn Räuber, die Pistole auf der Brust, uns unser Geld abforderten.

— Ich lese mit großem Vergnügen Diderot's nachgelassene Briefe an eine Freundin, die erst im Anfange dieses Jahres erschienen sind. Wenn ich Ihnen solche große Briefe schriebe, dann wären Sie mit mir zufrieden. Briefe, zwölf gedruckte Seiten lang, und über Alles. Als er seine Freundin, seine Sophia kennen lernte, war er schon 46 Jahre alt! Aber es ist nicht Freundschaft, es ist die heißeste jugendlichste Liebe, wenigstens in den Reden; denn es kann leicht seyn, daß sie sich beide nur etwas weiß gemacht. Die Briefe sind an eine Mademoiselle Volland gerichtet, ein Mädchen, das bei der Mutter lebte. Wie alt sie ist, erfährt man nicht. Aber die Liebe und die Correspondenz dauern länger als zwanzig Jahre. Und Diderot war verheirathet! Ich habe keine Vorstellung davon, wie ein Mann von 46 Jahren und der noch überdies an der Ehe leidet, welche doch immer eine Art Gicht ist, sich noch verlieben kann. Das kann aber auch nur ein Franzose. Der Deutsche hat gewiß mehr wahres Gefühl, mehr innere Wärme; aber die theilt sich nicht mit. Wir haben kalte Hände und sind kalt bei der Berührung. Die Briefe sind charmant, nur muß man beim Lesen die unverdaulichen Liebeserklärungen wie die Kirschkerne ausspeien. Schreibt doch einmal der alte Junge: que vos regards étaient tendres hier! Combien ils le sont depuis quelque temps! Ah! Sophie, vous ne m'aimiez pas assez si vous m'aimez aujourd'hui davantage.“ O! das ist noch kühl gegen das Uebrige, er schreibt oft mit kochender Tinte.

— Haben Sie in der gestrigen französischen Zeitung die Rede gelesen, welche August Perrier für die Juden gehalten? Darin bekommen auch die

Frankfurter Kaufleute einen tüchtigen Hieb, indem gesagt wird, wie sie aus Handelsneid in den freien Städten die Juden verfolgen.

— Schreiben Sie mir doch genau und umständlich, ob man bei uns an den Krieg glaubt. Nach den gestrigen Nachrichten hätten Frankreich und England vor einigen Tagen eine Offensiv- und Defensiv-Allianz geschlossen. Es wäre schön, wenn das wahr wäre; dann wäre es doch endlich einmal dahin gekommen, wohin es früher oder später kommen muß, zum strengen Gegensatze der feindlichen Elemente: die Freiheit hier, die Despotie dort — und jetzt schlagt Euch, ich sehe zu. Ich weiß wahrhaftig noch nicht, was ich thue, wenn es Krieg gibt, ob ich unter die Kavallerie, oder die Infanterie gehe, oder unter dem Federvolk diene; denn thun muß ich etwas. Sie werden auf jeden Fall mein Knappe, tragen mir Pflastersteine zu oder versorgen mich mit feinen Federlappen.

— Diese Woche habe ich mich einen Abend sehr amüsirt. Ich war zu einem jungen Dichter, Namens ***, eingeladen, um eine Uebersetzung des Macbeth vorlesen zu hören. In Deutschland hätte mich schon der Gedanke einen ganzen Abend auf dem Stuhle fest zu sitzen, um eine Vorlesung zu hören, zur Verzweiflung gebracht, und die Wirklichkeit hätte mich getödtet. Aber hier wußte ich vorher, daß die theatralische Beleuchtung, die alle gesellschaftlichen Verhältnisse glänzend macht, mich unterhalten würde. Und so kam es auch. Da waren genau gezählt 32 Schriftsteller versammelt, meistens jüngere, alle Romantiker. Da war nichts zum Lachen, die Masse war zu groß, zu ehrfurchtgebietend, es war wie eine Kirche, wie eine Gemeinde. Ich habe mit Vielen gesprochen, mit Victor Hugo und Andern . . . Sie sprachen mir von Goethe und Schiller und von Schiller und Goethe ohne Ende. Sie meinten wohl, ich hätte Vergnügen daran. Einer fragte mich nach Klopstock, Kleist, Ramler, die ich alle nicht kenne. Jetzt setzte sich die romantische Gemeinde an den Wänden herum, und Herr *** stellte sich vor das Kamin, Rücken gegen Feuer gelehnt und fing zu lesen an. Mir war doch ein bischen Angst vor der Zukunft und was ich in den nächsten drei Stunden würde mit anhören müssen. Aber es ging Alles gut. Die Uebersetzung war ganz vortrefflich, ich hätte es nicht für möglich gehalten. Es war freilich immer nur durchgeschlagener Shakespeare, es blieb aber noch genug zu leisten übrig. Auch las er meisterhaft vor und — applaudirt und bravo! wie auf dem Theater. Und da kam ein Zufall dazu, der die Sache noch theatralischer machte. In der Scene, wo sich Macbeth an den Tisch setzen will, und vor dem Geiste des ermordeten Königs, der seinen Stuhl eingenommen, zurückschaudert, fing der Kamin zu rauchen an, und bildete eine Wolke, die recht gut einen Geist vorstellen konnte. Mir, der am

Kamine neben dem stehenden Dichter saß, gingen die Augen über, aber der begeisterte Vorleser merkte nichts eher, als bis sein grauer Staar reif geworden war und er gar nichts mehr sehen konnte. Da mußte er sich unterbrechen, und die Thüre öffnen lassen. Spaßhaft war es mir, recht deutlich zu merken, daß alle die Herren da, welche den Shakespeare nicht so auswendig wissen, als wir Deutschen, überrascht von den Schönheiten des Dramas in begeistertes Lob ausbrachen, aber dieses Lob gar nicht dem Shakespeare, sondern dem Uebersetzer zuwandten. Dreißig Schriftsteller in einem Zimmer, das findet man in Deutschland selten.

Mit den Lithographien von den französischen Revolutionsscenen, zu welchen ich gern den erklärenden Text geliefert, ist es anders, als ich mir gedacht. Es kömmt kein Text dazu; sondern die Zeichnungen werden zu den schon vorhandenen Freiheitsliedern, der Marseillaise, der Parisienne und andern gemacht. Wenn nur die Zeichnungen nicht von altdeutscher, süßlicher, wehmüthiger, romantischer Art werden, wie ich es von dem Zeichner, dessen frühere Arbeiten ich gesehen, fast erwarte. Die praktischste Sache von der Welt, die letzte Revolution, würde dann in lauter romantischen Rauch aufgehen, und die Deutschen, die sich ja daran begeisterten, würden lernen, wie sie einst in jener Welt, im Himmel, den Satan mit seinem Volk niederpflastern und verjagen, aber nicht wie in dieser die Minister und Polizei. Das Freiheitsgedicht von Simrock, das Sie mir geschickt, ist auch in diesem unseligen romantischen Geiste. Gar nichts Muthentflammendes darin, nur Muthtödtendes. Ich mag mit diesem Heiligen nichts mehr zu thun haben. Es ist aber eine schöne Erfindung mit den Pflastersteinen; dem Gegengift der Pulvererfindung!

Sechszehnter Brief.

Paris, Mittwoch den 8. December 1830.

— Es ist entsetzlich mit Goethe's Tod! Ich hätte weinen mögen. Wie hart mußte ein Schicksal seyn, das diesen harten Mann mürbe machte. Nach dem letzten Berichte war er hoffnungslos und jetzt ist er wahrscheinlich todt. Es ist mir, als würde mit Goethe die alte deutsche Zeit begraben, ich meine an dem Tage müsse die Freiheit geboren werden. — — Heute stehen wieder schöne Lügen im Constitutionel. In Berlin und in den Rheinprovinzen hätten aufrührerische Bewegungen Statt gefunden, und die preußischen Truppen kehrten von den Grenzen zurück. Und in Metz hätten zwei Deutsche 2000 französische Cocarden gekauft, und das Alles, wird versichert, käme aus achtungswerther Quelle. Aber in der Schweiz geht es

ernsthaft her. Das wäre ein großer Schritt für Deutschland, wenn sich die Schweizer frei machten von ihren Aristokraten, die schlimmer sind als die Könige und gefährlicher. Dann hätte das südliche Deutschland einen Stützpunkt, und es könnte handeln. Auch wäre gewonnen, daß man in der Schweiz dann freie Zeitungen schreiben und von dort nach Deutschland verbreiten könnte: Aber was hilft mich alle Freiheit, wenn ich keinen Tabak habe? Ich bin überzeugt, daß wenn mir noch sechs Monate der Tabak fehlte, ich ein vollkommener Aristokrat würde. Ich fühle leider schon wie ich täglich sauberer und höflicher werde.

— Der Artikel im Constitutionel le fauxbourg St. Germain ist freilich nicht versöhnlicher Art; aber das will und soll er auch nicht seyn. Die Regierung und ihre Anhänger werden durch die halsstarrigen edlen Vorstädter in wirkliche Verlegenheit gesetzt und sie sind ärgerlich darüber, weil sie es nicht ändern können. Die Ultras haben sich fast alle aus Paris zurückgezogen, und wohnen diesen Winter auf ihren Gütern. Dadurch (und das ist ihre edle Absicht) leiden die Gewerbsleute ganz ungemein. Man hat berechnet, daß durch die Abwesenheit der Ultras und eines Theiles der gewöhnlichen Anzahl Fremder, der durch die Revolution verscheucht worden ist, Paris in diesem Jahre fünf und siebenzig Millionen verliert, und daß, wenn nicht glücklicher Weise der reiche B. angekommen wäre, der Verlust auf hundert Millionen steigen würde. Der Constitutionel ärgert sich darüber und das macht ihn bitter. Es amüsirt mich sehr, daß mich der Constitutionel, sonst mein lustiger Rath, seit der Revolution so sehr ennuyirt. So auch die andern Kameraden. Sie sind erschöpft, ihre Zeit ist aus, und ihr fortgesetztes Liberalthun steht ihnen so lächerlich, wie alten Weibern das Kokettiren an. Man muß sich an die jungen Zeitungen halten; le Temps, National, la Révolution. Selbst der Figaro ist nicht mehr so witzig als ehemals: Es geschehen nicht Dummheiten genug mehr. Warum geht er nicht nach Deutschland? — — H. hat mir gesagt, seine Mutter hätte ihm geschrieben, die St . . . hätte ihr gesagt, Sie hätten ihr gesagt, ich hätte Ihnen geschrieben, ich ginge in Paris noch Nachts zwei Uhr auf der Straße herum. Ist das wahr? das ist ja ein schöner Klatsch-Knäul.

— Sie haben Angst vor den zwölf Löwen und Tigern? das wundert mich gar nicht, Sie haben schon vor weniger Angst gehabt. Hören Sie, was neulich dem Dr.*** begegnete. Er wird Abends zu einer Kranken gerufen. Die Frau lag im Bette, und der Schirm von dem Lichte machte das Zimmer unhell. Während nun *** seine Kranke ausfragte, fühlte er auf seiner herunterhängenden Hand den heißen Kuß einer breiten stechenden Zunge. Er blickt hin und gewahrte einen lieblichen großen Tiger. Behutsam

zieht er die Hand zurück. Dann erhebt sich der freundliche Tiger, stellt sich auf die Hinterfüße und legt seine Vorderfüße auf *** Schultern. „Fürchten Sie sich nicht — sagte die kranke Frau — der Tiger ist zahm.“ Die Kranke war die Frau eines gewissen Martin, der hier eine Menagerie zeigt, und durch die Kühnheit, mit welcher er mit seinen Bestien spielt, vieles Aufsehen macht. Ich glaube, er war früher auch in Frankfurt. Der zahme Tiger, den er in seinem Wohnzimmer frei herumlaufen läßt, gehörte früher dem Marine-Minister. Ich, an Dr.*** Stelle hätte große Angst gehabt. Er erzählte Folgendes: der verstorbene B. in Rom glaubte die Gabe zu besitzen, jedes Menschen künftiges Schicksal aus dessen Gesichtszügen zu erkennen. Dabei wurde er wie von einer dämonischen Gewalt wider seinen Willen angetrieben, allen seinen Bekannten ihr Schicksal vorher zu sagen. Dr. *** bat ihn oft, ihn mit solchen Sachen zu verschonen, er wolle sein Schicksal nicht wissen. B. aber konnte sich nicht bezwingen, und sagte ihm endlich: er solle sich vor wilden Thieren hüten. Ich habe Martins Menagerie noch nicht gesehen, habe mir aber vorgenommen, nur in Dr.*** Gesellschaft dahin zu gehen, damit wenn einer von uns gefressen werden soll, er es werde, wie es prophezeit worden.

— Sonntag habe ich einem Conzerte im Conservatoire beigewohnt. Ein junger Componist, Namens Berlioz, von dem ich Ihnen schon geschrieben, ließ von seinen Compositionen aufführen; das ist ein Romantiker. Ein ganzer Beethoven steckt in diesem Franzosen. Aber toll zum Anbinden. Mir hat Alles sehr gefallen. Eine merkwürdige Symphonie, eine dramatische in fünf Acten, natürlich bloß Instrumental-Musik; aber daß man sie verstehe, ließ er wie zu einer Oper einen die Handlung erklärenden Text drucken. Es ist die ausschweifendste Ironie, wie sie noch kein Dichter in Worten ausgedrückt, und Alles gottlos. Der Componist erzählt darin seine eigene Jugendgeschichte. Er vergiftet sich mit Opium und da träumt ihm, er hätte die Geliebte ermordet, und würde zum Tode verurtheilt. Er wohnt seiner eigenen Hinrichtung bei. Da hört man einen unvergleichlichen Marsch, wie ich noch nie einen gehört. Im letzten Theile stellt er den Blocksberg vor, ganz wie im Faust, und es ist Alles mit Händen zu greifen. Seine Geliebte, die sich seiner unwürdig zeigte, erscheinet auch in der Walpurgisnacht; aber nicht wie Gretchen in Faust, sondern frech, hexenmäßig. ..... In der Kunst und Literatur, wie in der Politik, geht die Frechheit der Freiheit voraus. Das muß man zu würdigen wissen, um die jetzigen französischen Romantiker nicht ungerecht zu verurtheilen. Sie sind so rein toll, und schreiben Sachen, wie man sie im romantischen Deutschland niemals lies't. Das wird sich geben. Sie werden wieder zurückpurzeln, es

ist noch kein Franzose in die Sonne gefallen. Neulich bei der Macbeth-Vorlesung fragte ich nach einem bekannten romantischen Dichter und man sagte mir, er wäre gegenwärtig in Spanien. Das Nämliche hörte ich von einigen Andern. Es scheint, dies junge Volk geht nach Spanien, romantische Luft einzuathmen. Ich mußte darüber lachen.

— Gestern war ich bei Franconi. Da wurde ein neues Spektakelstück gegeben: L'empereur; alle seine Schlachten und Lebensbegebenheiten bis zu seinem Tode. Als ich diesen Morgen aufwachte, war ich verwundert, daß ich keine zwölf Kugeln im Leibe hatte, und überhaupt noch lebte. Aus so vielen blutigen Schlachten ist noch Keiner unverwundet gekommen. Denn es war kein Spiel, es war die Wirklichkeit. Ich saß hart an der Bühne in einer Loge, und da ich jetzt so sehr kriegerisch gestimmt bin, war ich ganz selig über das Kanonen- und Gewehrfeuer. Man kann wirklich die Täuschung nicht weiter treiben. Welche Scenerie! welche Decorationen! mehr Soldaten als das ganze Frankfurter Militär beträgt; aber nicht übertrieben. Ich will Ihnen die wichtigsten Begebenheiten nennen, die man vorgestellt (nicht alle): wie Napoleon aus dem Hafen von Toulon nach Aegypten absegelt. In meiner Loge waren junge Leute, die Toulon kannten, die waren außer sich über die Aehnlichkeit. Die ganze Flotte, einige hundert Segel, sieht man vorbeifahren — die Schlacht bei den Pyramiden — die Höllenmaschine — die Krönung Napoleons — Scene aus Madrid — der Brand von Moskau — der Uebergang über die Berezina; das war am graulichsten und zum Weinen. Die Armee im jammervollsten Zustande ziehet über die Brücke. Nach und nach stopft sie sich. Gegenüber der Feind. Endlich stockt Alles. Da gehen die Uebrigen, Reiter, Fußvolk, Weiber über die gefrorene Berezina. Das Eis bricht, die Weiber kreischen, die Brücke stürzt zusammen, Alles versinkt unters Eis. — Abschied in Fontainebleau — Napoleon am Bord des Northumberland — Napoleons Tod auf Helena. Er stirbt im Bette.—Außer den Chören, dem Volke, waren 103 Hauptrollen, alle berühmte Leute aus jener Zeit und alle naturtreu dargestellt. Napoleon wie er lebte. Alle seine Manieren, alle seine Tics waren nachgeahmt. Und jetzt denken Sie sich dazu den Lärm der Zuschauer. Franconi's Theater ist das größte in Paris und der meiste Pöbel ist dort. Sieben Franken hat mich mein Platz gekostet. Erst ging ich hinein zu drei Franken, weil keine Loge mehr zu haben war. Die Gallerie war aber schon ganz voll und ich ging wieder fort. Vor dem Hause schrie ich laut: qui est-ce qui achète un billet de balcon? Ich ward von einem ganzen Trupp Billethändler umringt. Da kam einer und bot mir einen Logen-Platz an, für mein Balkon-Billet und ich mußte noch 4 Fr. darauf legen.

Ich ging wieder zurück, zankte mich zur Uebung im Französischen mit einem Dutzend Menschen, die mir keinen Platz machen wollten, setzte es mit Unverschämtheit durch und saß und sah sehr gut. Aber wie höflich sind jetzt die Gensd'armen! früher wäre ich wegen meines Lärmens gewiß arretirt worden. Dies machen die Pflastersteine.

Siebzehnter Brief.

Paris, Samstag den 11. December 1830.

Bis von uns Einer auf den Brief des Andern antwortet, verstreichen gewöhnlich neun Tage, so daß wir oft Beide nicht mehr wissen, worauf sich die Antwort bezieht. Das ist verdrießlich, aber nicht zu ändern, wenn man weit von einander entfernt lebt. Diderot in seinen Briefen ärgert sich auch oft darüber und sagt: es ist mir wie jenem Reisenden, der zu seinem Gesellschafter im Wagen sagte: das ist eine sehr schöne Wiese. Eine Stunde darauf antwortete dieser: ja, sie ist sehr schön.

Wissen Sie schon, daß Benjamin Constant gestorben ist? Morgen wird er begraben. Kränklich war er schon seit mehreren Jahren. Der Kampf für die Freiheit hielt ihn aufrecht, dem Siege unterlag er. Der Gram getäuschter Hoffnung hat sein Leben verkürzt; die Revolution hat ihm nicht Wort gehalten; die neue Regierung vernachlässigte den, der so viel gethan, die alte zu stürzen. Benjamin Constant hatte unter allen Liberalen die reinste Gesinnung, und er war der gediegenste Redner. Es gab Andere, die glänzender sprachen, aber es war doch nur Alles vergoldetes Kupfer. Er hatte Recht, durch und durch. Er hatte einen deutschen Kopf und ein französisches Herz.

Gestern sind die Minister nach dem Luxembourg gebracht worden. Sie sollen sehr niedergeschlagen aussehen und Polignac sehr mager geworden seyn. Mittwoch geht der Prozeß an und bis Weihnachten wird er geendigt seyn. Ich durfte nicht daran denken, mir ein Billet für die Pairs-Kammer zu verschaffen, es war nicht durchzusetzen. Der Plätze sind zu wenige. Vierzig Journalisten, die Diplomaten und andere solche Privilegirte müssen untergebracht werden. Wie wäre wohl einem deutschen Minister zu Muthe, wenn er in einem Saale mit vierzig Zeitungsschreibern sitzen müßte. Er wäre lieber unter Menschenfressern. Es dürfen keine Frauenzimmer in die Pairs-Kammer, man fürchtet, sie möchten den Mund nicht halten können. Große Ehre für das Geschlecht! — Von Polen wußte ich schon seit gestern. Das geht gut. Es ist mir aber doch nicht ganz recht; es wäre besser, die Polen hätten noch gewartet mit ihrer Empörung. Ich wünsche Krieg und

ich fürchte durch die polnische Revolution wird der Krieg mit Frankreich verhindert. Jetzt ist nicht allein Rußland beschäftigt und abgehalten, an Frankreich zu denken, sondern auch Oesterreich und Preußen, die auch Theile von Polen besitzen und fürchten müssen, daß sie sich ebenfalls insurgiren. Uebrigens ist mir bange, die Polen möchten ihre Sache nicht so leicht durchsetzen als die Belgier. Die Russen sind zu mächtig. Es wird dort ein erschreckliches Gemetzel geben. Sie werden aber sehen, daß nach und nach alle Staaten sich frei machen werden, nur Deutschland wird in seinem miserablen Zustande bleiben. So lange der Bundestag besteht, ist keine Hoffnung zum Bessern. Die kleinen Staaten gingen vielleicht vorwärts; aber Oesterreich und Preußen dulden es nicht. Hat sich bei uns denn eine Stimme aus den höhern Klassen für die Freiheit erhoben? Man überläßt Alles dem Pöbel. Ob sie in Braunschweig einen Wilhelm oder einen Carl zum Fürsten haben, das ist alles eins.

Von der Schweiz schrieb ich Ihnen schon. Wenn dort die Censur aufgehoben wird, kann die Censur in Deutschland nicht viel mehr schaden. Dann könnte man wohl eine vernünftige Zeitung schreiben. Ich denke viel daran. Neulich im Palais Royal reichte ein Arbeitsmann dem Könige die Hand, der sie ihm freundlich drückte. Der entzückte Maurer sagte: quel brave homme! je jure de ne jamais la laver! Wenn mir einmal ein König die Hand drückte, im Feuer wollte ich sie reinigen, das kann gefährlich werden, wenn der Druck in das Blut übergeht.

Neulich war eine Auction von den Möbeln, Kleidungsstücken und andern Hinterlassenschaften der Herzogin von Berry. Das hätte ich nicht versäumen sollen. Die treuen Royalisten waren Alle da, und kauften Reliquien zu ungeheuren Preisen. Für ein Paar Handschuhe, welche die Berry getragen, wurden sechzig Franken bezahlt. Gleich interessant waren auch die Versteigerungen der Sachen des Königs: der Krönungswagen unter andern; 7000 Flaschen Wein des königlichen Privatkellers, Weine enthaltend, welche seit funfzig Jahren von allen Fürsten der Welt an Ludwig XVI., Napoleon, Ludwig XVIII., Charles X. geschenkt worden. Die Geschichte dieser Weine soll merkwürdig gewesen seyn. Alle solche humoristische Stoffe für eine geschickte Feder werden aber von den hiesigen Blättern selten und ungeschickt benutzt. Es fehlt diesen Herren an deutscher Philosophie und Tiefe der Empfindung. Es ist wahr, der Figaro zum Beispiel hat angenehmen Witz und ist schön façonnirt: lies't man ihn aber einige Zeit, so sieht man, daß Alles nur plattirt ist; man braucht nur zu reiben und das Gold geht ab. Nichts gediegen, nichts durchgehend. Eins der besten Journale ist die Revue de Paris.—Von Lafayette stand vor einigen Tagen in der Zeitung:

er wäre krank; ſeitdem iſt aber keine Rede mehr davon. Wenn der jetzt während des Prozeſſes der Miniſter krank würde, oder er ſtürbe, ich glaube die Regierung wäre im Stande und hielte das geheim. Er iſt der Einzige, der, im Falle eines Aufruhrs, das Volk im Zaum halten könnte. Ich glaube, daß es ruhig bleiben wird, aber die Regierung hat große Furcht, und trifft alle möglichen Vorſichtsmaßregeln. Ganze Regimenter National-Gardiſten thun den Dienſt, kein National-Gardiſt, auch wenn er nicht die Wache hat, darf ſeine Uniform während des Prozeſſes ablegen; man wird alſo in den nächſten vierzehn Tagen nichts als Soldaten ſehen und Paris wird einem Lager gleichen. Sie glauben nicht, wie komiſch das ausſieht, wenn in den Läden die Krämer in Uniform Zucker wiegen, Stiefel anmeſſen. Ich habe oft darüber lachen müſſen. — Ich bin begierig — welche neue Revolutionen zwiſchen dieſem und meinem nächſten Briefe vorfallen werden. — Auf dem Baſtillen-Platz wird ein neues Theater gebaut. Adieu bis zur nächſten Revolution.

Achtzehnter Brief.

Paris, Dienſtag den 14. December 1830.

Die Polen! .... Das Theater Français hier könnte Gott verklagen, daß er auf ſeinem Welttheater Stücke aufführen läßt, wozu es allein privilegirt iſt — hohe Tragödien. Ich begreife nicht, warum die Leute noch in's Theater gehen. Mir iſt die Zeitung wie Shakeſpeare, Corneille. Das Schickſal ſpricht in Verſen und thut pathetiſch wie ein Schauſpieler. Die Nacht der Rache in Warſchau muß fürchterlich geweſen ſeyn! Und doch, als die Geſchichten in Brüſſel und Antwerpen vorfielen, glaubten wir, alle Schrecken wären erſchöpft. Ja, der Tag des Herrn iſt gekommen und er hält ein fürchterliches Gericht. In den hieſigen Blättern ſtand, es wäre ausgebrochen in der Militärſchule, als man zwei jungen Leuten die Knute geben wollte. Hier war es auch ſo; auch hier haben die Zöglinge der polytechniſchen Schule Alles angefangen und das Meiſte geendigt. Das gefällt mir, daß jetzt die Jugend dem Alter die Ruthe gibt. Wie wird es aber den armen Polen ergehen? Werden ſie es durchfechten? Ich zweifle; aber gleichviel. Verloren wird ihr Blut nicht ſeyn. Und unſere armen Teufel von Deutſchen! Sie ſind die Lampenputzer im Welttheater, ſie ſind weder Schauſpieler noch Zuſchauer, ſie putzen die Lichter und ſtinken nach Oel.

Wie können Sie mir nur jetzt mit den Juden kommen und verlangen, daß ich für ſie ſchreibe? Sie ſollen Lärm machen, ſie ſollen ſchreien. Mit

guten Worten richtet man nichts aus, aber mit Drohungen viel. Die Regierungen sind jetzt so schreckhaft, daß man Alles von ihnen erlangen kann, wenn man nur selbst nicht zaghaft ist.

In Warschau haben die Weiber und Kinder auch mitgefochten. Constantin soll am Kopfe verwundet seyn; aber das sind alle Fürsten. — Die Preußische Staatszeitung lese ich, wie auch die meisten deutschen Blätter. Gestern habe ich sogar das Frankfurter Journal und die Didaskalia aufgefunden. Ich habe sie mit Küssen bedeckt. — Die Cholera Morbus ist eine prächtige Erfindung. Das ist etwas, was auch die Deutschen in Bewegung setzen könnte. Möchte es nur bei uns friedlich abgehen; denn eine Revolution der Deutschen wäre selbst mir ein Schrecken. Diese Menschen wissen noch gar nicht, was sie wollen, und das ist das Gefährlichste. Sie wären im Stande und metzelten sich um einen Punkt über das J. Vielleicht geht es besser, als ich erwarte; vielleicht wenn der Sturm heftiger wird, werfen sie freiwillig von ihren schweren Dummheiten über Bord. An unsern Fürsten liegt es nicht allein; die Aristokratie, die Beamten.

Gestern las ich in einer deutschen Zeitung: in Selters hätte das Landvolk auch eine kleine Revolution haben wollen und Unruhen angestiftet, und man hätte sogleich Truppen hingeschickt. Ich erwarte nun, daß der Bundestag den Selterswasserbrunnen, die wahrscheinliche Quelle der Nassauer Revolution, verschütten lassen wird. Das käme mir gar nicht lächerlicher vor, als die bisherige Hülfe, die man gegen Revolutionen angewendet. Soldaten, Gewalt, Aderlassen, das sind ihre einzigen Heilmittel. Es einmal auf eine andere Art zu versuchen, fällt ihnen nicht bei. Im Badischen scheint man nachgeben zu wollen. Die Revolution in der angrenzenden Schweiz hat wohl die Regierung ängstlich gemacht. Die Stände kommen nächstens in Karlsruhe zusammen und da hat man sich geeilt, ein liberales Ministerium zu bilden. Herr v. Berstett, Minister der auswärtigen Angelegenheiten und Metternichs guter Freund, ist abgesetzt, und noch ein anderer Minister. Ich möchte jetzt in Karlsruhe seyn. Ich weiß gar nicht, wohin ich mich wenden soll; gewiß gibt es keinen Minister in Europa, der so beschäftigt ist, wie ich, und gar kein Weg, etwas zu thun. Gäbe es nur ein Mittel für den Geist, wie das Aderlassen eines ist für den Leib, ich würde es gern gebrauchen. Ich bin so vollseelig, daß mir das Herz pocht. Doch ist das ein angenehmes Gefühl. Und warum ich so froh bewegt bin? Von meiner Gesinnung brauche ich Ihnen nicht zu sprechen, die kennen Sie. Daß ich mich freue über den Sieg der guten Sache, mich freue, daß der Mensch seinen Prozeß gewonnen gegen die Hölle, das wissen Sie. Aber das ist es nicht allein, es ist auch die Schadenfreude zu sehen, wie das

armselige Dutzend Menschen in Europa, das klüger zu seyn glaubt, als die ganze Welt, mächtiger als Gott, gefährlicher als der Teufel — wie es zu Schanden wird, und von uns, die sie wie Hunde behandelt, in die Waden gebissen und aus Haus und Hof gejagt werden Das elende Volk!

Gestern las ich die neueste Didaskalia, und als ich darin immer noch die „Scenen aus den Kreuzzügen" fand, mußte ich laut auflachen, und ein grämlicher Engländer sah mich mit Erstaunen an, als wolle er mich fragen, wie kann man lachen? Hätte ich ihm mein Vergnügen so recht klar machen können, es hätte ihm gewiß seinen Spleen vertrieben. — Der Senator *** hatte doch so Unrecht nicht, als er im vorigen Sommer sagte, er wolle lieber Schweinhirt seyn, als französischer Minister. Heute hat er gewiß Recht. Heute beginnt der Prozeß der Minister. Welch' ein Gefühl muß das für einen alten Edelmann wie Polignac seyn, vor allen Diplomaten Europens, mit denen er früher unter einer Decke gespielt, vor vierzig Lumpenkerls von Zeitungsschreibern auf dem armen Sünderstuhl zu sitzen und Rede und Antwort zu geben. Die spätere Strafe ist nichts gegen dieses Verhör. Man hat bei der Untersuchung den Polignac am schuldigsten gefunden. Die Andern waren verführt. Am 25. Dezember wird das Urtheil gesprochen werden. Eine schöne Weihnachtsbescheerung! Viele glauben, Polignac allein werde zum Tode verurtheilt, aber der Gnade des Königs empfohlen werden. Wie wird man sich heute Abend um den Messager reißen, der um acht Uhr erscheint und die heutige Sitzung enthalten wird!

Vergangenen Sonntag war Benjamin Constant's Leichenbegängniß, dessen ausführliche Beschreibung Sie wohl im Constitutionel gelesen haben werden. Ich setzte mich auf den Boulevards in eine Kutsche und sah Alles bequem mit an. Länger als zwei Stunden dauerte der Zug. Was mir an Franzosen auffiel und gefiel, war, daß in der ganzen Feierlichkeit durchaus nichts Theatralisches war, sondern Alles sah ernst, gesetzt und kleinbürgerlich aus. Die Masse gab den Pomp. So wurde noch kein König begraben. Ich sprach einen Mann, der vor vierzig Jahren Mirabeau's Leichenbegängniß mit angesehen; der sagte, so feierlich sey jenes nicht gewesen. Constant hat vom König Philipp bei seiner Thronbesteigung 150,000 Fr. zum Geschenke erhalten, und seine Wittwe wird eine Pension bekommen. Madame Constant hat drei Männer gehabt. Den ersten verlor sie durch Tod, von dem zweiten ließ sie sich scheiden, der dritte war Constant. Der zweite lebte in Paris und war Mitglied der Deputirtenkammer. Nun geschah es einmal, daß er zugleich mit seinem ehelichen Nachfolger, Benjamin Constant, in der Kammer das Wort forderte, beide zugleich auf die Tribune sprangen,

und ehe es zu verhindern war, Nase gegen Nase da standen, worüber das ganze Haus in lautes Lachen ausbrach. Der Gram, von der Academie Française nicht als Mitglied aufgenommen worden zu seyn, und daß die Regierung ihn nicht nach Verdienst behandelte, soll sein Ende beschleunigt haben. Die letzten Worte vor seinem Tode verriethen seine Gemüthsstimmung. Er sagte: après une popularitè de douze ans justement acquise — oui justement acquise — und mit dem Worte acquise hauchte er seine Seele aus. — Die Geschichte mit Polen macht die Leute hier wie betrunken. Es war immer eine große Freundschaft zwischen beiden Nationen. Ein Pole in Uniform mit einem langen Säbel hat eine Rede bei Benjamin Constants Grabe gehalten. Ich bin sehr begierig auf die nächste Revolution. Wo wird sie zuerst losbrechen?

Es wird Sie nicht überraschen, daß ich Ihnen Victor Hugo's Gedichte schicke, welche Sie gewünscht haben. Sie haben zwar nur von einem Bande Gedichte gesprochen, und ich schicke Ihnen drei Bände, aber dafür kann ich nichts. Es ist nicht meine Schuld, daß Hugo drei Bände Gedichte geschrieben. Wer kann einem Dichter Einhalt thun? Lieber in ein Mühlenrad greifen. Das kostbarste aller Weihnachtsgeschenke, so kostbar, daß es kein König bezahlen kann; kostbarer als Alles, was alle Frauen der Welt erhalten, seitdem Christus geboren, wird diese Weihnachten eine Pariserin bekommen: Frau v. Polignac — das Leben ihres Mannes. Gerade am 25. Abends, wenn die Lichter angezündet werden zum Bescheeren, wird das Urtheil gesprochen werden, und Polignac, hofft man, wird das Leben behalten. Behüte Einen Gott vor solchen angenehmen Ueberraschungen!

Neunzehnter Brief.

Paris, Samstag den 18. December 1830.

..... An die preußische Constitution will ich wohl glauben: sie wissen dort vor Angst nicht mehr, was sie thun. Es wird ein Spaß seyn, ihre Gesichter zu sehen, wenn sie in den sauern Apfel beißen. Aber was wird das auch für eine allerliebste Constitution werden! Frankreich hat großes Glück. Wer wird jetzt wagen, es anzugreifen? Vielleicht in der Verzweiflung thun sie es doch. Ich möchte jetzt einmal in Frankfurt bei *** seyn, wo ich dieses Alles schon vor zehn Jahren vorausgesagt habe, und wo man mich ausgelacht. Und doch ist das Alles noch nichts gegen das, was kommen wird. Näher darf ich mich darüber nicht erklären; aber Sie werden sich wundern. Ein Sperling wird zwei Tiger verzehren, und

gebratene Fiſche werden verſchiedene Arien ſingen. Und ein Tintenfaß wird austreten, und wird eine ganze Stadt überſchwemmen. Und .... aber, um des Himmels willen, nicht geplaudert!

Ich mache Sie aufmerkſam, im Conſtitutionel den Geſetzvorſchlag über die Civilliſte zu leſen; beſonders die Einleitung, wo von der göttlichen Bedeutung eines Königs ſo ſüß-romantiſch geſprochen wird, daß man meinen ſollte, es wäre in Deutſchland geſchrieben. Ich habe mich erſchrecklich darüber geärgert. Man will achtzehn Millionen für den König. Das iſt zwar nur die Hälfte von dem, was der vorige König bekommen, aber es iſt immer noch die Hälfte zu viel. Es iſt eine Krankheit König ſeyn, und man muß darum die Könige Diät halten laſſen. Zehn Millionen ſind genug. Auch hat das allgemeines Mißfallen erregt, es heißt heute, das Geſetz ſoll zurückgenommen werden, und man wolle der Kammer frei ſtellen, wie viel ſie dem Könige geben wollen.—Ich tröſte mich wegen des Tabaks. Die ganze Welt dampft jetzt, das erſetzt mir die Pfeife. — Ich leſe täglich das deutſche Journal und die Didaskalia, was mir großen Spaß macht. Wie wenig geht in Frankfurt vor. Dies merkt man erſt hier recht, wenn man die dortige Zeitung lieſ't.—Ich habe mich der Neugierde wegen in eine Art Caſino aufnehmen laſſen. Ich gehe heute Abend zum erſten Male hin. Es iſt koſtſpielig, man zahlt monatlich dreißig Franken; aber die Einrichrichtung ſoll auch prächtig ſeyn. Ich will Ihnen, der Curioſität wegen, einige Stellen aus den Statuten abſchreiben:

Ancien cercle de la Rue de Grammont.

Art. III. „Le salons du cercle seront ouverts tous le jours, celui de lecture à neuf heures, les autres à midi; et fermés, les salons de lecture à minuit, les autres à deux heures après minuit.— Un diner sera servi tous les jours à l'heure fixée. — Il sera servi tous les jours, et sans frais, des rafraîchissemens convenables, et un thé dans la soirée. — Art. III. Il pourra être fait des abonnemens mensuels, en faveurs de Français et ces Etrangers, habitant momentanement Paris — les prix de l'abonnement est de 30 francs par mois.— Art. XX. La société n'ayant d'autre but que de former une union d'hommes de bonne compagnie, ayant la faculté de lire les journaux, brochures et livres nouveaux, de diner ensemble, et de jouer le seuls jeux de commerce, Messieurs les sociétaires et abonnés s'interdisent toute discussion politique, et il est du devoir rigoureux de Messieurs les commissaires, de maintenir cette règle, et de la repeller s'il arrivait qu'un sociétaire l'oubliât."

Iſt das nicht auffallend, daß man nicht von Politik ſprechen darf? Das iſt ja gerade wie bei uns.

Dienstag, den 21. December.

Gestern war wieder ein unglückschwangerer Tag für Paris, Frankreich, die Welt, und heute, morgen kann das Gewitter losbrechen. Die Regierung hat schon seit acht Tagen eine Verschwörung entdeckt und viele Menschen sind arretirt worden. Man fordert das Leben der Minister, deren Prozeß sich wahrscheinlich morgen entscheidet. Gestern versammelten sich einige tausend Menschen vor der Pairs-Kammer mit drohenden Aeußerungen, und heute fürchtet man größern Aufruhr. Ich bin doch ein rechter Unglücksvogel! Ich mußte mir gestern einen Zahn herausnehmen lassen, und kann noch heute wegen meines dicken Gesichts nicht ausgehen. Ganz Paris kann heute in Flammen stehen, und ich werde nichts erfahren, bis heute Abend die Zeitung kommt. Sie freuen sich vielleicht darüber und wünschen mir meine Zahnschmerzen von ganzem Herzen. Ich ärgere mich und dazu habe ich noch 20 Fr. für das Zahnherausziehen bezahlen müssen. Was man hier geprellt wird! Wie die Blutsauger hängen sich die Pariser an den Fremden und ziehen ihm das Geld aus. Ich hoffe, daß die Regierung Kraft genug haben wird, die Unruhen zu dämpfen, es bleibt aber immer eine bedenkliche Sache. Man kann auf die Nationalgarde nicht fest zählen; ein großer Theil derselben ist rachedurstig gegen die Minister, und würde einem Volksaufstande keinen ernstlichen Widerstand leisten. Dazu gesellen sich noch 1) überspannte Köpfe, die eine Republik haben wollen. 2) Mäßigere, die mit dem Gange der Regierung nicht zufrieden sind, und eine liberalere Kammer und ein liberaleres Ministerium wünschen. 3) Die Anhänger Karl X. 4) Endlich die Emigrirten aus allen Ländern, Italiener, Polen, Spanier, Belgier, die Frankreich in einen Krieg verwickeln wollen, damit es in ihrem eigenen Lande auch endlich einmal zur Entscheidung komme. Diese Letztern sollen besonders großen Theil an der Aufhetzung haben. Heute wird die Pairs-Kammer von drei und dreißig tausend Mann Nationalgarden und Linien-Truppen beschützt seyn. Wenn es nur zu keiner neuen Revolution kömmt, mir thäte es bitter leid; denn es könnte Alles wieder darüber zu Grunde gehen. Sie werden die Vertheidigungsrede der Minister wohl im Constitutionel lesen. Am besten nach meiner Ansicht hat Peyronnet gesprochen, der doch gewiß der Schuldigste ist. Aber er ist ein Mann von festem Willen, und darum hat er auch am meisten gerührt; er hat geweint und weinen gemacht. Polignac zeigt sich als ein solcher Schwachkopf und seelenloser Höfling, daß man ihn bemitleiden muß. Er verdient es gar nicht, geköpft zu werden. Der Advokat und Vertheidiger des Guernon Ranville, Namens Cremieux, der gestern gesprochen, ist aus Gemüthsbewegung in Ohnmacht gefallen und mußte weggebracht werden.

In welcher schrecklichen Lage sind doch die vier unglücklichen Minister! Und ihre armen Weiber und Kinder! Gewöhnliche Verbrecher dürfen doch hoffen, die Richter würden ihnen das Leben schenken; aber die Minister müssen vor ihrer Freisprechung zittern, weil sie dann schrecklicher als durch das Schwert des Henkers, durch die Hände des Volks ihr Leben verlören. Am meisten dauert mich der Guernon Ranville. Dieser ist der Schuldloseste von Allen, er hat an den Ordonnanzen den wenigsten Theil genommen, er war nur schwach und ließ sich verführen. Und dieser ist krank und hat eine Krankheit, die ich kenne, die ich vor zwei Jahren in Wiesbaden hatte, kann ohne Schmerzen kein Glied bewegen, und so, bleich, leidend, fast ohne Kraft der Aufmerksamkeit, muß er täglich sieben Stunden lang in der Pairs-Kammer schmachten, und zuhören, wie man sich um sein Leben zankt! Dagegen war doch mein Rheumatismus, von Ihnen gepflegt, gewiß eine Seligkeit. Und doch stähle ich mich wieder und mache mir meine Weichherzigkeit zum Vorwurfe, wenn ich mich frage; aber jene Könige und ihre Henkersknechte, wenn wir aus dem Volke i h n e n in die Hände fallen, haben sie Mitleiden mit uns? Diese Minister, die dem Volke zu Rede stehen, werden doch wenigstens öffentlich gerichtet. Sie sehen sich von ihren Freunden umringt, sie lernen ihre Feinde, ihre Ankläger kennen, sie dürfen sich vertheidigen und das Gesetz verurtheilt sie, nicht die Rache. Und wenn sie auch als Opfer der Volkswuth fallen, weiß man doch, daß sie unschuldig gemordet. Wer aber in Mailand, Wien, Madrid, Neapel, Petersburg wegen eines politischen Vergehens gerichtet wird, der geht aus der Dämmerung des Kerkers in die Nacht des Grabes über, und ob schuldig oder unschuldig, das weiß nur Gott.

Vormittags halb zwölf.

Mein Barbier (mein Minister der auswärtigen Angelegenheiten) erzählt mir eben, es sehe schlecht aus in der Stadt. Das Militär und die Nationalgarden ziehen durch die Straßen. Das Volk schreit: vive la ligne! à bas la garde Nationale! à bas Lafayette! (da sieht man doch ganz deutlich, wie diese Bewegung von den Carlisten angelegt) la mort aux Ministers! vielleicht ist es doch gut für mich, daß ich heute nicht ausgehen kann, und wenn Sie mir versprechen, mir die zwanzig Franken zu erstatten, die mir meine Zahnschmerzen kosten, will ich mit Allem zufrieden sein und Gott preisen. — Mein heutiger Brief wird auch nicht viel größer werden, als er jetzt schon ist, ich habe keine Geduld zum Schreiben. Ich bin neugierig, was in der Stadt vorgeht, und ärgerlich, daß ich nicht ausgehen kann. — Wie konnten Sie nur glauben, daß mich Polen nicht interessirt! Das ist ja der Hauptpunkt der ganzen Tragödie. Ich meine doch, ich hätte Ihnen

darüber geschrieben, und genug vorgejubelt. Aber seit acht Tagen hörte ich von keiner neuen Revolution; das ist sehr langweilig. Ich bin wie die Branntweintrinker; nüchtern bin ich matt. Die Revolution, die heute Paris bedroht, schmeckt mir nicht. Das ist Gift und verderblich. Doch ich hoffe, es geht Alles gut vorüber.

Zwanzigster Brief.

Paris, Freitag den 24. December 1830.

Das war wieder eine merkwürdige Pariser Woche! Aber Sie in Frankfurt, wenn Sie nur die Zeitungen gelesen, wissen nicht weniger davon, als ich hier; denn ich habe gar nichts selbst gesehen. Seit dem vorigen Samstag habe ich wegen meines dicken Gesichts das Zimmer nicht verlassen, und erst gestern Abend war ich zum erstenmal wieder aus. Ist das nicht ein einziger Ort, in dem man mitten in einem Volksaufruhr, umringt von einem Lager von mehr als vierzig tausend Soldaten, so still und so einsam leben kann, wie auf dem Lande? Jetzt ist Alles vorüber. Wollen Sie genau wissen, was eigentlich der Kampf dieser Tage für eine Bedeutung gehabt, und genauer als es irgend ein europäisches Cabinet von seinem Gesandten erfahren wird? Es war ein Kampf zwischen der alten classischen und der neuen romantischen Partei in der Politik, und letztere, die schwächste, weil sie die jüngste und unerfahrenste ist, unterlag. Die romantische Partei will individuelle Freiheit, die classische nur nationelle haben. Wenn Sie von Carlisten lesen, glauben Sie kein Wort davon: Natürlich haben diese den Zwiespalt benutzt, aber angestiftet haben sie ihn sicher nicht. Aber wie schade, daß ich diese schöne Oper nicht mit angesehen. Vierzigtausend Mann Nationalgarden, wie Riesenbesen die Straßen säubernd, und so unverletzend wie diese; denn es ist kein Tropfen Blut vergossen worden. Dann Nachts bei Wachtfeuer auf der Straße bivouacquirend; die tobende Menge, der König selbst patrouillirend, die vereinigten Studenten, über fünftausend, umherziehend und Ruhe und Ordnung *schreiend* — welche Scenen! Das Einzige an der Sache ist romantisch schön, daß die Minister nicht am Leben bestraft worden. Das wird freilich die Despoten in Lissabon, Mailand und Petersburg nicht abhalten, ihre wehrlosen Gefangenen zu morden; aber das wird doch der Welt zeigen, daß Völker edler sind als Fürsten. Gestern Abend dachte ich noch nicht daran, auszugehen, ich wollte es erst heute; da sah ich zufällig durch die Spalte des Fensterladens und bemerkte etwas ungewöhnlich Helles. Ich öffnete den Laden und sah zu meiner Ueberraschung, daß das gegenüberstehende Haus illuminirt war. Da zog

ich mich schnell an, ließ einen Wagen kommen, und fuhr eine Stunde lang in der Stadt herum. Viele Häuser waren illuminirt, theils aus Freude, daß die Ruhe wieder hergestellt, theils zur Ehre des Königs, der noch spät, von einer Revue der Nationalgarde zurückkehrend, zu Pferde die Straßen durchzog. Er hatte von gestern Mittag bis gestern Abend neun Uhr alle Quartiere der Stadt besucht und in jedem Quartier die Nationalgarden gemustert. Ueber den König ist nur eine Stimme. Alle Parteien (natürlich nur die Carlisten nicht) lieben ihn. Auch ist er ganz wie die Franzosen einen König lieben und brauchen. Er ist ein Bürger-König. Zwar ist er das aufrichtig, und so viel aus Temperament und Gesinnung als aus Politik; aber dabei ist er es auch zugleich theatralisch. Er spricht gut, leicht, von Herzen, aber doch mit Pathos und Geberden, wie man es hier gern hat. Es ist so leicht ein guter König seyn, und es kostet die Fürsten viel größere Anstrengung, sich verhaßt zu machen bei ihren Unterthanen, als es sie kosten würde, ihre Liebe zu erwerben! . . . Der einzige schöne Charakter der neuesten Zeit ist und bleibt doch Lafayette. Er ist die altgewordene Schwärmerei, wie sie nie, nicht einmal gemalt worden ist. Er ist bald achtzig Jahre alt, hat alle Täuschungen, alle Verräthereien, Heuchelei, Gewaltthätigkeit jeder Art erfahren — und noch glaubt er an Tugend, Wahrheit, Freiheit und Recht! Solche Menschen beweisen besser, daß es einen Gott gibt, als das alte und neue Testament und der Koran zusammen. Noch heute, zwar von Vielen geliebt, von Allen geachtet, aber auch von Allen verkannt, wird er nur von seinen Feinden nicht betrogen, die ihren Haß offen aussprechen; aber von seinen Freunden gebraucht, misbraucht, getäuscht und oft verspottet. Er ist wie ein Gottesbild im Tempel, in dessen Namen heuchlerische Priester fordern, wonach ihnen selbst gelüstet, und die heimlich das gläubige Volk und seinen Gott auslachen. Er aber geht seinen Weg unveränderlich wie die Sonne, und unbekümmert, ob die Guten sein Licht zu guten Handlungen oder die Bösen zu schlechten gebrauchen. Wie lange wird es noch dauern, bis Frankreich Lafayette's würdig ist! Aber es wird einmal kommen. Er erscheint mir wie die Mauer einer neuzugründenden Stadt, die man rund umhergezogen, und inwendig ist noch Alles öde und kein Haus ist gebaut.

Samstag, den 25. Dezember.

Als ich gestern über die Rue de la Paix ging, begegnete ich einem Trupp Nationalgarden, Trommel voraus, die auf einer Bahre die lorbeerbekränzte Büste des Königs trugen, ich weiß nicht wohin, wahrscheinlich in eine Wachtstube. Lustig Volk die Franzosen; den ganzen Tag Komödie. — Jetzt macht die Schuljugend der Regierung wieder viel zu schaffen, und ich habe

meine herzliche Schadenfreude daran. Die Schulen haben in dem Aufstande dieser Tage zur Herstellung der Ruhe sehr viel beigetragen. Nun hat vorgestern die Kammer den Schulen feierlichsten Dank votirt. Diese aber haben gestern Abend in einer Zeitung Proklamationen drucken lassen, worin sie höhnisch der Kammer sagen: Euren Dank begehren wir nicht, gebt uns die Freiheit, die ihr uns versprochen, „la liberte qu'on nous marchande maintenant et que nous avons payé comptant au mois de Juillet.“ O wie Recht haben sie! Ihr in Deutschland braucht gar nicht so stolz zu seyn, wir haben hier so dumme Leute als dort auch. Hier sagen sie auch, die Franzosen sind noch nicht reif zu mehr Freiheit als sie jetzt besitzen, das müsse der Zukunft überlassen bleiben. Und so bleiben sie nun stehen, bis die Zukunft im Galopp herkömmt und sie umwirft, statt wenn sie der Zukunft entgegen gegangen wären, Alles friedlich wäre geordnet worden. Ganz gewiß, Frankreich wird früher oder später noch eine Revolution erleiden. Es ist der Fluch der Menschen, daß sie nie freiwillig vernünftig werden, man muß sie mit der Peitsche dazu treiben. Es ist zum Verzweifeln, daß Lafayette, der Einzige, der es aufrichtig mit der Freiheit meint, einen so schwachen Charakter hat. Er, wenn er wollte, könnte Alles durchsetzen. Er brauchte nur zu drohen, er würde das Commando der Nationalgarde aufgeben, und sich zurückziehen, wenn man den Franzosen nicht gäbe, was man ihnen versprochen, und der König, die Minister und die Kammern müßten nachgeben.

Der König von Bayern glaubt wahrscheinlich, weil er so viel gereimt hat in seinem Leben, dürfe er sich auch Ungereimtes erlauben. Der Liesching, den ich viel kenne, ist der fünfte Schriftsteller, der seit Kurzem auf so schnöde Weise von München verjagt worden. „Vor der Hand als unpassend ausgewiesen,“ ist sehr schön gesagt. Der deutschen Despotie werden vor Alterschwäche die Glieder steif. Dieses Betragen der bayerischen Regierung ist so ganz über die Maaßen dumm, so ganz ungewöhnlich verkehrt, daß ich denken möchte, es steckt unter der Dummheit eine Art Superklugheit; daß sie nämlich unter dem Scheine des Einverständnisses mit der jetzt völlig toll gewordenen Bundesversammlung ihre eigenen Pläne verfolgt. Anders kann ich mir es nicht erklären. Aber vielleicht irre ich mich auch; es gibt nichts Genialischeres als der Blödsinn einer deutschen Regierung, er ist gar nicht zu berechnen.

Was mir an der polnischen Revolution am besten gefällt, ist, daß man in Warschau den Chef der geheimen Polizei gehenkt hat, und daß man die Liste aller Polizei-Spione drucken läßt. Das wird, hoffe ich, den Spionen anderer Länder zur Warnung dienen. Diese geheime Polizei gibt einer

despotischen Regierung weit mehr Sicherheit, als ihre Soldaten thun, und ohne sie wäre die Freiheit schon in manchem andern Lande festgestellt. Die geheime Polizei hat in Warschau täglich 6000 Gulden gekostet. Diese Notizen und andere Papiere, die sich auf die Polizei beziehen, hat man in Constantins Schlosse gefunden. Dreißig junge Leute von der Cadettenschule drangen in das Schloß. Die Hälfte davon ist geblieben. Drei Generale wurden im Vorzimmer Constantin's getödtet. Dieser rettete sich mit Mühe. Die Verschwornen begegneten Constantin's Frau, vor der sie sich sehr artig verneigten und sagten, mit ihr hätten sie nichts zu schaffen, sie suchten nur ihren Mann. Ich fürchte aber, den armen Polen wird es schlecht gehen. Der Kaiser Nikolaus zieht ihnen mit Macht entgegen, und ich weiß nicht, wie sie widerstehen können. Doch verlasse ich mich auf Gott. — — — Gemüthsbewegung! nein. Das ist nicht wie früher, wo wir in einer schweren Kutsche saßen, und mit der guten Sache langsam fortrollten, gestoßen wurden, langsam den Berg hinaufschleichen mußten, auch manchmal umgeworfen wurden — jetzt trägt uns ein großes Schiff schlafend über das Meer, und der Wind treibt schnell. Kein Staub, kein Rütteln, keine Müdigkeit. Stürme können kommen, Klippen; aber das macht mich erst recht munter. Die kleinen Zänkereien, das weibische Keifen des Schicksals, nur das konnte mir Gemüthsbewegung geben. Die Tyrannei kann uns noch einmal besiegen; aber dann wird es doch im offnen Kampfe geschehen, nachdem wir uns gewehrt haben. Uns wie Hunde prügeln und an die Kette legen, damit ist es aus. Nur nicht wehrlos fallen. Ich bin sehr ruhig, und schwimme vergnügt wie ein ungesalzener Häring im Weltmeer herum.

Ein und zwanzigster Brief.

Paris, Sonntag den 26. December 1830.

Ich scherze und bin doch ganz von Herzen betrübt, und aus Verzweiflung ließ ich mir eine Tasse Chocolade holen. Ich will denken, die Chocolade habe mir dickes Blut gemacht, sonst nichts. Aber meine Träume von Frankreichs Freiheit sind auch dahin. In der Politik ist weder Sommer noch Winter, es ist der erbärmlichste Revolutions-Frühling, der mir je vorgekommen. Nicht warm genug des Feuers zu entbehren, und nicht kalt genug zum Einheizen, fröstelt man ohne Rettung. Bei uns zu Hause weiß man doch woran man ist; es ist Winter und man trägt Flanell. Es ist doch ein schönes Land, wo, wie ich gestern in deutschen Zeitungen gelesen, man sich auf der Straße und in den Casinos bang und freudig einander fragt, wird der Herzog von Coburg wieder heirathen oder nicht? und man

schweigt und lächelt — und wo der Staatsrath Niebuhr in Bonn, da er gedruckt gelesen, er habe früher in Rom mit de Potter Umgang gehabt, mit Händen und Füßen gegen diese Lästerung zappelt, wie ein Kind gegen das kalte Waschen, und behauptet auf Ehre, er habe diesen Unheilstifter nie mit den Fingern berührt! Aber hier? die Wiesen waren schon grün und jetzt schneit es wieder darauf. Die Kammer, diese alte Kokette, die sich schminkt, Mäulchen macht und auf die Jugend lästert — ich könnte sie auspeitschen sehen. Als sie noch selbst jung war, war sie so schlimm als Eine. Man hat Lafayette als Commandant der Nationalgarde abgesetzt, und der Kriegsminister hat der ganzen polytechnischen Schule Arrest gegeben! Diese jungen Helden waren es, welche den Kampf im Juli gelenkt, und ohne sie wären alle Deputirten und alle diese Minister vielleicht eine Speise der Raben geworden. Lafayette war es, der die Revolution rein erhalten und vor Anarchie bewahrt, und ihm hat Orleans seine Krone und die Fürsten Europas zu verdanken, daß Frankreich keine Republik geworden. Er hat dem Volke gesagt, es wäre möglich, daß ein König die Freiheit liebe, und man hat es ihm geglaubt. Behüte mich Gott, daß ich je Theil an der Staatsgewalt bekomme! Ich sehe es hier an den Besten, daß, sobald man zur Macht kömmt, man erst das Herz, dann den Kopf verliert, und daß man vom Verstande nur so viel übrig behält, als man braucht, das Herz nicht wieder aufkommen zu lassen. Es ist hier keine Zweideutigkeit, kein Unverstand, keine Deutelei — man hat wörtlich nicht Wort gehalten, man hat dem Volke nicht gegeben, was man ihm versprochen. Die Machthaber reden hier ganz so wie bei uns: von wenigen Unruhstiftern, die das Volk verführten, von jugendlicher Schwärmerei, von Republikanern. Aber kein Mensch will Republik, man verlangt nur die republikanischen Institutionen, die man in den Tagen der Noth versprochen. Für die Machthaber hier (wie bei uns) fängt da, wo ihr eigner Vortheil aufhört, die Schwärmerei an. Eben erzählte mir Jemand, man spräche heute davon, Lafitte und Dupont würden aus dem Ministerium treten, und der Präfect von Paris abgesetzt werden. Ich zweifle nun zwar gar nicht, daß die Regierung mächtig genug ist, es durchzusetzen, und jeden gefährlichen Ausbruch zu verhüten. Aber was wird dabei gewonnen? die Ruhe, die sich auf eine allgemeine Zufriedenheit aller Bürgerklassen gründet, die einzig wünschenswerthe und dauerhafte, wird sie auf diese Weise nicht gründen. Die Unzufriedenheit wird sich aufhäufen, die Misvergnügten werden sich vermehren, bis sie stärker werden als die Regierung, und dann geht der Kampf von neuem an. Wenn ich einmal Minister werde, halten Sie mir meine demokratischen Briefe vor die Augen. Ich weiß schon jetzt, was ich Ihnen antworten

ich mich schnell an, ließ einen Wagen kommen, und fuhr eine Stunde lang in der Stadt herum. Viele Häuser waren illuminirt, theils aus Freude, daß die Ruhe wieder hergestellt, theils zur Ehre des Königs, der noch spät, von einer Revue der Nationalgarde zurückkehrend, zu Pferde die Straßen durchzog. Er hatte von gestern Mittag bis gestern Abend neun Uhr alle Quartiere der Stadt besucht und in jedem Quartier die Nationalgarden gemustert. Ueber den König ist nur eine Stimme. Alle Parteien (natürlich nur die Carlisten nicht) lieben ihn. Auch ist er ganz wie die Franzosen einen König lieben und brauchen. Er ist ein Bürger-König. Zwar ist er das aufrichtig, und so viel aus Temperament und Gesinnung als aus Politik; aber dabei ist er es auch zugleich theatralisch. Er spricht gut, leicht, von Herzen, aber doch mit Pathos und Geberden, wie man es hier gern hat. Es ist so leicht ein guter König seyn, und es kostet die Fürsten viel größere Anstrengung, sich verhaßt zu machen bei ihren Unterthanen, als es sie kosten würde, ihre Liebe zu erwerben! . . . Der einzige schöne Charakter der neuesten Zeit ist und bleibt doch Lafayette. Er ist die altgewordene Schwärmerei, wie sie nie, nicht einmal gemalt worden ist. Er ist bald achtzig Jahre alt, hat alle Täuschungen, alle Verräthereien, Heuchelei, Gewaltthätigkeit jeder Art erfahren — und noch glaubt er an Tugend, Wahrheit, Freiheit und Recht! Solche Menschen beweisen besser, daß es einen Gott gibt, als das alte und neue Testament und der Koran zusammen. Noch heute, zwar von Vielen geliebt, von Allen geachtet, aber auch von Allen verkannt, wird er nur von seinen Feinden nicht betrogen, die ihren Haß offen aussprechen; aber von seinen Freunden gebraucht, misbraucht, getäuscht und oft verspottet. Er ist wie ein Gottesbild im Tempel, in dessen Namen heuchlerische Priester fordern, wonach ihnen selbst gelüstet, und die heimlich das gläubige Volk und seinen Gott auslachen. Er aber geht seinen Weg unveränderlich wie die Sonne, und unbekümmert, ob die Guten sein Licht zu guten Handlungen oder die Bösen zu schlechten gebrauchen. Wie lange wird es noch dauern, bis Frankreich Lafayette's würdig ist! Aber es wird einmal kommen. Er erscheint mir wie die Mauer einer neuzugründenden Stadt, die man rund umhergezogen, und inwendig ist noch Alles öde und kein Haus ist gebaut.

Samstag, den 25. Dezember.

Als ich gestern über die Rue de la Paix ging, begegnete ich einem Trupp Nationalgarden, Trommel voraus, die auf einer Bahre die lorbeerbekränzte Büste des Königs trugen, ich weiß nicht wohin, wahrscheinlich in eine Wachtstube. Lustig Volk die Franzosen; den ganzen Tag Komödie. — Jetzt macht die Schuljugend der Regierung wieder viel zu schaffen, und ich habe

Mit dem hiesigen Casino bin ich sehr getäuscht worden. Das sind meistens alte, reiche und vornehme Leute, die mit einander flüstern und sehr aristokratisch aussehen. Der Fluch geschlossener Gesellschaften ist sehr deutlich ausgedrückt in diesen verschlossenen Gesichtern. Man meint, es wären Diplomatiker. Ich werde nicht wieder hingehen, und für die fünfzehn Franken, die ich bezahlen mußte (für 14 Tage) habe ich doch ein neues Beispiel zu meiner alten Theorie gefunden: Langeweile ist die Tochter des Zwanges, und Freiheit ist die Mutter geselliger Freuden. Wie kann es anders seyn? In diesem Casino darf nicht von Politik gesprochen werden. Und dürfte man nicht vom Monde sprechen, doch sonst von Allem, das hätte die nämlichen Folgen. Jeder Zwang ist Gift für die Seele.

Wir haben jetzt prächtiges Wetter! Auf die Kälte eines Tages folgte gleich Thauwetter. Dreck bis an die Knie (es ist ein gutes ehrliches deutsches Wort), die Gassen ein Eismeer. Es ist doch sonderbar, daß sich die Franzosen aus dem Drecke nichts machen! Sie gehen lustig durch, als gingen sie über eine Blumenwiese. Aber ein paar Grade Kälte bringt sie zur Verzweiflung. Sie sperren sich dann gleich ein. Was bin ich so vergnügt, daß ich acht Paar gute wasserdichte Stiefeln mit hieher gebracht. Es macht mir die größte Freude, ihre deutsche Treue auf die Probe zu stellen und damit durch den Schlamm zu waten. Pariser Sohlen sind nicht dicker als zwei über einander gelegte Oblaten, man könnte den Puls hindurch fühlen.

Ich hoffe doch mit Vielen hier, die Polen werden es durchsetzen. Man gewinnt immer, wenn man keine andere Wahl hat als zwischen Sieg oder Tod. Vom Kaiser Nikolaus ist keine Gnade zu hoffen, die Polen müssen ihn begnadigen. Wie es in Preußisch-Polen aussieht, weiß ich nicht, die heutigen Zeitungen sprechen auch von einer Revolution, die sich dort begeben haben soll. Von Oesterreichisch-Polen darf man, wie ich glaube, etwas erwarten. Das kluge Oesterreich kann sich da vielleicht eine dumme Falle gelegt haben. Die italienischen Regimenter, welchen sie nicht trauten, haben sie schon vor mehreren Jahren aus ihrem Vaterlande gezogen und sie nach Gallizien versetzt, und jetzt, wenn sich die Polen insurgiren, sind diese Regimenter wahrscheinlich geneigt, mit ihnen gemeinschaftliche Sache zu machen. Sey einer klug heute; betrüge einer den lieben Gott!

Nun Glück zum neuen Jahre! und möge es uns und unsern Freunden im neuen Jahre besser gehen, als Kaisern und Königen. Das sind bescheidene Wünsche, die wohl der Himmel erhören wird. Ich werde dem Conrad sagen: wenn ein Kaiser kommt, sehen Sie ihm auf die Hände und lassen ihn nicht allein im Zimmer. Im nächsten Jahre wird das Dutzend Eier theurer sein als ein Dutzend Fürsten.

Zwei und zwanzigster Brief.

Paris, Freitag den 31. December 1830.

Die polnischen Juden zeigen sich brav, sie wollen sich ein Vaterland erkämpfen. Waffen in der Hand, das sind bessere Gründe, Freiheit zu gewinnen, als Prozeßschriften beim deutschen Bundestage eingereicht. Schon im Jahre 1794 haben sich die polnischen Juden gut gehalten; sie bildeten damals ein eigenes Regiment, das, als der wilde Suwarow nach Warschau kam, ganz ausgerottet worden. Wie wird es diesesmal werden? — Heute, diese Nacht wird etwas Großes, etwas Entsetzliches geschehen. Es wird ein Sturm seyn, der die Menschheit dahin schleudern wird, wohin sie der Compaß, selbst bei der günstigen Fahrt dieser Zeit, erst spät geführt hätte. Wenn das Schicksal die Stunde nicht verschläft, wird es eine entscheidende Nacht werden.

Gestern Abend war ich in einer Gesellschaft, die man in Paris nicht suchen würde — in einer philosophischen „Conversations philosophiques" steht über den gedruckten Einlaßkarten. Junge Leute, Schriftsteller und Andere, aber sehr elegante Herren, mit den feinsten Röcken und Cravatten, versammeln sich an bestimmten Tagen in einem sehr eleganten Lokale, und philosophiren bei Limonade, Orgeade und Himbeersaft. Mir war das amusanter als die Variétés. Immer zwei stehen beisammen, um sie bildet sich eine Zuhörer-Gruppe, und wird dann gestritten über Gott, Unsterblichkeit, äußere Sinne, innere Sinne, Natur, Attraction, daß es eine Lust ist. Hegel würde vergehen vor Lachen. Keiner weiß, was er will. Es gibt nichts Komischeres. Und doch begreife ich nicht recht, warum diese guten Leute darin so zurück sind. Zwar waren die Franzosen nie tiefsinnige Philosophen auf deutsche Art; doch hatten sie im vorigen Jahrhunderte in einer gewissen praktischen Philosophie viel Gewandtheit erlangt, und die Schriften und die Gesellschafter der damaligen Zeit waren ganz parfümirt davon. Es scheint aber, in der Revolution haben sie das Alles wieder vergessen, und die jungen Leute fangen jetzt von vorn an. Einer fragte mich, ob ich mich auch mit Philosophie beschäftigt? Ich sagte: O gewiß, uns Deutschen ist die Philosophie Kinderbrei. Ein Anderer fing mit mir an von Kant zu sprechen, und als er glaubte ich hätte den Namen nicht verstanden, dachte er wohl, er hätte ihn falsch ausgesprochen und wiederholte Känt. Ein Dritter sagte mir, Anatomie wäre die Hauptsache in der Philosophie. Ich antwortete: Ganz gewiß. Wären Sie kein Frauenzimmer, ich könnte Ihnen noch die schönsten Dummheiten erzählen; aber Sie verstehen das nicht. Und mit welcher Leidenschaftlichkeit wurde da gestritten!

Ich dachte, sie würden sich einander in die Haare fallen. Aber die Franzosen haben eine bewunderungswürdige Gewandtheit, einen Streit bis an die Grenze der Beleidigung zu führen, ohne diese zu überschreiten, und mit den Händen sich einander unter die Nase zu gesticuliren, ohne sich Ohrfeigen zu geben. Ich saß auf einem Sopha von blauer Seide, unter den Füßen eine Decke von Pelz, trank ein Glas Orgeade nach dem andern und beneidete das glückselige Volk, das gar nichts weiß von dem, was es nicht weiß, entgegengesetzt uns armen Deutschen, die wir am besten kennen, was wir nicht kennen. „Eh bien, je vais vous exposer ma doctrine" sagte einmal ein junger blasser Mensch mit einem Schnurrbarte zu einem Andern ohne Schnurrbart — — und da sagte er ihm etwas, was in jedem deutschen A B C-Buche steht.

Samstag den 1. Januar 1831.

„Prosit neu Jahr!" Aber es ist eine dumme Geschichte, ich bin schon gewohnt daran, es ist schon Mittag. Dieses Jahr ist mit Zähnen auf die Welt gekommen, und will sich nicht wickeln lassen. Es wird mit Blut getauft werden. Könnte ich nicht einen Kalender schreiben? Ich spräche wie ein Prophet: Ein großer Fürst wird sterben in diesem Jahre. Aber das ist falsch prophezeihet; es lebt gegenwärtig kein großer Fürst. Aber der Frühling wird naß werden (nicht von Wasser), der Sommer heiß (nicht blos von der Sonne), und der Herbst gut (nicht blos an Wein).— Unser König hier soll und will in die Tuilerien ziehen, weil das Palais-Royal wirklich zu klein ist, und auch sonst zur königlichen Wohnung nicht schicklich. Aber die Königin sträubt sich mit aller Macht gegen die Tuilerien. Sie sagt, das wäre une maison de malheur. Die Frau hat Recht und ich hätte auch abergläubische Furcht davor. — Beim Conseil in Genf wurde von einem Deputirten der Antrag gemacht, den Juden die bürgerliche Freiheit zurückzugeben, die sie bis zum Jahre 1816, wo die französische Herrschaft aufhörte, genossen haben. Der Antrag wurde von Vielen unterstützt. Die Zeit wird auch bald für Deutschland kommen, wo die bürgerlichen Verfassungen Verbesserungen erfahren werden, und das nicht blos durch Revolution, sondern auch auf friedlichem Wege, weil die Regierungen nicht länger werden ausweichen können. Dann wird auch wieder von Juden die Rede seyn, und unsere Juden thun so Vieles, sich bei den Freunden der Freiheit unbeliebt zu machen. Ich begreife das nicht recht. Diese Menschen sind doch sonst so klug auf ihren Vortheil und wissen immer den Mantel nach dem Winde zu hängen. Was wollen sie denn jetzt noch von den Fürsten und Ministern haben? Es ist nichts mehr an ihnen zu verdienen. Sie sollten sich jetzt dem Volke zuwenden, ihre Geldkasten verschließen und den großen Herren den Rücken zukehren.

Zwei und zwanzigster Brief.

Paris, Freitag den 31. December 1830.

Die polnischen Juden zeigen sich brav, sie wollen sich ein Vaterland erkämpfen. Waffen in der Hand, das sind bessere Gründe, Freiheit zu gewinnen, als Prozeßschriften beim deutschen Bundestage eingereicht. Schon im Jahre 1794 haben sich die polnischen Juden gut gehalten; sie bildeten damals ein eigenes Regiment, das, als der wilde Suwarow nach Warschau kam, ganz ausgerottet worden. Wie wird es diesesmal werden? — Heute, diese Nacht wird etwas Großes, etwas Entsetzliches geschehen. Es wird ein Sturm seyn, der die Menschheit dahin schleudern wird, wohin sie der Compaß, selbst bei der günstigen Fahrt dieser Zeit, erst spät geführt hätte. Wenn das Schicksal die Stunde nicht verschläft, wird es eine entscheidende Nacht werden.

Gestern Abend war ich in einer Gesellschaft, die man in Paris nicht suchen würde — in einer philosophischen „Conversations philosophiques" steht über den gedruckten Einlaßkarten. Junge Leute, Schriftsteller und Andere, aber sehr elegante Herren, mit den feinsten Röcken und Cravatten, versammeln sich an bestimmten Tagen in einem sehr eleganten Lokale, und philosophiren bei Limonade, Orgeade und Himbeersaft. Mir war das amusanter als die Variétés. Immer zwei stehen beisammen, um sie bildet sich eine Zuhörer-Gruppe, und wird dann gestritten über Gott, Unsterblichkeit, äußere Sinne, innere Sinne, Natur, Attraction, daß es eine Lust ist. Hegel würde vergehen vor Lachen. Keiner weiß, was er will. Es gibt nichts Komischeres. Und doch begreife ich nicht recht, warum diese guten Leute darin so zurück sind. Zwar waren die Franzosen nie tiefsinnige Philosophen auf deutsche Art; doch hatten sie im vorigen Jahrhunderte in einer gewissen praktischen Philosophie viel Gewandtheit erlangt, und die Schriften und die Gesellschafter der damaligen Zeit waren ganz parfümirt davon. Es scheint aber, in der Revolution haben sie das Alles wieder vergessen, und die jungen Leute fangen jetzt von vorn an. Einer fragte mich, ob ich mich auch mit Philosophie beschäftigt? Ich sagte: O gewiß, uns Deutschen ist die Philosophie Kinderbrei. Ein Anderer fing mit mir an von Kant zu sprechen, und als er glaubte ich hätte den Namen nicht verstanden, dachte er wohl, er hätte ihn falsch ausgesprochen und wiederholte Känt. Ein Dritter sagte mir, Anatomie wäre die Hauptsache in der Philosophie. Ich antwortete: Ganz gewiß. Wären Sie kein Frauenzimmer, ich könnte Ihnen noch die schönsten Dummheiten erzählen; aber Sie verstehen das nicht. Und mit welcher Leidenschaftlichkeit wurde da gestritten!

Ich dachte, sie würden sich einander in die Haare fallen. Aber die Franzosen haben eine bewunderungswürdige Gewandtheit, einen Streit bis an die Grenze der Beleidigung zu führen, ohne diese zu überschreiten, und mit den Händen sich einander unter die Nase zu gesticuliren, ohne sich Ohrfeigen zu geben. Ich saß auf einem Sopha von blauer Seide, unter den Füßen eine Decke von Pelz, trank ein Glas Orgeade nach dem andern und beneidete das glückselige Volk, das gar nichts weiß von dem, was es nicht weiß, entgegengesetzt uns armen Deutschen, die wir am besten kennen, was wir nicht kennen. „Eh bien, je vais vous exposer ma doctrine" sagte einmal ein junger blasser Mensch mit einem Schnurrbarte zu einem Andern ohne Schnurrbart — — und da sagte er ihm etwas, was in jedem deutschen A B C-Buche steht.

Samstag den 1. Januar 1831.

„Prosit neu Jahr!" Aber es ist eine dumme Geschichte, ich bin schon gewohnt daran, es ist schon Mittag. Dieses Jahr ist mit Zähnen auf die Welt gekommen, und will sich nicht wickeln lassen. Es wird mit Blut getauft werden. Könnte ich nicht einen Kalender schreiben? Ich spräche wie ein Prophet: Ein großer Fürst wird sterben in diesem Jahre. Aber das ist falsch prophezeihet; es lebt gegenwärtig kein großer Fürst. Aber der Frühling wird naß werden (nicht von Wasser), der Sommer heiß (nicht blos von der Sonne), und der Herbst gut (nicht blos an Wein).— Unser König hier soll und will in die Tuilerien ziehen, weil das Palais-Royal wirklich zu klein ist, und auch sonst zur königlichen Wohnung nicht schicklich. Aber die Königin sträubt sich mit aller Macht gegen die Tuilerien. Sie sagt, das wäre une maison de malheur. Die Frau hat Recht und ich hätte auch abergläubische Furcht davor. — Beim Conseil in Genf wurde von einem Deputirten der Antrag gemacht, den Juden die bürgerliche Freiheit zurückzugeben, die sie bis zum Jahre 1816, wo die französische Herrschaft aufhörte, genossen haben. Der Antrag wurde von Vielen unterstützt. Die Zeit wird auch bald für Deutschland kommen, wo die bürgerlichen Verfassungen Verbesserungen erfahren werden, und das nicht blos durch Revolution, sondern auch auf friedlichem Wege, weil die Regierungen nicht länger werden ausweichen können. Dann wird auch wieder von Juden die Rede seyn, und unsere Juden thun so Vieles, sich bei den Freunden der Freiheit unbeliebt zu machen. Ich begreife das nicht recht. Diese Menschen sind doch sonst so klug auf ihren Vortheil und wissen immer den Mantel nach dem Winde zu hängen. Was wollen sie denn jetzt noch von den Fürsten und Ministern haben? Es ist nichts mehr an ihnen zu verdienen. Sie sollten sich jetzt dem Volke zuwenden, ihre Geldkasten verschließen und den großen Herren den Rücken zukehren.

Drei und zwanzigster Brief.

Paris, Dienstag den 4. Januar 1831.

Saphir ist hier, und sein Anfang ist nicht schlecht. Schon haben einige Blätter von ihm gesprochen, als von Einem, den der Zorn seines Königs verfolgte. Da wird nun natürlich auch gelogen, so viel nöthig ist, um einen guten Witz zu machen. Im Figaro stand ungefähr Folgendes: Der König von Baiern, selbst Poet, habe aus poetischer Eifersucht den Saphir verjagt. . . . Der Vorwand seiner Verbannung wäre gewesen, weil er gegen das Theater geschrieben, der eigentliche Grund aber, weil Saphir dem König ein hübsches Mädchen abwendig gemacht. Sie hätten sich entzweit pour une bavaroise (das bekannte Kaffeehaus-Getränke). Der König von Bayern wird genannt: „sa majesté brutale.“ Als ich das las, habe ich treuer deutscher Unterthan aller Fürsten ohne Unterschied mich gekreuzigt. Aber der König von Bayern beträgt sich doch gar zu wunderlich. Das ist ein Gelehrter, der bringt seine Verirrungen in ein System und da ist keine Hülfe mehr . . . Es ist gar keine Möglichkeit, die deutschen Regierungen zu parodiren. Erinnern Sie sich, daß ich Ihnen vor einiger Zeit, als ich mich darüber geärgert, daß man hier für die Zeitungen die Cautionen beibehalten, geschrieben: es wäre recht spaßhaft, wenn sie in Deutschland das mit den Cautionen nachahmten. Censur und Caution! Das sollte ein Witz von mir seyn, im Ernste hielt ich das für nicht möglich. Aber es ist eingetroffen. In einem hiesigen Blatte las ich heute aus Bayern, daß man von einem gewissen Coremans, der eine Zeitung herausgeben will, Caution verlangt habe. Das ist gerade, als wolle man von einem, den man in den Kerker wirft und an Händen und Füßen kettet, noch eine Caution fordern, daß er nicht fortläuft.

Ich habe in der Berliner Zeitung die Proklamation des russischen Kaisers an die Polen gelesen. Sie ist im alten Style datirt und im alten Style geschrieben. Der spreizt sich! der will den Helden machen und den europäischen Fürsten zeigen, wie man mit Revolutionen fertig wird. Schlimm für die Polen, wenn es ihm gelingt, und dann noch schlimmer für die andern Fürsten. Sie werden es ihm nachmachen wollen, sie werden die Zügel loslassen, durch welche sie bis jetzt mit so großer Anstrengung ihre eigne Leidenschaft gebändigt, sie wird durchlaufen und sie abwerfen. — In München und Göttingen waren auch wieder Unruhen. Deutschland zahnt. Das arme Kind! Nichts ist komischer als die Art, wie die deutschen Regierungen von solchen Unruhen Bericht erstatten. Sie stellen sich an, als wäre ihnen an solchen unbedeutenden Vorfällen nicht viel gelegen, und sind

doch voll tödtlicher Angst. Sie machen Gesichter wie Menschen, die Leibschmerzen haben und sich lustig stellen wollen. — — Die alte Genlis ist gestorben. Sie starb den schönen Tod auf dem Schlachtfelde — die Feder in der Hand. Sie hat viel gelebt und viel erlebt. Wenn die an das Himmelsthor kommt, welch merkwürdigen Paß kann sie vorzeigen, von allen Regierungen visirt, von allen Zeiten gestempelt! Sie kann sich nicht beklagen, sie hat ein empfängliches Herz gehabt und hat tausend Jahre gelebt.

Was glauben Sie wohl, das mich hier täglich am meisten daran erinnert, daß jetzt Frankreich mehr Freiheit hat als sonst? Der Telegraph. Unter der vorigen Regierung war ich zwei Jahre in Paris und ich kann mich keinen Tag erinnern, wo ich den Telegraphen aus dem Tuilerien-Garten nicht in Bewegung gesehen. Aber seit einem Vierteljahre, das ich jetzt hier bin, habe ich, so oft ich auch in den Tuilerien war, den Telegraphen noch nicht einmal arbeiten gesehen. In Friedenszeiten hat der Telegraph nur gesetzwidrige Befehle zu überbringen. Die Herrschaft der Gesetze bedarf keiner solchen Eile und duldet keine solche Kürze. Wie schön und frühlingswarm war es gestern in den Tuilerien! Dort habe ich Paris am liebsten. Die Wege sind so breit, und breite Wege sind zu eng für Philister; da fürchte ich keinem zu begegnen, schlenkere sorglos umher und sehe Jedem ins Gesicht. Es ist nicht möglich, in den Tuilerien kleinstädtisch zu bleiben. — Gestern bemerkte ich wieder eine artige Pariser Charlatanerie. Auf der Straße sah ich eine Art Diligence, angefüllt mit Knaben, und auf allen Seiten des Wagens stand mit großen Buchstaben geschrieben: Institut von Herrn N. zu Passy, Straße, Nr., und so wurden die fröhlichen Kinder als lebendige Musterkarten eines Instituts in Paris herumgefahren, andere Kinder und ihre Eltern anzulocken. Hier versteht man die Geschäfte.

Vier und zwanzigster Brief.

Paris, Donnerstag den 6. Januar 1831.

Suchen Sie sich Diderot's Briefe zu verschaffen. Ich bin jetzt mit dem zweiten Theile fertig. Daß so breite Briefe zugleich so tief seyn könnten — ich hätte es nie gedacht. Sie nehmen kein Ende, und doch hört das Vergnügen, sie zu lesen, nur mit jeder letzten Zeile auf. Alles ist darin, das Schlechte und Gute, Schöne und Häßliche, Gift und Balsam, Gestank und Wohlgeruch, Ekel und Erquickung des achtzehnten Jahrhunderts. Denn man muß jene Zeit als die Apotheke betrachten und die französischen Schriftsteller als die Apotheker, welche unser Jahrhundert geheilt haben. Sollten Sie wohl glauben, daß ich Mensch, ein Vierziger, der alle sieben

Farben durchgelebt hat, mehr als zwanzig Male dabei roth geworden bin? und ich war doch allein — aber allein mit Gott und der Natur. Ein Frauenzimmer darf das ohne Furcht lesen; kann sie das verstehen, kann sie nicht mehr erröthen. Welche Unsittlichkeit. Es ist wahr, die französische Sprache ist eine Art Flor, der den häßlichen Anblick bläßer und milder macht; aber der Deutsche, der sich beim Lesen übersetzt, zieht den Flor weg, und schaudert zurück. Jene Menschen hätten doch wenigstens aus Dankbarkeit die Zucht mehr schonen sollen, da sie ihnen das Vergnügen verschafft, sie zu verspotten und mit Füßen zu treten. Und wo sie Recht haben, das ist am schrecklichsten! Den schönen Aberglauben der Unschuld, der eine irdische Freude zur himmlischen macht, zerstören sie, und von der ganzen Ewigkeit bleibt nichts übrig, als eine Minute. Und so verfahren sie mit der Tugend und mit der Religion. Waren jene Schriftsteller des achtzehnten Jahrhunderts darum sittenlos, entartet, schlecht, gottlos? Gewiß nicht. Sie führten Krieg. Die Heuchelei hatte sich mit der Sittsamkeit umhüllt sie mußten diese zerreißen, um jene in ihrer häßlichen Nacktheit zu zeigen. Die Priesterschaft hatte sich hinter der Religion verschanzt; sie mußten über die Religion wegschreiten, um zu den Pfaffen zu gelangen. Der Despotismus führte das Schwert der Gesetze; sie mußten ihn entwaffnen, um ihn zu besiegen. Daher jene Zeit der Sittenlosigkeit, des Unglaubens, der Anarchie. Sie ist vorüber, Frankreich gesunder als je gewesen, und Doktor und Apotheker sind verschmäht, vergessen.

Samstag, den 8. Januar.

Heute ist es sehr kalt, ganz Winter. Wie geht es Euch? Aber was liegt daran! Gegen Frost hat man Kamine und warme Kleider; wenn nur das Herz nicht friert. Die deutschen Frostkünstler (so übersetze ich sehr sauber das französische Glacier) mögen nur diesmal ihren Eiskeller recht reichlich versehen, hoch hinauf bis an das Gewölbe; denn es wird ein heißer Sommer werden. Und wer weiß, ob es im nächsten Jahre wieder friert. Ich denke, die Bären sollen es in unserm Lande nicht lange mehr aushalten können. — Haben Sie Victor Hugo's Gedichte schon gelesen? Ich empfehle Ihnen auch seine Romane: Le dernier tour d'un condamné; Bug-Jargal; Han d'Islande. Alles herrlich, voll Sommergluth; aber man sehnt sich manchmal nach Schatten und Kühle und die fehlen. Kaum gehet die Geschichte auf, so steht sie schon im vollen Mittagsglanze da, geht im vollen Mittagsglanze unter; die Augen thun Einem weh und man verschmachtet vor Hitze. Hugo ist erst einige und zwanzig Jahre alt, aber das Alter kann ihn nicht ändern; denn die romantische Poesie (wie man das hier nennt) ist erst in ihrer Jugend, und das ganze Geschlecht wird

darüber hingehen, bis sie besonnener wird und sich mäßigen lernt, und lernt Gründe annehmen. Ich' habe den Hugo etwas weniges gesprochen, bin aber gar nicht begierig, ihn näher zu kennen; denn es ist nicht nöthig und nicht möglich. Dem geistreichsten französischen Schriftsteller liegt die ganze Seele vorne im Munde; sie hat kein geheimes Kabinet, keine Hinterthüre, wozu man blos nach genauerer Bekanntschaft dringt. Hugo ist mündlich nicht anders wie die Andern. Das ist nicht wie bei uns. Ein deutscher Dichter ist ein frommer treuer Knecht der Poesie, und er trägt ihre Farbe. Aber ein französischer Dichter ist Herr der Poesie, sie trägt seine Livree und geht hinter ihm, wo er öffentlich erscheint.

Sie fragen, ob Frankreich den Polen beistehen wird? wahrscheinlich geschieht es. Frankreich wäre ja ganz von Sinnen, wenn es diese Gelegenheit, Rußland zu schwächen, die nicht zum zweitenmale wiederkehrte, ungebraucht vorübergehen ließe. Würden die Polen besiegt, dann kehrte sich Rußland gegen Frankreich. England hat gleiches Interesse und ich hoffe, sie vereinigen sich, den Polen zu helfen. Sie können zwar Rußland nicht zu Lande, aber doch zur See angreifen, und können es beschäftigen, indem sie durch Geld und Intriguen Unruhen auch in den andern russischen Provinzen anzetteln. Es ist zwar gegründet, daß die polnische Revolution von dem Adel ausgegangen, ich glaube aber darum nicht, daß das Volk gleichgültig dabei geblieben. Die Armee, die den größten Enthusiasmus zeigt, besteht ja aus Bauern, übrigens sind die Bürger in den Städten keine Leibeigne, und auf diese kömmt Alles an. Denn die Polen können sich in keine Gefechte auf dem offnen Lande einlassen, sie müssen sich in den Städten verschanzen und wehren; thun sie das nur standhaft, sind die Russen, wenn auch noch so mächtig, verloren. Ich hoffe das Beste, denn ich zähle auf die Weisheit Gottes und auf die Dummheit seiner sogenannten Stellvertreter. Hier geht es schlecht, man hat die Suppe kalt werden lassen, und dabei rufen die Väter des Volks demselben, wie einem Kinde, noch ganz ironisch zu: verbrenne dich nicht! das gute Volk hat sich mit Blut und Schweiß die Freiheit erworben, und die spitzbübische Kammer, die in Pantoffeln in ihrem Comptoir saß, sagte ihm: Ihr wißt mit dem Gelde doch nicht umzugehen, wir wollen es Euch verwalten. Und ich sehe nicht, wie die Sache besser werden kann, außer durch eine Art neuer Revolution. Nach dem bis jetzt bestehenden Wahlgesetz wählen nur die Reichen, also die aristokratisch Gesinnten, und nur die Reichsten können Deputirten werden. Lös't das Ministerium, welches liberaler ist als die Kammer, diese auf, so werden die nämlichen Deputirten wieder gewählt. Um dieses zu verhindern, müßte das Wahlgesetz geändert, demokratischer gemacht werden. Allein die

Kammer votirt die Gesetze, und wird natürlich kein Wahlgesetz genehmigen, das ihnen die Macht aus den Händen zieht. Das Ministerium hat wirklich vor einigen Tagen ein demokratisches Wahlgesetz der Kammer vorgelegt, und diese wird es, wie man gar nicht zweifelt, verwerfen. Wo also der Ausweg? der König müßte durch Ordonnanz ein Wahlgesetz promulgiren. Das wäre aber Gewalt und die Franzosen sind zu gewitzigt, ihrem Fürsten eine solche zu erlauben, und wäre es auch für die Freiheit.

Man sagt heute mit ziemlicher Bestimmtheit, der zweite Sohn des Königs von Bayern sey zum Könige von Belgien erwählt worden. Ist dieses wahr, kann das nur eine Folge von Frankreichs Verwendung seyn, welches die belgischen Angelegenheiten nach Belieben leitet, und das würde dann beweisen, daß Bayern mit Frankreich einen geheimen Vertrag abgeschlossen, und daß es im Falle eines Kriegs gegen den deutschen Bund auftreten würde. Und dann Baden und Würtemberg auch. Es wäre recht komisch! Was würden Stein, Görres, Arndt und der alte Vater Rhein dazu sagen! Und zum Lohne für die Dienste, die jene Fürsten Frankreich leisten, wird dieses ihnen beistehen, ihre Unterthanen in Gehorsam zu unterhalten. Wir bezahlen immer die Zeche. Der Tugendbund hat viel ausgerichtet! Jeder Mensch hat das Recht, ein Dummkopf zu seyn, dagegen läßt sich nichts sagen; aber man muß selbst ein Recht mit Bescheidenheit benützen. Die Deutschen mißbrauchen es. Die Mittel, welche die Franzosen gebraucht, die Freiheit zu erwerben, werden von den deutschen Regierungen benutzt werden, um die Despotie zu verstärken. Ich muß nur lachen über die Unwissenheit der hiesigen Zeitungsschreiber. Sie erzählen es im Triumph: in Deutschland, in Oesterreich sogar, würden Nationalgarden eingeführt, und sie meinen, das wäre ein Fortschritt der Freiheit; die Esel begreifen nicht, daß das ein neues Werkzeug der Gewalt ist, das alte abgenutzte damit zu ersetzen. Die Deutschen! — nicht einzusehen, daß die Uniform eine Art Gefängniß ist, die Disciplin eine Kette an Händen und Füßen — nicht einzusehen, daß wenn man Schildwache steht, man am meisten selbst bewacht wird — den sogenannten Pöbel im Zaum halten, das heißt die armen Leute, das heißt die Einzigen, welchen das verfluchte Geld nicht die ganze Seele, allen Glauben abgehandelt; die Einzigen, denen der Müßiggang nicht alle Nerven ausgesogen, und die einen Geist haben, die Freiheit zu wünschen, und einen Leib, für sie zu kämpfen — sich wie ein todter Ofenschirm vor die Gluth des Volks zu stellen, damit die Großen hinter uns nicht schwitzen und gemächlich ihr Eis verzehren — und sich noch weiß machen zu lassen, das geschähe für die Freiheit — sich so foppen zu lassen, ein solcher Tölpel zu seyn — es ist unglaublich!

Montag, den 10. Januar.

Kann man es besser haben als ich? die Tage wachsen schnell und mit ihnen meine Hoffnungen. Das Wetter ist sehr gelinde; schon sind die Wandervögel dem Norden zugezogen: bald endet der Winter, bald thaut der deutsche Bund auf, bald blühen alle Veilchen; über meinem Kopfe Saphirs Fußtritte, und eine deutsche Küche. Ja, ich habe eine deutsche Köchin entdeckt, eine vortreffliche Augsburgerin, die eine Table d'hôte hält, wo man lauter vaterländische Gerichte und Gäste findet. Rindfleisch mit rothen Rüben und Kräutersauce, Kartoffeln, Sauerkraut mit Schweinefleisch, Reisauflauf und Kommis in Menge. Man wird doch satt und es kostet nicht viel. Was aber mein Glück stört, ist, wie man hier mit Bestimmtheit behauptet, daß Metternich das Ruder verliert. Darüber bin ich sehr verdrießlich, es ist ein Unglück. Metternich war eine reine Farbe, die der feindlichen entgegengesetzt, es bald zu irgend einer Entscheidung gebracht hätte; wenn aber nach ihm die graue Neutralität regiert, wird Keiner wissen, wo seine Fahne ist, Alle werden durcheinander laufen und Keiner das Ziel finden. Metternich war starr, eigensinnig und der Sturm hätte ihn bald gebrochen; sein Nachfolger wird auch nicht weichen, nur vielleicht sich etwas biegen, und Alles wird krumm bleiben. Es ist sehr schlimm. Gott erhalte nur meinen Metternich.

Der Enthusiasmus der Polen soll ganz unbeschreiblich seyn. In der heutigen Zeitung steht, die Vorsteherin eines Mädchen-Instituts in Warschau habe mit ihren Zöglingen von Morgen bis Abend an den Festungswerken gearbeitet. In dem Schreiben eines Polen, worin die schändlichen Tyranneien der russisch-polnischen Regierung erzählt werden, heißt es unter Anderm: man habe eigens einen Commissair nach Wien geschickt, um das System der österreichischen Regierung, wie man das Volk dumm erhalte (Stock-deutsch, heißt es wörtlich,) in allen seinen Theilen zu studiren, um es dann in Polen einzuführen.

Fünf und zwanzigster Brief.

Paris, Donnerstag den 13. Januar 1831.

Gestern Abend habe ich mich im Odeon recht satt gehört und gesehen; das ganze Gesicht ist mir noch roth und dick davon. Von halb sieben bis halb zwölf Uhr bei Tische, und zwanzig Schüsseln! Dreißig Jahre dauert die Geschichte, Napoleons Anfang und Ende ist darin; aber die größte aller seiner Thaten ist gewiß die: daß er mich sechs Stunden weniger zehn Minuten auf einer Stelle festgehalten, so daß ich nicht einmal in den Zwischen-

Akten hinausging. . In einem deutschen Theater habe ich nie drei Stunden aushalten können. Den Hunger zu stillen war es zu viel und den Appetit über den Hunger zu reitzen fehlte es an Würze. Ja das ist ein großer Unterschied! — — —

Eine starke halbe Stunde mußte ich das Schreiben unterbrechen und meine Wuth war grenzenlos. Da ich Napoleon gestern Abend hatte sterben sehen, und ich vergessen hatte, in welchem Jahre er gestorben, wollte ich das im Conversations-Lexikon nachsuchen. Ich schlug den Artikel Napoleon auf, da hieß es: suche Bonaparte. Ich suche Bonaparte auf, da hieß es: suche Buonaparte. Ich suche Buonaparte auf und sehe nach dem Ende seines Lebens, da hieß es: suche Helena. Ich suche Helena auf, da hieß es: suche St. Helena. Ich suche Saint-Helena und St. Helena und kann beides nicht finden. Endlich entdeckte ich Sanct Helena. Da war aber von Napoleon gar keine Rede, sondern es hieß: suche Longwood. Ich suche Longwood, finde aber nichts über Napoleons Tod, und da entdecke ich endlich, daß mein Conversations-Lexikon nur bis 1819 geht. Da lebte Napoleon noch. Das sind die Leiden des menschlichen Lebens! wozu noch gehört: des Morgens harte Butter auf weiches Brod schmieren, mein täglicher Schmerz. Mein Zorn war aber schrecklich und erhaben. Ohnedies bin ich seit einem Jahre voll Gift und Haß gegen das Conversations-Lexikon; denn der Verleger Brockhaus hat in der neuesten Auflage aus Krämerei Alles was das Buch an Geschichten und Meinungen Freisinniges enthält, auslöschen oder bedecken lassen; wahrscheinlich damit es, so gesäubert, im Oesterreichischen erlaubt werde. Ist es nicht entsetzlich, daß es in Deutschland Gelehrte gibt, die Geist, Herz und Ehre bogenweise einem Buchhändler verkaufen; daß das nützlichste und ausgebreiteste Buch in Deutschland, welches so viel Gutes gestiftet hat und noch ferner hätte bewirken können, die Farbe der Lüge angenommen und daß es von der schnöden Gewinnsucht eines Krämers abhängen soll, was er das Volk lehren oder ihm verschweigen will? — — Jetzt zurück zum Odeon.

Napoleon tritt zum erstenmal 1793 auf, da er in Toulon als Artillerie-Lieutenant diente. Da ist er noch ganz mager und trägt einen Zopf, das Haar ungepudert. In der vorausgehenden Ouvertüre wurde der Marseiller Marsch und Ça ira gespielt, Melodieen, die mir seit meinen frühesten Kinderjahren im Herzen schlummerten. Es sind vielleicht vierzig Jahre, daß ich sie nicht gehört, und ich weinte Thränen des Entzückens. Frei seyn, es ist nichts. Aber es werden, die Genesung, das ist das Glück. In Toulon waren auch Kommissaire des National-Convents, die damals

bei allen Kriegen den Generalen als Aufpasser zur Seite standen. Merkwürdig, diese Mord-Physiognomien, und wie die Kerls gekleidet waren; sie sahen ganz aus wie Räuberhauptleute. Dieser erste Akt war mir der schönste: was nachher folgte, war für Ohr, Auge und Geist, aber nichts mehr für das Herz. Der Kaiser, der Ruhm, goldgestickte Kleider, Bücklinge bis auf die Erde, und die uns wohlbekannten Märsche der kaiserlichen Garde, und der lange Hanswurst, von Tambour-Major, den wir so oft gesehen. Aber gewiß, das ist die beste Art, Geschichte zu lernen und vergangene Zeiten und Menschen und entfernte Länder uns so frisch und nahe vor die Augen zu bringen, als hätten wir sie gekannt, darin gelebt. Keine Erzählung, kein Gemälde, selbst kein Drama in seiner eigenthümlichen Bestimmung ersetzt das. Es ist Alles vereinigt. Jedes Schlachtfeld, jeder Pallast, jede Stadt; Lager, Soldaten, Waffen und Kleidung, Alles wie es wirklich gewesen. Napoleon wie er aussah, wie er gekleidet war, wie er stand, saß, sprach, in den Tuilerien und in seinem Zelte, vor, in, nach der Schlacht; welche Gesichter er machte, wie er schnupfte, wie er bei guter Laune seinen Leuten das Ohr kneipte, seine Marschälle, Rustan, Alles. Mein Widerwille gegen Napoleon fing (auf dem Theater — denn im Leben erst zehn Jahre später) 1804 an. Da erscheint er als Kaiser in St. Cloud. Da kommen goldene Tintenfässer, schwervergoldete Lakaien. Er trug damals einen rothen Rock. Noch einmal liebte ich ihn; es war 1812. Er kommt in Moskau an, tritt in ein Zimmer im Kremlin. Ich wußte vorher, es war die Grenze seines Glückes. Einige Stunden später brach der Brand los. Fürchterlich auch im Spiele. Er ist allein im Zimmer, die Fenster werden roth vom Feuer und immer röther. Die Flamme kömmt immer näher. Einer nach dem Andern stürzt herein, ihn zur Flucht zu bewegen. Er will nichts hören von Rettung, wirft sich verzweiflungsvoll in einen Sessel, und dumpfbrütend senkt er den Kopf auf den Tisch wie zum Schlafen. Die Fenster werden geöffnet und man sieht Moskau brennen. Das übertrifft an naturwahrem Schrecken Alles, was ich bis jetzt gesehen. Beim Rückzuge stellt die Scene eine große leere Bauernhütte vor. Einzelne Soldaten, Maketenderinnen, halberfroren, schleichen wie Gespenster herein. Sie nähern sich der Flamme nnd fallen todt hin. Dann kommt Napoleon. Jetzt beginnt der Kanonendonner der Schlacht, die Hütte stürzt zusammen, wer noch Kraft hat, flüchtet, und jetzt sehen wir das Schlachtfeld an der Berezina. Es schneit, die Franzosen ziehen über die Brücke, neben ihr, über den gefrorenen Strom, er bricht unter ihnen und verschlingt sie. Die Dekorationen übertreffen aber auch Alles, was sich die Phantasie erfinden kann. Eine der schönsten Scenen ist Napoleons Abfahrt von Elba, um

nach Frankreich zurückzukehren. Er mit seinen Soldaten steht auf dem Verdecke eines Kriegsschiffes, und die Fahrt des Schiffes wird im höchsten Grade täuschend dadurch nachgeahmt, daß die Seegegend sich immer ändert, von Fels zu Fels fortschreitend bis in die offene See, so daß man glaubt, das feste Schiff bewege sich. Es ist ein Kind darüber zu werden vor Freude. Dann die Scene in den Tuilerien am Abend, da man Napoleon erwartet. Ludwig XVIII., dick, alt und lahm, watschelt durch ein Vorzimmer, sich zu flüchten, hinter ihm die Hofleute. Die gute Art der Franzosen und ihr Zartgefühl verläugnete sich bei dieser gefährlichen Probe nicht. Im Odeon sind die jungen Leute, die Schüler der polytechnischen Schule, Meister, da herrscht der Liberalismus unbeschränkt. Aber die Scene mit Ludwig XVIII. war unanständig, der Spott grausam, und im ganzen Hause wurde gepfiffen und gezischt, und nicht Einer hat applaudirt, und das Klatschen hörte doch sonst den ganzen Abend nicht auf. Deß freuete ich mich, und die komischen Scenen jenes Abends in den Tuilerien! Wie die heißesten Bourbonisten, als Napoleon kam, schnell die weiße Kokarde abnahmen und sie in die linke Westentasche steckten nnd aus der rechten eine dreifarbige zogen, die sie für jedes Ereigniß bereit hielten. Und wie ein Ultra-Dicker eine dreifarbige Fahne herbeibrachte, und die Legitimisten-Kehlen Vive l'Empereur! schrieen. Es war schön und lehrreich.

Jetzt die Hauptsache. Eine Deputation der Pairskammer erscheint vor dem wiederaufgegangenen Napoleon. Der schnauzt sie grimmig an, denn sie waren es, die ihn verrathen. Wo sind die Deputirten? schreit er mit einer Löwenstimme. „La chambre des Dèputés s'est rendue indigne de la France“ . . . Götter! und wenn in diesem Augenblicke tausend Jupiter gedonnert hätten, es wäre nicht gehört worden, vor dem Beifallklatschen des ganzen Hauses. Es war ein Sturm, es war, als stürzte das Dach ein. Man hatte die Saite berührt, die jetzt durch das Herz jedes freiheitsliebenden Franzosen zieht: der Haß und die Verachtung gegen die jetzige Deputirtenkammer. In den ersten Reihen des Parterres saßen die Schüler der polytechnischen Schule. Wenn diesen nicht die Hände bluteten, müssen sie lederne Hände haben. Aber — ich habe genau Acht gegeben — nicht blos diese, nicht blos die Studenten waren es, die so offen und laut bei diesem Anlasse ihre Herzensneigung kund gethan; sondern auch alte, bedächtige Männer, Alle klatschten, und ich war vielleicht der Einzige, der es nicht gethan. Ich sah frohlockend umher, denn das ist . . . .

Freitag, den 14. Januar.

Mitten im Satze, der die vorige Seite endigt, wurde ich gestern unterbrochen, und heute habe ich vergessen, was ich sagen wollte. Als ich sah, wie die edle Gesinnung der Jugend sich hier so frei und laut äußern durfte, und Keiner wagte, sich ihr zu widersetzen, fragte ich mich: träume ich denn, ist es Wahrheit? Liegt Frankreich in dem nämlichen Europa, in dem auch Deutschland liegt? Ein Fluß, über den jeder Hase schwimmt, kann er die Freiheit von der Tyrannei abhalten, oder Sklaven, herüber zu kommen? Unsere deutschen Polizei-Aerzte würden gewaltig zornig werden, wenn sie den Lärm gehört: sie würden sagen, die Regierung sollte nicht dulden, daß man im Theater so die Leidenschaften aufrege. Aber sie irren sich; das besänftigt gerade gereizte Leidenschaften. Ich habe das an mir selbst erfahren. Noch Morgens, da ich mein Journal las und mich wie gewöhnlich über die seelenlose Deputirtenkammer ärgerte, welche der französischen Jugend gern alles Blut auspumpen möchte, hatte ich den sehnlichsten Wunsch, den hochmüthigen Deutschen Pedanten Royer Collard und den Goldfuchs Dupin dafür durchzuprügeln; als ich sie aber am Abend durchklatschen sah, war ich ganz zufrieden, und ich hätte ihnen nichts zu Leide gethan, wenn ich ihnen gleich darauf in einem Salon begegnet wäre. Ich wünschte mir auch unsern Senator aus Soden herbei, der lieber Schweinhirt seyn möchte, als französischer Minister. So einem deutschen Polizei-König muß in London und Paris zu Muthe seyn, wie einem Nordländer in Neapel. Die Freiheit hat wohl ihre rauhen Tage; da sie aber selten sind, ist nicht gesorgt für Kamin und Pelz. Und jetzt spricht der Russe, wäre ich nur zu Hause, da ist es wärmer und besser und der Tölpel macht sich lustig über die schöne Natur im Süden! ....

Nach dem Akte, der Napoleons Rückkehr von Elba spielt, fällt ein Vorhang, auf welchem die Stadt Paris in der Vogelperspective gemalt ist, und hoch in der Luft schwebt ein Adler, im Schnabel einen Lobeerzweig, in der Klaue die dreifarbige Fahne tragend, und Ruhm und Freiheit nach Frankreich zurückbringend; das ist von unglaublich schöner Wirkung .... Manchmal waren die Zuschauer auch wie die Kinder. Als auf St. Helena Hudson Lowe auftrat, wurde er ausgezischt mit einer Bosheit, mit einer Erbitterung, als wäre er der wahre Lowe und nicht ein armer unschuldiger Schauspieler im rothen Rocke. Man sieht Napoleon sterben; Krämpfe, Phantasien, Röcheln, Alles nach der medicinischen Natur. Diese widerliche und lächerliche Spitalscene wird auf allen Theatern dargestellt. Es gibt nichts Sinnloseres.... Nachdem der Kaiser in seiner letzten Minute gethan, was seine Brüder, die andern Kaiser und Könige schon gleich bei ihrem

Regierungsantritte thun — nämlich den Geist aufgeben, fällt ein Vorhang von schwarzem Flor, welches artig und schauerlich war.... Das ganze Orchester erschien in der Nationalgarde-Uniform, auch befanden sich viele Officiere darunter. Der Kapellmeister, der wohl Hauptmann oder Major seyn mochte, trug schwere silberne Epaulettes. Das sah wunderlich aus an seinem Platze und in seiner Beschäftigung.

Endlich war das Stück aus und ich satt. Es war ohne dies die zweite Mahlzeit, die am nämlichen Tage mein Herz genommen. Ich sah vorher eine Reihe panoramaartiger Gemälde, die Schlachttage im Juli vorstellend. Die Gefechte auf den Boulevards, auf dem Greve-Platz, die Barrikaden, das Pflaster-Geschoß, die schwarzen Fahnen und die dreifarbigen, die königlichen Soldaten, die abgehauenen Bäume, die Leichen auf der Straße, die Verwundeten und neben ihnen die gutmüthigen Französinnen, die sie laben und verbinden. Man bekommt von Allem eine klare Anschauung, es ist, als wäre man dabei gewesen, und es ist zum Todtweinen! Denn ich habe die Kämpfenden gemustert, ich habe die Leichen betrachtet und gezählt und die Verwundeten — es waren viele junge Leute; die meisten Alten aber gehörten zum sogenannten, so gescholtenen Pöbel, der jung bleibt bis zum Grabe. Einen bejahrten Mann in einem guten Rocke, ich sah keinen, weder unter den Streitenden, noch unter den Gefallenen. Die Männer in guten Röcken sitzen in der Pairs- und Deputirtenkammer und halten sich die Nase zu vor den stinkenden Pöbelleichen und sagen: wir haben Frankreich gerettet, es gehört uns wie eine gefundene Sache, wie eine Entdeckung, und sie ließen sich ein Patent darüber geben. Und die reichen Leute, die verfluchten Banquiers kamen und sagten: halb part! und haltet uns nur den Pöbel im Zaum, damit die Renten steigen. An diese muß die Rache auch noch kommen. In Basel sind sie jetzt eingesperrt die hochmüthigen Ellenritter. Sie wollen allein regieren, das Landvolk soll gehorchen. Aber das Landvolk kennt seine Rechte und will sie geltend machen, und belagert die Stadt. Das ist wie in Frankfurt, wo das Landvolk auch unmündig ist, und weder an der Regierung noch an der Gesetzgebung Theil hat.

Wie gefällt Ihnen der Moskowiter? Seinem Gesandten nach Warschau gab er ein Zettelchen an die Polen mit, worauf er eigenhändig in französischer Sprache und mit Bleistift geschrieben: „Au peuple polonais; soumission ou la mort! Nicolas.“ O, was ist Gott für ein Phlegmatikus! Aber ich bin selbst nicht besser. Diesen Morgen las ich etwas von der neuen hessischen Constitution. Und sehen Sie es dem Briefe an? Ist er zerknittert? naß von Thränen der Wuth? habe ich Komma, Punktum vergessen? O blödes Vieh! nicht einem Ochsen würde man so etwas weiß

machen! Ein Ochs ist dumm, aber er ist eigensinnig und hat Hörner. Schafe sind wir, arme, geschorne, zerfetzte Schafe.... Daß die Deutschen ihren Fürsten und Sängerinnen die Pferde ausspannen, fällt mir nicht auf. Sind sie besser als Pferde? Sie werden sehen, die guten Hessen ziehen auch noch die Gräfin Reichenbach von Frankfurt bis nach Cassel. Eine solche Constitution, wie man den Hessen gegeben, hätten sich die Pferde nicht gefallen lassen. Mit den guten Deutschen wird noch schlimmer verfahren, als mit dem Heiland. Dieser mußte zwar auch das Kreuz selbst tragen, womit man ihn gepeinigt: aber es selbst auch zimmern, wenigstens das mußte er nicht. Ich kann in Paris Französisch lernen; aber, guter Gott! wie lerne ich Deutsch vergessen? Der Mensch hat überhaupt viel Deutsches an sich. Heute las ich: in England hat die französische Regierung 500,000 Flinten bestellt, die russische 600,000, die preußische 900,000. Werden damit anderthalb Millionen Mörder bewaffnet, die, drei bis vier Fürsten einen Spaß zu machen, sich wechselseitig die Eingeweide aus dem Leibe reißen. Diese Flinten kosten 38 Millionen Franken, und die närrischen Völker dürfen nicht eher sterben, als bis sie ihre eignen Leichenkosten vorausbezahlt! Ich möchte diesen Sommer in einem stillen Thale wohnen, aber so still, so heimlich, so abgelegen, daß kein Mensch, keine Zeitung hinkommt, und im Oktober wieder hinaustreten in die Welt und sehen, wie es aussieht. Vielleicht würde ich da nicht mehr erkennen, ob ich im Monde oder auf der Erde bin.

Es hat sich eine Zahl Damen vereinigt, worunter auch die Königin, und haben Handarbeiten verfertigt, die zum Besten der Armen ausgespielt werden. Ich habe auch einen Zettel, und wenn Sie glücklich sind, bekommen Sie vielleicht eine Arbeit von der Königin Hand. Der Postwagen, der diese allerhöchste Arbeit nach Frankfurt brächte, würde sicher von Kehl nach Frankfurt vom Volke gezogen werden, erführe es davon. Verharre voll Gift und Galle Ihr ganz Ergebenster.

Sechs und zwanzigster Brief.

Paris, den 16. Januar 1831.

Lachen Sie mich aus! Ich bin gar nicht liberal mehr, sondern seit gestern Abend ein vollständiger Narr und lachender Gutheißer. Was geht mich die Noth der Menschen an, wenn ich froh bin? Was ihre Dummheit, wenn ich selbst klug bin und das Leben genieße! Mögen sie weinen, wenn es singt um mich herum. Ich habe bei den Italienern Rossini's Barbier gehört, und darin Lablache als Figaro, die Malibran als

Rosine. Und schlimmer als gehört, auch gesehen. Ich war entzückt und bin es noch, daß ich mich todt schämen sollte. Stunde auf Stunde, diese so bittern Pillen unserer Zeit schluckte ich fröhlich hinunter, so vergoldet waren sie mir. Ich dachte nicht mehr an die hessische Constitution und ließe jede Fünf gerade seyn, würde die Lüge immer so gesungen. Welch' ein Gesang! Welch' ein Spiel! Figaro in den besten Jahren — die Weiber zum Besten zu haben, und dick. Ich weiß nicht, ob Lablache so ist von Natur, oder ob er sich durch Kunst so gemacht. Aber gewiß, mit dieser Gestalt muß sich ein Figaro ausstatten. Ja nicht flink, ja nicht jung, sich ja nicht zu schön gemacht, wie es alle die Andern waren, die ich noch gesehen. Wie ist es möglich fröhlich zu seyn, so lange man den Weibern gefährlich ist? Wer Ruhe stören kann, dem kann man sie auch stören. Das Fett der guten Laune umgab diesen Figaro von allen Seiten, beschützte ihn, und ließ keine feindliche Minute durch. Sie hätten den Spitzbuben sehen sollen mit seinen Augen! Er hätte bis auf die Augen das ganze Gesicht verhüllen, er hätte kein Glied zu bewegen brauchen, und man hätte ihn doch verstanden. Wenn er Rosinen, den Grafen, den Alten ansah, wußte man vorher, was diese sagen würden: man erkannte es aus Figaro's Gesicht, der sie durchschaute und uns sein Errathen errathen ließ. Welch' unvergleichliche Mimik! Seine Worte waren eigentlich nur die Vokale, zu welchen seine Bewegungen die Consonanten fügten. Und der Gesang! Schnell, leicht und glänzend wie Seifenblasen, stiegen ihm die Töne aus der Brust. Und Rosine! — ich bin verliebt, verliebt, verliebt: Schön ist sie gar nicht bis auf die Augen. Aber diese wonnesüße Schelmerei, dieses zaubervolle Lächeln, das man trinkt und trinkt und wie berauscht wird; und so ohne alle Tücke, man sieht es, sie will ihren alten Vormund einen Tag betrügen, nur um ihn nicht Jahre lang betrügen zu müssen; so ohne alles Streben zu gefallen! Kein Hauch von Koketterie an der Malibran. Wäre es aber doch, käme ihr Zauberlächeln nicht aus der Seele, — dann seyd ihr Weiber fürchterliche Geschöpfe. Ihr Gesang! Er kam aus dem Herzen des Herzens. Ich mußte mich daran erinnern, gerecht zu seyn, um mich zu erinnern, daß die Sontag eben so schön gesungen. Ich will Kenner fragen, die Beide gehört. Aber das will ich verbürgen: die Sontag singt schön, weil sie gefallen will, und die Malibran gefällt, weil sie schön singt.... Ich werde sparen, und reicht das nicht hin, werde ich stehlen, und reicht das nicht hin, werde ich rauben, und reicht das nicht hin, werde ich in die Didaskalia schreiben; aber ich versäume die Malibran nicht mehr, so lange ich hier bin. Zwölf Franken kostet mich mein Platz, den vornächsten zu ihr, den man haben kann. Ehe ich die Malibran gehört, ahnete ich gar nicht, daß ein musikalischer Vortrag auch

genialisch seyn könne; ich dachte der Gesang stände im Dienste der Composition, und wie der Herr so der Diener. Aber nein. Aus der Spielerei Rossinischer Musik machte die Malibran etwas sehr Ernstes, sehr Würdiges. Dem schönen Körper gibt sie auch eine schöne Seele. Von ihr habe ich begreifen lernen, wie es möglich war, daß einst der Schauspieler Garrick das A B C so deklamirte, daß alle Zuhörer weinen mußten..... Lablache mußte ich bewundern wegen seiner Mäßigung in seiner Kraft. Wie kann man nur eine Stimme, die so große Gewalt hat, so meistern, wie man will? Es stürmt aus seiner Brust, und er sagt jeder Tonwelle: so hoch und nicht höher. Gleiche Mäßigung in seinem Spiele, und wie schwer das in dieser leichtsinnigen Rolle! Es ist wie ein Eiertanz. Er bewegt sich im kleinsten Raume, kühn zwischen zarten, leicht verletzlichen Verhältnissen, berührt sie alle und verletzt keines.

— Unter allen Späßen dieser spaßhaften Zeit gefällt mir keiner besser, als der, den die Nationalversammlung in Brüssel mit der europäischen Diplomatik treibt. Alles, was die Herren Diplomatiker über die belgische Angelegenheit in ihrem Schlafzimmer oder in ihren Rathsstuben gesprochen, versprochen, gelogen, geheuchelt, geleugnet oder eingestanden, versagt oder bewilligt, wird von jenen dummen Bürgersleuten öffentlich vor allem Volke mitgetheilt. Vergebens schreien die diplomatischen Köche: wartet in Teufels Namen, bis das Essen gar ist! Die Belgier erwidern: wir wollen nicht warten bis die Suppe verbrannt, das Essen ist uns gar genug und wir haben Hunger. Die Diplomatiker sind in Verzweiflung darüber. Stellen Sie sich vor, in welche Wuth Janchen von Amsterdam käme, wenn auf der Frankfurter Messe, in jedem Bier- und Weinhause Einer hinter ihm stände und den anstaunenden Zuschauern erklärte, wie man ein zerschnittenes Band wieder ganz mache, eine Karte verändere, eine kleine Muskatnuß in einen großen Federball verwandele, und wie das Alles so natürlich zuginge! Er würde jammern, daß man ihn um Brod und Ansehen bringe. So ist es hier. Es ist zum Todtlachen, sie wissen sich vor Angst nicht mehr zu helfen. Ich erinnere mich, in welchen Zorn es die Diplomatiker versetzt, als vor sieben Jahren, während der spanischen Revolution, der damalige Minister der auswärtigen Angelegenheiten in Spanien, über einen diplomatischen Gegenstand einen aufrichtigen und verständlichen Brief drucken ließ. Sie hatten schon, wenn auch mit saurem Gesichte, die ganze Revolution verschluckt; aber diesen Brief — das konnten sie nicht hinunter bringen. Göttliche Leute sind die Belgier! O dahin muß es kommen: die Kellerlöcher der Diplomatik müssen geöffnet werden, und dann erst wird es frisch und hell im ganzen Hause seyn. Die Gazette hier, die über jene

Unverschämtheit des belgischen Congresses auf ihre Art spricht und lästert, endigt mit den Worten: „tout cela prouve combien une nation est petite quand elle n'a pas de roi!“ Ich bin wahrhaft erschrocken, wie ich das gelesen habe. Wie ist es möglich, dachte ich, daß zwei Menschen, von welchen nicht wenigstens Einer im Tollhause sitzt, so verschiedene Meinungen haben können? Wer von uns ist verrückt, die Gazette mit den ihrigen, oder ich mit den meinigen?

Montag, den 17. Januar.

Haben Sie es gelesen, daß die Stände in Cassel gleich damit angefangen, den Churfürsten um seine allergnädigste Erlaubniß zu bitten, daß ihm sein getreues Volk eine Statue errichten dürfe? Haben Sie es denn wirklich auch gelesen, und hat mir das nicht ein neckischer Geist auf einem Zeitungsblatte vorgegaukelt? Nein, daß sich die Freiheit in Deutschland so schnell entwickeln würde, das hätte ich nie gedacht! Ich hatte den guten Leuten doch Unrecht gethan. Wenn das so rasch fortgeht, werden wir in drei Wochen den Vereinigten Staaten nichts mehr zu beneiden haben. In Hannover haben sie sich auch erhoben. Das wird dem armen Lande wieder sechs Schimmel, einen schönen Wagen und eine Statue kosten. Hätten sie nicht gleich damit anfangen können, dem Herzog von Cambridge die Pferde auszuspannen und als Vice-Schimmel seinen Wagen zu ziehen? Was brauchen sie erst vorher eine Revolution zu machen? Ist aber ein treuer Gimpel der Deutsche! Man kann ohne Sorge den Käfig offen lassen, der Vogel fliegt nicht fort .... Haben Sie auch gelesen, daß der König von Bayern seinen Soldaten, welche in seine Bürger eingehauen, einen dreitägigen Sold geschenkt? Ich verstehe nicht mehr. Sie schüren das Feuer und ihr eigenes Haus brennt; sie gießen Oel in die Wunde und es ist ihr eigener Schmerz! Ich verliere mich darin.

Dienstag, den 18. Januar.

— Was ich von der hannövrischen Revolution erwarte, habe ich Ihnen schon oben geschrieben. Wenn freilich das englische Ministerium selbst die Sache angestiftet hat, so ändert das die Verhältnisse—aber auch nur etwas, aber nicht viel. Doch kann ich mich hierin irren. Von dem hannövrischen Volke selbst, wenn es sich allein, ohne geheime Anregung von London erhoben, erwarte ich nicht viel. Hat doch die neue Regierung in Göttingen in ihrer Proklamation auf die Freiheit von Hessen angespielt! Diese Constitution schwebt ihren Wünschen als Ideal vor, und sie ist doch die unverschämteste Betrügerei, die man sich nur ersinnen kann. Es wäre ein Meisterstreich von Politik, wenn das englische Ministerium dem Königreiche

Hannover eine wahre vollkommene Freiheit gäbe. Es würde dadurch diesen kleinen Staat zum mächtigsten in ganz Deutschland erheben. Dann könnte England, Preußen und Oesterreich trotzen, wenn diese ihm einmal den Krieg erklärten — ein Fall, der leicht und bald eintreten kann. Ist dieses so, dann müßte das englische Ministerium natürlich im Geheimen agiren, und das hannövrische Volk gegen den Adel in Bewegung setzen, der, eigensinnig und hochmüthig, wie er dort ist, die Emancipation des Bürgerstandes nie bewilligt hätte. Im heutigen Temps steht eine ausführliche und richtige Erzählung von den Göttinger Vorfällen. Sie müssen sich das Blatt zu verschaffen suchen, denn in deutschen Zeitungen werden die Vorfälle natürlich entstellt werden. Ein Göttinger Bürger, der die Schlachtsteuer zu bezahlen verweigert, soll die erste Anregung zum Aufstande gegeben haben. — Diese Schlachtsteuer wird im Temps zu meiner großen Belustigung Schlacrstener genannt.

Mittwoch, den 19. Januar.

— Die Nachricht, die Sie mir gestern gegeben, daß das englische Ministerium selbst die Revolution in Hannover angestiftet, habe ich auf der Stelle nebst einigen Bemerkungen in die Zeitungen setzen lassen, und sie steht gestern im Messager. Wahr oder nicht, man muß die Spitzbuben hintereinander hetzen. Es ist aber doch schön, daß man hier Alles gleich in die Zeitung bringen kann, und die Redacteurs küssen einem für jede Nachricht die Hände, und für jede Lüge die Füße. Was mich gegen die deutsche Censur am meisten aufbringt, ist nicht, daß sie das Bekanntwerden der Wahrheit verhindert — diese macht sich früher oder später doch Luft — sondern daß sie die Lüge unterdrückt, die nur einen armen kurzen Tag zu leben hat, und einmal todt, vergessen ist. Am interessantesten, und merken Sie sich das, sind die hiesigen Blätter immer am Montage; denn da Sonntag keine Kammersitzung ist, bleibt den Tag darauf den Zeitungen kein anderes Mittel, ihre Seiten zu füllen, als so viel Lügen als möglich herbei zu schaffen. Wie angenehm beschäftigt das die Einbildungskraft. Und was liegt daran! Was heißt Lüge? Kann Einer in unsern Tagen etwas ersinnen, was nicht den Tag darauf wahr werden kann! Es gibt in der Politik nur eine mögliche Lüge: Der deutsche Bund hat die Preßfreiheit beschlossen.

— Also *** hat sich gescheut nach Pesth zu gehen, und schon in Ungarn fürchtet man die Cholera Morbus? In Gallizien, drei Tagereisen von Wien, und in Russisch-Polen ist sie nach bestimmten Nachrichten auch schon ausgebrochen. Mir macht das sehr bange. Nicht wegen der sinnlichen Schrecken, welche die Pest begleiten — das ist ein Schrecken, der sich

ſelbſt verzehrt, das iſt zu furchtbar, um ſich lange davor zu fürchten — aber die verderblichen Folgen! Die Lähmung des Geiſtes, welche im Volke nach jeder Peſt zurück bleibt! Das kann alten Froſt zurück führen, und die Freiheit, die noch auf dem Felde ſteht, zu Grunde richten. In ſolchen Zeiten der Bedrängniß braucht man Gott und ruft ihn an, und da kommen gleich die Fürſten und melden ſich als deſſen Stellvertreter. Was kein Kaiſer von Rußland, kein Teufel verhindern könnte, das kann die Peſt verhindern. Dann kommen die Pfaffen und verkündigen Gottes Strafgericht. Dann laſſen die Regierungen fort und fort im ganzen Lande räuchern, um Nebel zu machen überall. Strenge Geſetze ſind dann nöthig und heilſam. Die Peſt geht vorüber, die Strenge bleibt. Bis das erſchrockene Volk wieder zur Beſinnung kommt, ſind die alten Feſſeln neu genietet, die Krankenſtube bleibt nach der Geneſung das Gefängniß, und zwanzig Jahre Freiheit gehen darüber verloren. Heſſiſche Conſtitution, Schimmel, Koſaken, Bundesverſammlung, Cenſur, was Gott will, nur keine Cholera Morbus.

— Es iſt köſtlich mit der Hanauer Zeitung: Gnädigſte Freiheit, ſtatt gnädigſte Erlaubniß! Ich wollte, der allergnädigſte Teufel holte ſie aufs allergeſchwindeſte Alle mit einander. Il faut tous lier, juges et plaideurs.

Sieben und zwanzigſter Brief.

Paris, Donnerſtag den 20. Januar 1831.

Geſtern las ich zu meinem Erſtaunen in der Allgemeinen Zeitung: der geniale Schriftſteller Heine, von dem es früher hieß, er würde eine Profeſſur der Geſchichte auf einer preußiſchen Univerſität erhalten, bleibt in Hamburg, wo man ihm das erſte erledigte Syndikat zugedacht. Heine Syndikus? Was ſagen Sie dazu? Heine Profeſſor? Aber es iſt gar nicht unmöglich. In dieſer gefährlichen Zeit durfte man wohl daran denken, die Genies in ein Amt oder eine Profeſſur zu ſperren. Aber ein Narr, wer ſich fangen läßt.

Ich habe Grimms Correspondence littéraire zu leſen angefangen, die durch vierzig Jahre geht. Ich bin noch nicht weit hinein, hoffe aber es ganz durchzuleſen. Das Buch hat zwölf Bände, und iſt noch nicht fertig. Man lernt viel daraus, und wird an Vieles erinnert. Paris war damals die Küche, worin die Revolution gekocht wurde. Da ſieht man noch die urſprünglichen Beſtandtheile der Mahlzeit, das rohe Fleiſch, gerupfte Vögel, Salz, Gewürz und die Schweinerei der Köche. Aus dem faulen Miſchmaſch ſpäter iſt nicht mehr klug zu werden. Grimm zeigt Verſtand genug,

aber gar keinen Geist, und nicht so viel Wärme, daß man eine feuchte Adresse daran trocknen könnte. Dieser Mensch war mir immer unleidlich; er hat eine geräucherte Seele. Welch' ein guter Gimpel mußte Rousseau seyn, daß er, ob zwar älter als Grimm, diesen Menschen nicht durchschaute, und eine Zeitlang mit ihm in Vertraulichkeit lebte! Nie standen zwei Seelen so weit auseinander, und die Natur scheint Rousseau und Grimm gleichzeitig geschaffen zu haben, um darzuthun, welche verschiedenartige Talente sie hat. Merkwürdig bleibt es immer, daß so ein deutscher blöder Pfarrerssohn, der im gepuderten Leipzig studirt hatte, sich unter den kühnen und glänzenden Geistern des damaligen Paris bemerkbar machen, ja sich auszeichnen konnte! Das kam aber daher: der deutsche Junge war Hofmeister in adeligen Häusern, wo man das Einmaleins, das unserm Glücke oft im Wege steht, leicht verlernt. Es macht dem deutschen Adel Ehre, daß Grimm unter den französischen Spitzbuben so schnell bis zu einem der Hauptmänner hinaufstieg. Er begriff leicht, daß Alles darauf ankomme, die Weiber zu gewinnen, und es gelang ihm mit einem Streiche. Er stellte sich in eine schöne Schauspielerin verlieb, die ihn abwies. Grimm legt sich ins Bett und bekommt eine Art Starrkrampf. Er bewegt sich nicht, spricht nicht, ißt und trinkt nichts, außer wenige eingemachte Kirschen, die er aber mit nicht ganz unsichtbarem Vergnügen herunter schluckt. Seine besorgten Freunde, worunter auch Rousseau, umgeben sein Bett. Einer derselben beobachtete ängstlich die Miene des Arztes, wie man es in solchen Fällen gewöhnlich thut. Der Arzt sagt, es hätte nichts zu bedeuten, und man sah ihn lächeln, als er wegging. Eines Morgens stand Grimm auf, kleidete sich an, und war gesund. Jetzt war sein Glück gemacht. Er wurde als das Muster treuer Liebe gepriesen. Seine Correspondenz machte ihn reich, er stand mit einem Dutzend nordischer Fürsten und Fürstinnen in Briefwechsel, die sich die Früchte des französischen Geistes, wie Apfelsinen, kommen und schmecken ließen. Er bekam einen großen Gehalt dafür. Uebrigens machte er auch noch für Privatleute Abschriften von den literarischen Berichten, für ein Abonnement von 300 Fr. monatlich. Zweimal monatlich, den 1. und den 15., schrieb er solche Briefe, die gewöhnlich keinen Druckbogen groß sind. Viel Geld für wenig Arbeit. Ich wollte, es fände sich auch ein dummer Prinz oder eine kluge Prinzessin, die mich auf solche Weise beschäftigte und bezahlte. Ich beneide den Grimm um diese Stellung. Was haben wir armen Teufel heute von allem unsern Schriftstellern? Den besten Theil verschlingen die Grundsteuern und Zehnten der Censur vorweg, und für das Uebrige wenig Geld und späten Beifall, der uns kalt und abgestanden zukommt. Grimm war auch eine Zeitlang Frankfurter Gesandte mit 24,000 Franken Gehalt.

ſelbſt verzehrt, das iſt zu furchtbar, um ſich lange davor zu fürchten — aber die verderblichen Folgen! Die Lähmung des Geiſtes, welche im Volke nach jeder Peſt zurück bleibt! Das kann alten Froſt zurück führen, und die Freiheit, die noch auf dem Felde ſteht, zu Grunde richten. In ſolchen Zeiten der Bedrängniß braucht man Gott und ruft ihn an, und da kommen gleich die Fürſten und melden ſich als deſſen Stellvertreter. Was kein Kaiſer von Rußland, kein Teufel verhindern könnte, das kann die Peſt verhindern. Dann kommen die Pfaffen und verkündigen Gottes Strafgericht. Dann laſſen die Regierungen fort und fort im ganzen Lande räuchern, um Nebel zu machen überall. Strenge Geſetze ſind dann nöthig und heilſam. Die Peſt geht vorüber, die Strenge bleibt. Bis das erſchrockene Volk wieder zur Beſinnung kommt, ſind die alten Feſſeln neu genietet, die Krankenſtube bleibt nach der Geneſung das Gefängniß, und zwanzig Jahre Freiheit gehen darüber verloren. Heſſiſche Conſtitution, Schimmel, Koſaken, Bundesverſammlung, Cenſur, was Gott will, nur keine Cholera Morbus.

— Es iſt köſtlich mit der Hanauer Zeitung: Gnädigſte Freiheit, ſtatt gnädigſte Erlaubniß! Ich wollte, der allergnädigſte Teufel hölte ſie aufs allergeſchwindeſte Alle mit einander. Il faut tous lier, juges et plaideurs.

Sieben und zwanzigſter Brief.

Paris, Donnerſtag den 20. Januar 1831.

Geſtern las ich zu meinem Erſtaunen in der Allgemeinen Zeitung: der geniale Schriftſteller Heine, von dem es früher hieß, er würde eine Profeſſur der Geſchichte auf einer preußiſchen Univerſität erhalten, bleibt in Hamburg, wo man ihm das erſte erledigte Syndikat zugedacht. Heine Syndikus? Was ſagen Sie dazu? Heine Profeſſor? Aber es iſt gar nicht unmöglich. In dieſer gefährlichen Zeit durfte man wohl daran denken, die Genies in ein Amt oder eine Profeſſur zu ſperren. Aber ein Narr, wer ſich fangen läßt.

Ich habe Grimms Correspondence littéraire zu leſen angefangen, die durch vierzig Jahre geht. Ich bin noch nicht weit hinein, hoffe aber es ganz durchzuleſen. Das Buch hat zwölf Bände, und iſt noch nicht fertig. Man lernt viel daraus, und wird an Vieles erinnert. Paris war damals die Küche, worin die Revolution gekocht wurde. Da ſieht man noch die urſprünglichen Beſtandtheile der Mahlzeit, das rohe Fleiſch, gerupfte Vögel, Salz, Gewürz und die Schweinerei der Köche. Aus dem faulen Miſchmaſch ſpäter iſt nicht mehr klug zu werden. Grimm zeigt Verſtand genug,

aber gar keinen Geist, und nicht so viel Wärme, daß man eine feuchte Adresse daran trocknen könnte. Dieser Mensch war mir immer unleidlich; er hat eine geräucherte Seele. Welch' ein guter Gimpel mußte Rousseau seyn, daß er, ob zwar älter als Grimm, diesen Menschen nicht durchschaute, und eine Zeitlang mit ihm in Vertraulichkeit lebte! Nie standen zwei Seelen so weit auseinander, und die Natur scheint Rousseau und Grimm gleichzeitig geschaffen zu haben, um darzuthun, welche verschiedenartige Talente sie hat. Merkwürdig bleibt es immer, daß so ein deutscher blöder Pfarrerssohn, der im gepuderten Leipzig studirt hatte, sich unter den kühnen und glänzenden Geistern des damaligen Paris bemerkbar machen, ja sich auszeichnen konnte! Das kam aber daher: der deutsche Junge war Hofmeister in adeligen Häusern, wo man das Einmaleins, das unserm Glücke oft im Wege steht, leicht verlernt. Es macht dem deutschen Adel Ehre, daß Grimm unter den französischen Spitzbuben so schnell bis zu einem der Hauptmänner hinaufstieg. Er begriff leicht, daß Alles darauf ankomme, die Weiber zu gewinnen, und es gelang ihm mit einem Streiche. Er stellte sich in eine schöne Schauspielerin verlieb, die ihn abwies. Grimm legt sich ins Bett und bekommt eine Art Starrkrampf. Er bewegt sich nicht, spricht nicht, ißt und trinkt nichts, außer wenige eingemachte Kirschen, die er aber mit nicht ganz unsichtbarem Vergnügen herunter schluckt. Seine besorgten Freunde, worunter auch Rousseau, umgeben sein Bett. Einer derselben beobachtete ängstlich die Miene des Arztes, wie man es in solchen Fällen gewöhnlich thut. Der Arzt sagt, es hätte nichts zu bedeuten, und man sah ihn lächeln, als er wegging. Eines Morgens stand Grimm auf, kleidete sich an, und war gesund. Jetzt war sein Glück gemacht. Er wurde als das Muster treuer Liebe gepriesen. Seine Correspondenz machte ihn reich, er stand mit einem Dutzend nordischer Fürsten und Fürstinnen in Briefwechsel, die sich die Früchte des französischen Geistes, wie Apfelsinen, kommen und schmecken ließen. Er bekam einen großen Gehalt dafür. Uebrigens machte er auch noch für Privatleute Abschriften von den literarischen Berichten, für ein Abonnement von 300 Fr. monatlich. Zweimal monatlich, den 1. und den 15., schrieb er solche Briefe, die gewöhnlich keinen Druckbogen groß sind. Viel Geld für wenig Arbeit. Ich wollte, es fände sich auch ein dummer Prinz oder eine kluge Prinzessin, die mich auf solche Weise beschäftigte und bezahlte. Ich beneide den Grimm um diese Stellung. Was haben wir armen Teufel heute von allem unsern Schriftstellern? Den besten Theil verschlingen die Grundsteuern und Zehnten der Censur vorweg, und für das Uebrige wenig Geld und späten Beifall, der uns kalt und abgestanden zukommt. Grimm war auch eine Zeitlang Frankfurter Gesandte mit 24,000 Franken Gehalt.

Die kindiſche Regierung hier hat wieder ein großes Stück Freiheit abgebiſſen; denn ſie kommt mir vor, wie ein Kind, das einen Apfel in der Hand trägt, den es ſich vorgenommen, auf ſpäter zu verwahren. Erſt leckt es daran, ſeine Enthaltſamkeit zu prüfen; dann ſchält es ihn etwas dick mit den Zähnen; dann beißt es tiefer hinein, dann ißt es ein herzhaftes Stück herunter und endlich bleibt vom ganzen Apfel nichts mehr übrig. Nach der Revolution hat ſich das Volk auch die Theater-Freiheit genommen. Die Regierung ſah dieſes als eine Sache an, die ſich von ſelbſt verſtände. Nun iſt es ſeitdem geſchehen, daß die Theater-Directionen die Freiheit, ſo viel Geld als möglich zu verdienen, als die beſte angeſehen haben. Um die Leute anzulocken, ſpielen ſie die Geſchichten gleichzeitiger Perſonen. Napoleon, Joſephine, Robespierre, Lavalette, der Herzog von Orleans, Benjamin Conſtant, ſie mußten Alle auf die Bretter. Das war nun freilich oft unanſtändig. Allein, wenn das Geſetz ſogar Unanſtändigkeiten verbietet und beſtraft, was bleibt dann der Sittlichkeit und der Moral übrig? Uebrigens hatte Jeder, der ſich ſelbſt durch jene Theater-Injurien, oder einen Angehörigen ſeiner Familie, oder das Andenken eines Verſtorbenen verletzt fühlte, Mittel genug, bei den Gerichten Hülfe zu ſuchen und die Regierung brauchte ſich nicht hinein zu miſchen. Auch wären nach einem Vierteljahre dieſe albernen Wachsfiguren-Komödien wieder außer Mode gekommen. Aber die Regierung benutzte das, um eine Gewalt mehr zu erwerben. Jetzt haben die Miniſter ein Geſetz vorgelegt, dieſe Freiheit zu beſchränken. Zwar haben ſie nicht gewagt, die Theater-Cenſur wieder einzuführen, doch ſind ſie dem heißen Brei ſo nahe als möglich gekommen. Wer ein neues Stück ſpielen läßt, muß es vierzehn Tage vor der Aufführung dem Miniſter oder dem Präfekten vorlegen. Verboten kann zwar die Aufführung auf keine Weiſe werden; wird es aber aufgeführt und es kommen Beleidigungen darin vor (und jetzt wird die endloſe Reihe der Vergehungen aufgezählt: gegen den König, gegen die Kammer, gegen fremde Fürſten, gegen Privatperſonen) dann treten die Strafen ein. Bis zu fünf Jahr Gefängniß, bis zu 10,000 Franken Geldſtrafe. Kurz, es iſt die Leute zu Grunde zu richten. Nachgeahmt oder auch nur kenntlich bezeichnet, darf Niemand mehr werden auf dem Theater. Es iſt zum Verzweifeln. Und jetzt gibt es dumme gute Leute genug, hier wie bei uns, die gar nicht begreifen, was denn an einem ſo löblichen Geſetze zu tadeln ſey. Dieſe Menſchen ſehen nicht ein, daß ſolche hemmende Geſetze den Faſchinen gleichen. Anfänglich fließt das Waſſer frei durch, aber nach und nach führen Zeit und Arbeit ſo viel Sand und Erde herbei, daß endlich ein feſter Damm daraus wird. Und jetzt wird noch die Kammer kommen, die ſich darüber ärgert, daß ſie alle Tage im

Odeon ausgeklatscht wird, und wird das Gesetz noch strenger machen. So wird eine Freiheit nach der andern zurückgedrängt, und ich glaube, daß bei unsern Machthabern viel Eitelkeit, ja mehr als böser Wille dabei im Spiele ist. Die Regierung, von bürgerlicher Abstammung emporgekommen, wie sie ist, will zeigen, daß sie so gut zu regieren versteht, als die älteste Regierung, und daß sie das Volk im Zaum zu halten weiß. Die fremden Gesandten mögen wohl in freundschaftlicher Unterhaltung die Minister necken, sie ständen unter der Zucht des Volks. Diesen wird dadurch der Ehrgeiz aufgeregt, sie stellen sich auf die Fußspitze und zeigen ihre Größe. Die fremden Höfe lassen gewiß nicht ab, die französische Regierung aufzumuntern, strenge Ordnung im Lande zu erhalten. Nicht etwa als nennten sie das strenge Ordnung, womit hier die Regierung sich bis jetzt begnügte, und über die hinaus sie wahrscheinlich auch nicht gehen will — in den Augen jener Höfe ist das immer noch die gräulichste Anarchie; — sondern weil sie hofft, das französische Volk werde sich das ewige Hofmeistern nicht gefallen lassen, und es würde endlich die Geduld verlieren und wieder losbrechen.

Freitag, den 21. Januar.

Gestern war ich im italienischen Theater und habe die Malibran wieder gesehen. Aber entzückt wie das vorige Mal im Barbier war ich nicht, was aber gar nicht unsere Schuld ist, denn wir hatten gewiß beide den besten Willen. Cenerentola von Rossini wurde gegeben. Musik bis auf einige Stücke, besonders ein herrliches Sextett, sehr matt und leer; das Gedicht langweilig, schwerfällig. Keine Spur von der Grazie und der Laune, die im Aschenbrödel von Nicolo und Etienne herrschen. Die Malibran sang und spielte zwar gut, aber es war keine Rosine. Lablache spielte den Hofmann, welcher beide Schwestern den Prinzen vorstellt. Es ist merkwürdig, was dieser Mann spielt, merkwürdiger was er nicht spielt. Eine solche Entsagung ist mir noch bei keinem Schauspieler vorgekommen. Seinen Gesang bewundere ich immer mehr und mehr. Alle andern Sänger, die ich noch gehört, selbst die göttliche Malibran — es bleibt doch immer ein Instrument, das sie spielen. Sie und die Töne sind getrennt, sie bringen sie hervor. Lablache aber ist eins mit seinem Gesange, er ist wie eine Singuhr, die einmal aufgezogen, von selbst fortsingt. Den Abend hörte ich auch zum Erstenmale zwei andere vortreffliche Sänger, Donzelli und Zuchelli. Ich sage zum Erstenmal, obzwar der eine im Barbier den Grafen, der Andere den Bartholo machte. Aber ich hörte sie damals nicht über die Malibran. Zuchelli, der hochmüthige Vater der eitlen Tochter, hat ein komisches Duett mit Lablache, das Einen, der unter dem chirurgischen

Messer schmachtet, zum Lachen bringen müßte. Welch' ein Leben, welch' ein hohes Mienenspiel, was wird da nicht Alles eingesetzt! Ich hätte nicht geglaubt, daß das Menschengesicht so reich an Zügen wäre. So ein italienischer Buffon ist doch ganz anders, wie ein deutscher oder französischer. Letztere, selbst in ihrer ausgelassensten Laune, auch wenn sie sich der Fröhlichkeit noch so keck und unbedacht hingeben, verrathen doch eine versteckte Aengstlichkeit. Es ist als hätten sie ein böses Gewissen, als fühlten sie, daß sie etwas Unrechtes, etwas Unschickliches begingen, indem sie so fröhlich sind. Der Italiener aber hat den ächten katholischen Glauben, er sündigt getrost fort und verläßt sich auf die Absolution. Ich habe *** gefragt, wie sich die Sontag zur Malibran verhalte? Er sagte mir: Man dürfe die Sontag gar nicht nach dem beurtheilen, was sie war, ehe sie nach Frankreich gekommen; sie habe sich in Paris ungemein entwickelt und ausgebildet. Es ist schade, daß sie nicht alle ihre deutschen Bewunderer mit hieher geführt, damit sie auch etwas lernen. Die Sontag war mir ganz zuwider, wegen der mir verhaßten Anbetung, die sie in Deutschland gefunden hat. Dort haben sie eine hohe Obrigkeit aus ihr gemacht, und man weiß doch, was das heißt — eine hohe Obrigkeit ist dem Deutschen eine höchste Gottheit. Hier ist das ganz anders. Sie haben es früher selbst gesehen, welcher Aufregung die Franzosen im Theater fähig sind. Es ist nicht blos wie bei den Deutschen ein Toben mit dem Körper, ein Klatschen, ein Schreien, es ist ein inneres Kochen, ein Seelensturm, der nicht mehr zurückgehalten werden kann, und endlich losbricht. Aber wenn der Vorhang fällt, ist Alles aus. Man verehrt keine Sängerin wie eine Königin, man betet sie nicht wie eine Heilige an. In keiner Gesellschaft hier werden Sie je vom Theater sprechen hören, in Berlin nie ein Wort von etwas Anderm. — Die italienische Oper hier mögen viele Kenner, wenigstens viele geübte Dilettanten besuchen. Man merkt dieses bei der Aufführung bald an der Sicherheit und Bestimmtheit des Urtheils. Manchmal brach ein Beifallsgemurmel aus, manchmal that sich ein tadelndes Stillschweigen kund, ohne daß ich entdeckte, was die Veranlassung zu diesem und jenem war. Und diese entscheidenden Kenner schienen mir sehr streng zu seyn. Im Orchester (was man hier so nennt, die ersten Reihen der Parterre-Sitze) bemerkte ich einige musikalische Grauköpfe, die gewohnt da saßen, als wären sie in ihrem Schlafzimmer. Sie horchten ernst und streng auf, als wären sie Geschworne bei den Assisen. Sie kamen mir wie Invaliden vor, die noch den musikalischen Krieg zwischen den Italienern und Franzosen mitgemacht. Jene ganze Zeit, Rousseau schwebte mir vor, ich sah nach der Ecke der Königin! und in dem Sturme jener Zeit, der in meiner Erinnerung lebte, ging mir eine ganze *Arie zu Grunde.*

Mit Niebuhr mag es ſich wirklich ſo verhalten, wie die preußiſche Staatszeitung erzählt. Das hat aber die preußiſche Staatszeitung weislich verſchwiegen, daß Niebuhrs Gram daher floß, weil er die Gefahren vorausſah, welchen der preußiſche Staat entgegeneile. Die Wahnſinnigen in Deutſchland — ſie eilen dem Abgrunde entgegen. Schon vor einigen Monaten erzählte mir ein Bekannter hier, der entweder ſelbſt mit Niebuhr, oder doch mit deſſen vertrauten Freunden in Verbindung ſteht: dieſer gelehrte Mann wäre ſeit der franzöſiſchen Revolution in brütenden Gram verſunken und ganz aus dem Häuschen. Aber eine Seele, die in einem Häuschen wohnte, die konnte nicht ſehr groß ſeyn. Heute Abend auf den Ball. Ich erwarte den Friſeur. Ich laſſe mich à la Franz Moor friſiren. Der Ball wird ſo glänzend, wie der im vorigen Jahre. Ich werde Ihnen Alles genau beſchreiben. — In Heſſen geht es gut. Vorwärts, Kinder! die Göttinger Bibliothek verbrennen! Es iſt ein erhabener Gedanke! Das hat Gott herabgerufen! Eine halbe Million Bücher weniger, das kann die Deutſchen weiſer machen! Es lebe die Freiheit!

Acht und zwanzigſter Brief.

Paris, den 24. Januar 1831.

Sie warten gewiß ſchon dieſe vier Tage lang auf eine herrliche Beſchreibung des Opernballes; aber kehren Sie nur gleich um. Ich weiß von dem Balle nicht mehr, als jeder Fürſt von ſeinem Lande; denn ich habe ihn nur von oben herab geſehen. Nun, ich bin da geweſen, und — bin noch da. Das iſt das Wunder! Der Ball ſcheint nur eingerichtet worden zu ſeyn, um zu zeigen, wie wenig Raum und Luft ein Menſch braucht, um zu leben. Das nennen ſie ein Vergnügen! Wenn ich einmal einen Criminal-Codex mache, würde ich die ſchweren Verbrecher verurtheilen, dreißig Nächte hinter einander auf ſolchen Bällen zuzubringen. Nach den beſten mediciniſchen und chirurgiſchen Handbüchern hätten von den Anweſenden 7000 Menſchen 2000 erſticken, 2000 erdrückt werden und die drei übrigen Tauſend mehr oder weniger krank werden müſſen. Doch von dem Allen iſt nichts geſchehen, und die 7000 leben ſämmtlich noch. Von den Weibern begreife ich das; die erhält auf jedem Balle die Religion, der Märtyrerglaube, der den Körper ganz unempfindlich macht und wie vernichtet. Aber wie hielten es die Männer aus? Es hatte keiner mehr Platz und Luft als in einem Sarge. Die Franzoſen müſſen mit Springfedern gefüttert ſeyn. Aber es iſt wahr, der Anblick war herrlich, bezaubernd, es war ein Mährchen aus Tauſend und eine Nacht. Dieſer ſonnen-

helle Lichterglanz, dieſes ſtrahlende Farbengemiſch von Gold, Silber und Seide, von Weibern, Kryſtall und Blumen, und das Alles mit ſo viel Sinn und Kunſt angeordnet, daß es das Auge erquickte und nicht blendete, und die Muſik dazwiſchen, wie hinein geſtickt in den großen Teppich, eins damit — es war zu ſchön! Das Parterre, verlängert durch die Bühne, hatte Reihen von Bänken, auf welchen die Damen ſaßen, oder hinter Baluſtraden an den Wänden herum. Zwiſchen ſchmalen Gaſſen bewegten ſich die dunkeln Männer, oder (ſollte ich ſagen) zog der Mann; denn ſie waren alle wie zuſammengewachſen. Und jetzt vom Boden an aufwärts, ſaßen die Frauenzimmer in ungeheuren Kreiſen immer höher übereinander, in den Logenreihen, bis hinauf zur Decke, wo ſonſt nur das letzte Volk ſitzt. Die einzelnen Bewegungen waren unerkennbar, der Menſch verlor ſich in eine Sache, das Leben ward zum Gemälde. Aus der Mittelreihe der Logen ſah ich hinab, hinauf, umher, aber der Anblick von unten, vom Hintergrunde des Theaters zumal, muß noch viel ſchöner geweſen ſeyn. Ich konnte nicht hineindringen, und mich, wie die Andern hineindrängen zu laſſen, das wagte ich nicht. Der große Foyer der Oper war gleich herrlich wie das Theater ſelbſt beleuchtet und ausgeſchmückt. Da wurde auch getanzt. Da ſammelte ſich Alles, was Theater und Logen nicht faſſen konnten, und was überſtrömte. Corridor und Treppen, ſonſt nur beſtimmt durch zu gehen, hinauf und hinab zu ſteigen, dienten zum bleibenden Aufenthalte und waren ſo gedrängt voll Menſchen, wie der Saal ſelbſt.

Unten beim Eingange wurde man von einem Muſikchore empfangen; die Treppen waren mit großen Spiegeln und Blumen geſchmückt, der Boden mit Teppichen belegt. Durch zwei Reihen Nationalgardiſten ſtieg man hinauf. An mehreren Orten waren Büffets eingerichtet. Erfriſchungen aller Art im reichſten Ueberfluſſe. Das koſtete nichts, das war mit dem Billet zugleich bezahlt. Königliche Diener ſervirten auf dem Silbergeſchirre des Königs. Am Büffet unterhielt ich mich ſehr. Da ſtand ich oft und lange; nicht um zu genießen, ſondern in den reinſten Abſichten, nämlich nur um reine Luft einzuathmen. Von den Büffets führten offenſtehende Thüren zu zwei Balkons nach der Straße, die nur mit Zelttuch bedeckt waren, und zur Küche dienten. Da und nur da allein im ganzen Hauſe konnte man frei athmen. Das Schauſpiel bei den Büffets war auch ohne dies ergötzlich. Es iſt doch etwas Erhabenes, eine ſo große Menſchenmenge eſſen und trinken zu ſehen! Hohe Berge von Kuchen, Torten, Confitüren, Früchten; Ströme von Limonade, Himbeerſaft, Orgeade; ganze Schollen von Eis — das war in einer Minute wie verſchwunden, man wußte nicht, wo es hingekommen, es war wie eine Taſchenſpielerei. Augenblicklich wurde

Alles wieder ersetzt, erneuert, und augenblicklich war Alles wieder verschwunden, und so immer fort, und Alles in den kleinen Mund hinein! Ich sah, wie ein Offizier der Nationalgarde seinen kriegerischen Muth zeigte, indem er seinen Säbel zog, und damit eine ungeheure Torte zusammen hieb. Er hörte nicht eher auf mit Hauen und Verschlingen, bis er das Gebiet seines Körpers erweitert hatte. Das nennt aber ein Franzose nicht erobern, sondern seine natürliche Grenze wieder bekommen. Und so werden sie nächstens das süße Belgien anschneiden, und den Rhein austrinken wie ein Glas Limonade. Sehr bald! nous n'aimons pas la guerre, mais nous ne le craignons pas — Das heißt: wir lieben den Krieg, aber bis jetzt haben wir ihn gefürchtet, weil wir noch nicht gerüstet waren.

Die Ordnung auf dem Balle war musterhaft, es war ein Meisterstück von Polizei. Es waren sogar zwei allerliebste kleine Feldspitäler eingerichtet, bestimmt zur Aufnahme und Pflege verwundeter Weiber. Es war zu artig! Dunkelgrün drapirte Zimmerchen, Dämmerlicht, Servietten, frisches Wasser, alle möglichen Salze und riechenden Sachen, Scheeren zum Aufschneiden der Corsetts, Essig, Citronen, kurz Alles, was man braucht, um Weiber wieder zur Besinnung zu bringen. In jedem Spitälchen eine geübte Krankenwärterin, erfahren in allen Geheimnissen weiblicher Ohnmacht; draußen ein Thürsteher zur Wache. Ich, der das Schlachtfeld gesehen, dachte, es müßten Schaaren von gefallenen Weibern herbei getragen werden; es kam aber bis Mitternacht nicht eine. Ich hätte freilich wissen sollen, daß Frauen öfter in Kirchen als auf Bällen in Ohnmacht fallen. . . . . Der König mit der ganzen königlichen Familie waren auch anwesend. Ich sah sie zum erstenmale ganz in der Nähe. Die jungen Prinzen sind charmant. Wären sie nur legitim gewesen, ich hätte sie küssen mögen. Sie wurden mit lauter und herzlicher Liebe empfangen. Ich war auf dem Vorplatze und hörte auch den Jubel von innen heraus. Es soll ein ganz herrlicher Anblick gewesen seyn, wie beim Eintritte des Königs alle die vielen Tausend Menschen sich von ihren Sitzen erhoben und ihn begrüßten. Dieses Eine nicht gesehen zu haben, that mir am meisten leid. Um Mitternacht lag ich schon im Bette, ganz herzlich froh, daß mein Vergnügen ein Ende hatte, und die armen Menschen bejammernd, die noch auf dem Balle waren. Die Hitze war zum Ersticken. Lieber in einer arabischen Sandwüste weilen, wo man doch wenigstens nicht den verdorbenen Athem anderer Menschen einzuhauchen braucht. Ich habe so viele französische Luft eingesogen, daß ich begierig bin, was es für Folgen haben, und welche Veränderung es in meiner deutschen Natur hervorbringen wird. Ich wollte, ein Aerostat hinge mir ein Schiffchen an die Beine und versuchte mich.

Um halb acht Uhr Morgens fuhren die letzten Wagen fort. Ich habe kleine Berechnungen angestellt, wie viel ein solcher Ball kostet, und wie viel Geld er in Umlauf bringt. In Paris geht Alles gleich in's Große und die kleinste Ausgabe eines Einzelnen wird für die Menge ein hohes Budget. 7000 Billets wurden verkauft zu 20 Fr. Außerdem gab die königliche Familie 8000 Fr. für ihren Eintritt, und mehrere Privatleute haben ihre Billets mit 1000 Fr. bezahlt. 7000 Paar Handschuhe zu 50 Sous im Durchschnitt, machen 17,500 Fr., 2500 Weiber (so viele waren auf dem Balle) zu fristren, der Kopf im Durchschnitt zu 4 Fr. 10,000 Fr.; Miethkutschen hin und her wenigstens 16,000 Fr., das bisherige allein macht schon über 200,000 Fr., und jetzt dazu gerechnet, was Damen und Herren an andern Putzsachen und Kleidern verwendet haben! Auf dem Balle habe ich auch zum erstenmale alle Figuren des Frankfurter Mode-Journals (nur mit schönern Gesichtern) lebend gesehen. Ach, was für schöne Kleider! Ich wollte, ich wäre eine Putzmacherin, um Ihnen das Alles beschreiben zu können. Besonders habe ich ein Kleid bemerkt, gemacht ich weiß nicht wie, von einer Farbe, die ich vergessen, und darüber einen Kopfputz, den ich nicht verstanden. — Sie werden mich schon verstehen — aber das war einzig! Doch habe ich auch Putzwerke gesehen, sinn- und geschmacklos und so kleinstädtisch, als kämen sie aus Friedberg. Das mögen wohl Bürgersweiber und Bürgerstöchter aus dem Marais und der Rue St. Denis gewesen seyn, die reich sind, aber nicht an Geschmack. Auch erinnere ich mich, nie auf deutschen Bällen so viele alte häßliche, ja mißgestaltete Weiber gesehen zu haben, die sich so unverschämt jung und schön gekleidet hätten, als ich hier sah.

Neun und zwanzigster Brief.

Paris, Dienstag den 25. Januar 1831.

In diesen Tagen wird das Schicksal Belgiens entschieden seyn. So eine lächerliche Thron-Versteigerung ist mir noch nicht vorgekommen. Daß es Fürstensöhne gibt, die um diese Krone betteln! Lieber streckte ich meine Hand nach einem Sou aus. Betteln um eine Krone! Jupiters Donner als Almosen empfangen! Eine Krone muß man rauben, oder sie annehmen aus Barmherzigkeit. Frankreich wird Belgien ganz gewiß bekommen, oder doch den größten Theil davon. Das ließ sich vorher sehen. Die große Verwirrung, welche beim belgischen Congresse herrschte, hatte so viel Methode, daß man wohl merkte, daß Alles verabredet war. Frankreich wird nie zugeben, daß der kleine Beauharnois König von Belgien wird, und ich gebe

es noch weniger zu. Behüte mich Gott! Mir ist nichts verhaßter, denn nichts ist verderblicher, als diese Mischung von Buonapartischem und deutschem Blute. Frankreich hat das erfahren unter Napoleon, hatte aber das Glück, früher unglücklich als schuldig zu werden. Was! einen König, der sein Volk verwundete und vergiftete zugleich, zugleich Sklaverei und Dienstbarkeit über es brächte? Diese beiden Uebel waren doch bis jetzt in keinem Staate vereinigt. Die Spanier, Italiener, Russen und Andere sind Sklaven; die Völker deutscher Zunge sind Bediente. Aber Sklaverei macht nur unglücklich, entwürdigt nicht, doch Dienstbarkeit erniedrigt. Lieber einen Dom Miguel zum Herrn haben, als einen sogenannten milden und gerechten deutschen Fürsten. Man ehrt doch noch die Kraft, indem man sie fürchtet, ihr Fesseln anlegt: wir zahmen Hausthiere aber dürfen frei umhergehen, weil man recht wohl weiß, daß wir jeden Abend in den Stall zurückkehren, und zu jeder Tageszeit kommen, sobald man uns pfeift. Lassen Sie so einem Schafe einmal in den Sinn kommen, den Löwen zu spielen, und Sie werden sehen, wie der milde und gerechte Hirt zum Tiger wird. Die weiche Nachgiebigkeit macht selbst eine Kanonenkugel mild; sie dringt durch Stein und Eisen und bleibt in einem Misthaufen stecken. Nichts erwarte ich von dieser Schafheerde. Was wir in den letzten Zeiten gesehen, das war die bekannte Drehkrankheit. Woher kommt dieser Lakaien-Charakter der Deutschen? — Ich weiß es nicht; aber sie waren immer so gewesen. Man glaubt, das Volk stamme aus Asien. Vielleicht waren sie dort eine Art Paria-Kaste, die es endlich nicht mehr aushalten konnte und wegzog. Aber der Hund, der sich von der Kette losreißt, bleibt immer Hund, er wechselt nur den Herrn. Die alten Deutschen waren zwar freier, aber nicht frei gesinnter als die heutigen. Wer nicht viel hat, kann nicht viel besteuert werden, und die alten Deutschen waren rohe Wilde; ohne leiblichen, ohne geistigen Besitz. Aber was sie hatten, gaben sie immer hin für ihre Anführer, die sie freiwillig suchten. Sie lebten und starben für sie, und zu Hause verwürfelten sie ihren eignen Leib, wenn sie kein Geld mehr zu verlieren hatten. Dienstbarkeit, Trunkenheit, Spielsucht, das sind die Tugenden unserer Ahnen. Ich erinnere mich aus meinen Schuljahren eines Deklamations-Gedichts, das fing so an: Die alten Deutschen waren — nicht schmeidig wie der Aal — doch Löwen in Gefahren — und Lämmer beim Pokal. — Geschmeidig sind wir noch heute nicht; Löwen sind wir noch in Gefahren, aber nur nicht in unseren eigenen, und Lämmer sind wir das ganze Jahr, nur nicht beim Pokal. Da sind wir grob, und wenn das ganze deutsche Volk nur einmal vier Wochen hintereinander betrunken wäre, oder wenn es eben so lange nichts zu essen hätte, da ließe sich vielleicht etwas mit ihm anfangen.

Mittwoch, den 26. Januar.

— Das muß einen ganz eignen Grund haben, daß Sie gestern nicht hier waren, daß Sie nicht den Othello und die Malibran als Desdemona gehört haben! So hart ist doch Gott sonst nicht gegen seine guten Kinder. Sie, die Sie das Alles mit hundert Lippen einsaugen, mit hundert Seelen empfinden! Wie wäre Ihnen geworden, da es schon mich in solche Bewegung setzte! War es doch, als wäre das eigne Herz zur Harfe geworden, auf welcher Engel spielten — das Ohr horchte nach Innen. So klagen die Seligen, wenn sie Schmerzen haben! So stürmen die Götter, wenn sie zornig sind, gegen Unsterbliche wie sie. So weinen, lächeln, lieben, bitten und trauern die Engel. Mit wahrer Seelenangst klammerte ich mich an die irdischen Worte fest, damit ich nur den Boden nicht verlor, und von den Geistertönen hinaufgezogen würde. Die Malibran, die hat Gott beurkundet mit der Unterschrift seiner Schöpfung, die kann Keiner nachmachen. Es war wie eine Blumenflur von allen milden und stolzen, stillen und hohen, süßen und bittern Gefühlen des Menschen, mit aller Farbenpracht, allen Wohlgerüchen und allen Betäubungen der mannigfachen Blumen. Dieses Weinen, dieses Weinen ohne Thränen habe ich nie gesehen, möchte ich nie sehen im Leben. Als ihre Thränen zu fließen anfingen, war mir die Brust wie erleichtert. Hat die Liebe so viel süße Schmeichelei, kann der Schmerz so edel seyn, durchbohrt Verachtung so tief, kann der Zorn so erhaben, der Schrecken so erschrecklich, die Bitte so rührend seyn? Ich wußte das Alles nicht. Fragen Sie mich: hat sie das gesprochen, gesungen, mit Geberden so dargestellt? Ich weiß es nicht. Es war Alles verschmolzen. Sie sang nicht blos mit dem Munde, alle Glieder ihres Körpers sangen. Die Töne sprühten wie Funken aus ihren Augen, aus ihren Fingern hervor, sie flossen von ihren Haaren herab. Sie sang noch, wenn sie schwieg. Ich habe mich für unverbrennlich gehalten und habe erfahren, daß ich es nicht bin; ich will künftig auf Feuer und Licht mehr Acht haben.

Im dritten Akte hätte ich es nicht länger aushalten können, stände nicht zum Glücke ein kleiner Hanswurst hinter meinem Herzen auf beständiger Lauer, der immer mit seinen Späßen hervortritt, sobald das Herz zu betrübt und ernst wird. Als die Scene kam, wo Othello Desdemonen den Tod ankündigt, und diese, ehe sie niedersank und sich dem Dolche hingab, sich in die Wolken erhob, und wie ein Sturmwind die ganze Welt der Leidenschaften umbrauste, Liebe, Haß, Zorn, Schrecken, Spott, Trotz, Verachtung, und dann wieder zur Liebe kam, und noch einmal Alles umkreiste — da wurde mir heiß am ganzen Körper. Ein vernünftiger Mensch hätte ruhig fortgeschwitzt und sich nicht stören lassen; aber ein Philosoph, wie ich, will

durchaus wissen, warum er denn eigentlich schwitzt. Und ich wußte es nicht; denn ich hatte aus der Psychologie vergessen, welche Leidenschaft, welche Gemüthsbewegung den Menschen in Schweiß bringt. Da fiel mir ein, in Goethe's Leben gelesen zu haben, wie in der Schlacht von Valmy, zwar in bescheidener Entfernung vom Schlachtfelde, doch nahe genug, daß er den Kanonendonner hören konnte, dem Dichter ganz heiß geworden war, wie mir im Othello. Daraus schloß ich denn, daß es die Furcht sey, die den Menschen schwitzen mache. Darüber mußte ich lachen und das erleichterte mir das schwere Herz. Und als darauf die Malibran herausgerufen worden und erschien, und ich sah, daß Alles nur Spiel gewesen, ging ich froh nach Hause, und segnete die Künstlerin, die Gott so gesegnet. Shakespeare's Othello, wie ihn der italienische Operntext zugerichtet, ist dumm bis zur Genialität. Man hat seine Lust daran. Die Musik scheint mir noch das Beste, was Rossini gemacht. Uebrigens bekümmerte ich mich nicht darum, und ich glaube die Malibran auch nicht. Was aber die Weiber schwache Nerven haben, wenn sie nicht präparirt sind! Diese Malibran, die doch den ganzen Abend so unerschrocken durch Wasser und Feuer ging und alle Elemente aushielt, ohne zu zucken — ich sah sie vor Schrecken zusammenfahren wie ein Schäfchen, als einmal hinter den Coulissen etwas wie ein Leuchter von der Decke herabstürzte! . . Es Ihnen prosaisch zu wiederholen: die Malibran ist die größte Schauspielerin, die ich je gesehen. In der heftigsten Bewegung zeigte sie jene wahre antike Ruhe, die wir an den griechischen Tragödien bewundern, und welche wahrscheinlich auch die Schauspieler der Alten hatten. Darum, des rechten Maßes sich bewußt, spielt sie auch mit einer Kühnheit, die eine Andere sich nicht erlauben dürfte. Sie klammerte sich flehend an den Mantel des wüthenden Othello oder ihres erzürnten Vaters, sie umschnürt ihre Hände mit den Falten des Kleides, sie zerrt daran — eine Linie weiter und es wäre lächerlich, es sähe aus, als wolle sie ihnen die Kleider vom Leibe reißen; aber sie überschreitet diese Linie nicht und sie ist erhaben. Und ihr Gesang! Gibt es denn mehr als eine Art, darf man denn anders singen? Spricht man im Himmel auch verschiedene Dialekte? Nun, dann hat sie hoch himmlisch gesungen, meißnisch, und die Andern singen platt himmlisch. Sie sehen, ich kann auch ein Narr seyn — zu meinem Glücke nur ein prosaischer, denn ich kann keine Verse machen. Ich gehe nächstens einmal in die große französische Oper, und das wird mich wieder heilen.

— Nächstens gibt man zum Besten der Polen ein großes Concert. Die ersten Künstler und Künstlerinnen nehmen daran Theil. Eine Dame von Stande aus Brüssel, bewunderte Harfenspielerin in ihrer Stadt, wird

die Reise nach Paris machen, ihre schöne Kunst zur schönsten Bestimmung zu verwenden. Dieser edlen Frau verzeihe ich alle ihre Ahnen. Auch werden, zu gleichem Zwecke, in allen Theilen der Stadt Bälle gegeben werden. Eine polnische Commission hat sich gebildet, an deren Spitze Lafayette steht. Unter den Mitgliedern sind auch Delavigne und Hugo. Diese wollen durch Gedichte begeistern. Der Referendar Simrock in Berlin wird sich hüten, sich das zweite Mal zu verbrennen; der besingt die polnischen Farben gewiß nicht. . . . Hat man in Frankfurt auch die jüdisch-polnische Zeitung, deren erste Nummer hier angekommen ist? Sie wird von Rabinern geschrieben und es werden darin alle jüdischen Glaubensgenossen aufgefordert, mit Geld beizustehen. Unsere deutschen adligen Juden, die auf Du und Du mit allen Ministern und fürstlichen Maitressen sind und darum auf Ehre halten, werden lachen über die Zumuthung jener polnischen Canaillen und sich um die stinkenden Polen und ihre stinkende Freiheit wenig bekümmern.

Dreißigster Brief.

Paris, Donnerstag den 27. Januar 1831.

Sie fragen mich: ob denn die hessische Constitution wirklich so gar arg wäre, als ich behauptet? Was arg! Das ist das Wort gar nicht. Es ist die unverschämteste Prellerei, die mir je vorgekommen. Die Erzjuden hier auf den Boulevards, wenn sie sie lesen, würden mit Neid ausrufen: nein, das können wir nicht! Gewährte die Constitution noch so wenig oder auch gar nichts von dem, was heute die Völker von einer erwarten, dagegen ließe sich nichts sagen. Die Freiheit wurde von einem Fürsten nie geschenkt noch verkauft; ein Volk, das sie haben will, muß sie rauben. Dem Geduldigen gibt man nichts, dem Drohenden wenig, dem Gewaltthätigen Alles. Die Hessen haben nur etwas gedroht. Aber diese Constitution ist eine Betrügerei, man hat das schlechte Zeug gelb gemacht, daß man es für Gold halte, und so dumm ist unser Volk, daß unter hundert Käufern nur Einer merkt, daß er betrogen worden. Was ist das für eine Constitution, die den Satz enthält: Das Briefgeheimniß ist unverletzlich, für nöthig hält, ausdrücklich zu erklären, die Regierung dürfe keine schlechten Streiche machen? Es heißt: Die Presse ist vollkommen frei, ausgenommen, wo sie die deutsche Bundesversammlung beschränkt; die deutsche Bundesversammlung aber hat sie in Allem beschränkt. Es heißt: Alle Religionen sind gleich vor dem Gesetze, und gleich darauf: die Rechte der Juden werden unter den Schutz der Constitu-

tion gestellt. Das heißt: Einem, der in Ketten liegt, zu seiner Beruhigung eine Wache zur Seite stellen, damit ihm ja Niemand seine Ketten stehle! Die Juden haben es jetzt viel schlimmer, als vorher. Früher konnte doch der Fürst die Rechte der Juden erweitern, sie den übrigen Staatsbürgern ganz gleich stellen. Jetzt kann er aber das nicht mehr, da der rechtlose Zustand der Juden unter dem Schutze der Constitution steht, die von dem Fürsten nicht übertreten werden darf. Und so die Wahlen, so Alles. In der ganzen Constitution sind die Rechte zwischen Regierung und Volk so getheilt, wie jener Jude mit einem dummen Bauer den Gebrauch eines gemeinschaftlich gemietheten Pferdes theilte: „Eine Stunde reite ich und du gehst, die andere Stunde gehst du und ich reite.

— Warum wundert Sie, daß es dem *** in Wien gefallen, und warum wundert das ihn selbst? Wien ist ein ganz hübscher Ort und ich möchte wohl dort wohnen, wenn ich ein fetter Antonius wäre und kein magerer Cassius. Wenn er sagt, er habe es dort ganz anders und besser gefunden, als er erwartet, so ist das seine Schuld; er hat falsch gesucht und falsch gefunden. Er glaubte wahrscheinlich, in Wien bekäme jeder die Knute, der ein Wort von Politik spräche, und man fände dort keine anderen Bücher als Koch- und Gebetbücher. Aber so ist es nicht. Campe schrieb mir neulich, daß meine Schriften in Oesterreich am meisten Abgang hätten. Das muß aber Keinen irre machen. *** ließ sich täuschen, wie sich die Wiener selbst täuschen lassen. Die glauben auch, daß sie sich eine Freiheit nehmen, die ihnen die Regierung eigentlich gibt, wobei aber diese klug genug ist, sich anzustellen, als ließ sie sie nehmen, weil sie weiß, daß verbotene Früchte am süßesten schmecken. Der österreichische Staat ist eine seelenlose Dampfmaschine; aber keine mit hohem Drucke. Sie wissen dor genau zu berechnen, wie weit man es treiben darf, ohne daß der Kessel platze, und lassen darum zuweilen Rauch aus dem Schornsteine — nach oben, in den höhern Ständen, in der Residenz; nach unten nie.

— Ich habe herzlich darüber lachen müssen, daß die hannoverischen Soldaten beim Einzuge in Göttingen den Marseiller Marsch gespielt. Ich glaube, die Spitzbuben haben das mit Bedacht gethan. Sie wollten sich wohl über die Revolutionärs lustig machen. Vielleicht war es auch Gutmüthigkeit. Sie dachten, da habt ihr euern Marseiller Marsch, ihr wollt ja nicht mehr. Und vielleicht wollten sie wirklich nicht mehr. Haben Sie aber auch die Unterwürfigkeits-Akte der Stadt Göttingen gelesen, den Brief, den sie an den General geschrieben. Das ist zu schön. Vor lauter Demuth und Zerknirschung wissen sie nicht genug Hochgeburt und Hochwohlgeburt aufzutreiben. Sie kriechen unter die Erde. So ist der

gute Deutsche! Wenn einmal ein guter Bürger seinen schweren Bündel Unterthänigkeit abwirft, gleich hebt ihn sein Nachbar auf und hockt die Last zu seiner eigenen. Und in dieses Land soll ich zurückkehren! Hätten sie nur wenigstens eine italienische Oper wie hier! Aber keine Freiheit und keine Malibran, keinen Styx und keine Lethe!

— Ich schrieb Ihnen neulich von einem Gemälde, die Schlachttage im Juli darstellend, das ich gesehen. Da war aber doch mehr der Stoff, der mir Freude gemacht, die Phantasie mußte sich das Uebrige erst selbst verschaffen; denn Vieles fehlte, das Gemälde hatte keinen großen Kunstwerth. Jetzt ist aber im Diorama ein Gemälde gleicher Art aufgestellt, das Alles selbst leistet und von der Phantasie nichts fordert. Die Vertheidigung und Eroberung des Stadthauses wird vorgestellt, und die Täuschung ist auf das Höchste getrieben. Es ist ganz ein Schlachtfeld, nur ohne Gefahr. Die Sonne liegt heiß auf dem Pflaster und brennt auf dem Gesichte der Streitenden. Die Luft ist so rein, daß man durch den zarten Pulverdampf sieht. Menschen und Pferde bluten und verbluten. In der Mitte des Platzes sieht man einen Zögling der polytechnischen Schule, in der linken Hand die dreifarbige Fahne, in der rechten den Degen haltend. Er steht mit dem linken Fuße auf einer Kiste, mit dem rechten auf einem höheren Fasse, und ist eben im Begriffe, sich hinauf zu schwingen, um oben die Fahne hinzupflanzen. Es gibt nichts Theatralischeres als diese Stellung, und doch hat sie der Maler gewiß nur nachgeahmt, nicht erfunden. Darin haben es die Franzosen gut, daß sie vermögen mit jeder Großthat im weiten Felde zugleich das Drama zu dichten, das jene Großthat im engen Felde darstellt. Sie sind zugleich Helden und Schauspieler. Man sieht es ganz deutlich an diesem Jünglinge mit der Fahne, wie er seiner Kühnheit und seiner theatralischen Stellung zugleich froh war. Noch eine andere schöne Gruppe zeichnete sich aus. Ein Mann aus dem Volke, Brust und Schultern nackt, kniet auf die Erde, in dem rechten Arm einen verwundeten hinsinkenden Knaben haltend, die linke Faust gegen die hintenstehenden Soldaten ballend, die den Knaben wohl eben getroffen. An der Schwelle eines Hauses liegt die Leiche eines Frauenzimmers. Daß mitten im Kugelregen mehrere Frauenzimmer unerschrocken weilen, um den Verwundeten beizustehen, hat mich weniger gewundert, (sie trieb das Mitleid) als daß andere ohne Furcht zu den Fenstern hinaus sehen. Im Hintergrunde, am Wasser, stehen die königlichen Soldaten. Jenseits schießen die Studenten herüber. Ich habe unter den Kämpfenden wieder gute Röcke gesucht, vornehme und reiche Leute, die mehrere hundert Franken Steuern zahlen und Wähler seyn können — ich habe aber keine gefunden. Ich will den Herren nicht Unrecht thun,

vielleicht hatten sie an jenen Tagen, ihre guten Kleider zu schonen, diese zu Hause gelassen und schlechte Röcke für die Schlacht angezogen. Aber auch die Hemden waren schwarz und grob; haben sie die auch gewechselt?

Freitag, den 28. Januar.

So eben komme ich vergnügt aus dem Lesekabinette — vergnügt, weil ich mich geärgert habe. So oft mir dergleichen Aergerliches begegnet, halte ich es gleich fest, und mache mir den Aerger ein; denn in Paris ist er nicht alle Tage frisch zu haben; die deutschen Zeitungen kommen so unregelmäßig hier an. Sie werden vielleicht in meinen Briefen einen Widerspruch mit meiner Klage finden; Sie werden meinen, über französisches Wesen hätte ich mich doch oft genug geärgert. Das ist aber etwas ganz Anderes. Das war nicht Aerger, das war Zorn; Aerger aber ist zurückgetretener Zorn. Man ärgert sich nicht, wenn Einem der Gegner an Macht überlegen ist — das merkt und berechnet man in der Leidenschaft nicht — sondern wenn uns der Gegner entweder an Unverschämtheit überlegen ist, so daß er uns unter die Beine kriecht und uns umwirft, oder an Autorität, so daß er uns das Sprechen verbietet und wir uns nicht wehren dürfen. Der Zorn aber ist wohlgemuth, stark und darf seine Kraft gebrauchen. Darum gerathe ich in Zorn über das Treiben hier, denn ich darf dagegen eifern, und hundert Gleichgesinnte thun es für mich alle Tage; darum ärgere ich mich über deutsches Treiben, weil ich dulden und schweigen muß. Nun, es war ein Artikel in der Allgemeinen Zeitung mit einem Kreise, der einen Mittelpunkt hat, bezeichnet. Wahrscheinlich hat das der Redakteur vorgesetzt, um zu verstehen zu geben, sein Correspondent habe das Schwarze in der Scheibe getroffen. Schon lange sitze ich an der Wiege des guten lieben deutschen Kindes und warte, daß es einmal die Aeugelein aufschlage. Endlich erwacht es und greint sanft wie ein Kätzchen. Jener Correspondent macht einen Katzenbuckel und sagt leise, leise: er müsse ganz gehorsamst bemerken, es wäre doch endlich einmal Zeit, auch ein deutsches Wort über Krieg und Frieden zu sprechen, und er werde sich die unterthänige Freiheit nehmen, dieses zu thun, und auch, wenn man es ihm gnädigst erlauben wolle, darauf hindeuten, wie unser Vaterland in gegenwärtige Angelegenheiten verwickelt sey, und wie es sich heraus wickeln könne. Ich machte große Augen und dachte: der Kerl hat Courage! Jetzt tappt er hin und her, herüber und hinüber, spricht im Allgemeinen von jenem Staate, von diesem Staate; der noch ungelesene Theil des Artikels wird immer kürzer, die letzte Zeile rückt immer näher, und noch kein Wort von Deutschland. Endlich kommt die letzte Zeile, und da ruft unser Held: von Deutschland ein andermal!

und läuft was er laufen kann. Ich ſpuckte ganz ſanft auf Deutſchland, die Allgemeine Zeitung und den heroiſchen Artikel, und nahm den Aerger mit zu Tiſche. Aerger, in gelinden Gaben genommen, das weiß ich aus Erfahrung, befördert die Verdauung ungemein.

Samſtag den 29. Januar 1831.

— Ueber die Briefe eines Verſtorbenen werde ich Ihnen meine Meinung ſagen, ſobald ich ſie fertig geleſen .... Ich höre, das polniſche Manifeſt habe in Frankfurt nicht gedruckt werden dürfen. Der Frankfurter Bürgermeiſter und Anſtett haben Gott ein Bein geſtellt, das iſt doch recht unartig.

Ein und dreißigſter Brief.

Paris, Sonntag den 30. Januar 1831.

Ei! das Volk hat ja wieder einen König gemacht; der Herzog von Nemours iſt in Belgien gewählt worden. Nürnberger Waare! Aber, warum nicht, ſo lange die Völker Kinder bleiben und Kinderſpiele lieben? Dieſe Frechheit des Volkes, einen König zu machen, muß unſern Altgläubigen noch viel entſetzlicher vorkommen, als die, einen König zu zerſtören. Gottes Werke zu Grunde richten, das kann freilich jeder: aber Gottes Werke nachſchaffen wollen — das iſt verwegene Sünde. Ich bin nun jetzt begierig, was die franzöſiſche Regierung thun wird, oder eigentlich was ſie ſagen wird; denn was ſie thun wird, darum war niemand je in Zweifel; es war gleich von der erſten Stunde der belgiſchen Revolution Alles darauf angelegt, das Land mit Frankreich zu vereinigen. Aber was ſagen? Sebaſtiani hat erſt vor einigen Tagen in Gegenwart ganz Europa's erklärt, ſeine Regierung würde weder den Herzog von Nemours gewähren, noch die Vereinigung Belgiens mit Frankreich annehmen! So ſind die Diplomaten! Sie wiſſen recht gut, daß ſie einander nicht betrügen können — es iſt Liebhaberei, es iſt eine Kunſtliebe.

Sie ſchreiben mir, Heine habe in ſeinem vierten Bande von der franzöſiſchen Revolution geſprochen. Ich denke, er hat nur zu ſprechen verſucht, es nicht ausgeführt. Welche Rede wäre ſtark genug, dieſe wildgährende Zeit zu halten. Man müßte einen eiſernen Reif um jedes Wort legen, und dazu gehörte ein eiſernes Herz. Heine iſt zu mild. Mir auch ſchrieb Campe, er erwarte, ich würde im achten Bande etwas Zeitgemäßes ſagen. Dieſer achte Band, den ich machen ſollte, hier in Paris, eine Viertelſtunde von den Tuilerien, eine halbe vom Stadthauſe entfernt — es gibt

nichts Komischeres! Was, wo, worauf, womit soll ich schreiben? Der Boden zittert, es zittert der Tisch, das Pult, Hand und Herz zittern, und die Geschichte, vom Sturme bewegt, zittert selbst. Ich kann nicht wiederkauen, was ich mit so viel Lust verzehrt; dazu bin ich nicht Ochs genug. Prophet wollte ich ihm seyn, zwölf Bände durch. Und was kann der Deutsche anderes seyn als Prophet? wir sind keine Geschichtsschreiber, sondern Geschichtstreiber. Die Zeit läuft wie ein Reh vor uns her, wir, die Hunde, hinterdrein. Sie wird noch lange laufen, ehe wir sie einholen, es wird noch lange dauern, bis wir Geschichtsschreiber werden. Doch — ich will jetzt gehen, Beethoven hören. Fünf, sechs solcher Menschen hat das Land, unter denen wir Schatten gegen Hitze, Schutz gegen Nässe finden. Wenn die nicht wären! Das Conzert beginnt um zwei Uhr. Das scheint mir besser als Abends. Ohr und Herz sind reiner vor dem Essen. Vielleicht besuche ich diese Nacht den Maskenball. Nicht den in der großen Oper, den kenne ich von früher, das ist zum Einschlafen; sondern den im Theater an der Porte St. Martin. Da finde ich mein gutes Volk in der Jacke, das im Juli so tapfer gekämpft. Da ist Lust und Leben. Lange Röcke, lange Weile — das habe ich immer beisammen gefunden.

Dienstag, den 1. Februar.

Das Conzert Sonntag im Conservatoire, ist, wie ich mir denke, sehr schön gewesen. So ganz aus Erfahrung weiß ich es nicht. Ich saß in der zweiten Reihe Logen, warm wie in einem Treibhause, und versteckt hinter Frauenzimmern wie ein Gärtner hinter Blumen. An der Seite sperrten mir dumme dicke Säulen, vor mir dumme große Hüte die Aussicht. Wir haben Revolutionen erlebt, die tausendjährige Könige umgeworfen — wird sich denn nicht einmal eine Revolution erheben, die diese fluchbelasteten Weiberhüte fortjagt? Sie werden mich fragen: Aber was hat man in einem Conzerte zu sehen? Aber eben darum darf das Sehen nicht gehindert seyn; denn das nicht sehen *können* beschäftigt die Augen am meisten. Was mich aber am verdrießlichsten machte, war, daß ich keine Lehne für meinen Rücken hatte, so daß ich immerfort steif dasitzen mußte, wie vor funfzig Jahren ein deutsches Mädchen unter der Zucht einer französischen Gouvernante. Das Bischen, was mir von guter Laune noch übrig blieb, schenkte ich einer jungen Engländerin, die neben mir saß. Blaue Augen, blondes Haar, ein Gesicht von Rosenblättern, und was sie in meinen Augen am meisten verschönte, ein Hut mit einem flachen italienischen Dache. Sie mochte wohl eine große Musikfreundin seyn, denn sie hatte sich aus ihrem eigenen Körper ein schönes Häuschen gebaut, um daraus ungestört zuzuhören.

Die Füße hatte sie auf die Bank vor ihr hoch aufgestellt, und die Knie an sich gezogen. Die Brust vorgebeugt, verbarg sie den rechten Ellenbogen in den Schooß und ließ den Kopf auf den zusammengeknickten Arm sinken. Die schöne Dame so gerundet, hatte keinen Anfang und kein Ende. Sie verstand gewiß etwas von Mathematik, und wußte, daß die Kugelform unter allen möglichen Gestalten mit der flachen Welt am wenigsten in Berührung kommt. Ihre Schwester vor ihr hatte den Hut abgelegt, und saß ganz vorn in der Loge, allen Blicken ausgesetzt, in purem Nachthäubchen da. Ich machte so meine Betrachtungen, woher es komme, daß nur allein die Engländer und Engländerinnen ihre Sitten und Kleider mit in das Ausland bringen, und sich nicht geniren? Gewiß war im ganzen Saale keine Dame, die in einer so häuslichen Stellung da saß, wie meine schöne Nachbarin, und keine, die es gewagt, sich in einem Nachthäubchen zu zeigen, wie deren Schwester. Aber trotz meiner Philosophie und Verdrießlichkeit merkte ich doch zuweilen, daß man da unten schöne Musik machte. Die Symphonie Eroica von Beethoven (ich fand die Musik mehr leidend als heroisch), eine Arie aus dem Freischütz (mein deutsches Herz ging mir dabei auf, wie eine trockene Semmel in Milch). Sextett von Beethoven. Chor aus Webers Euryanthe. Ein Musikstück für Blas-Instrumente. Trio aus Rossini's Wilhelm Tell. Clavier-Solo, gespielt und componirt von Kalkbrenner. Ouverture aus Oberon. Aber diese Stadt der Sünden, Paris — der liebe Gott muß sie doch lieb haben: was er nur Schönes hat, was Gutes, Alles schenkt er ihr. Die schönsten Gemälde, die besten Sänger, die vortrefflichsten Componisten. Dieses eine Conzert — was hörte man da nicht Alles zugleich! Das beste Orchester der Welt. Die Aufführung der Symphonie so vollendet, daß, wie mir H*** sagt, man dieses gar nicht merke. Ich erkläre mir das in dem Sinne: um einzusehen, wie vollkommen etwas sey, muß daran noch etwas mangeln. Ist die Vollkommenheit ganz erreicht, verliert man den Standpunkt der Vergleichung. In einem Conzerte hörten wir: Kalkbrenner, den ersten Clavierspieler; Baillot, den ersten Violinspieler; Tülon, den ersten Flötenspieler; Voigt, den ersten Hautboisten; und Nourrit, den besten französischen Sänger. Das ganze Orchester erschien in der Nationalgarde-Uniform. Baillot ist Offizier, Nourrit auch. Der eine geigte, der Andere sang mit Epaulettes. Ich wollte, hannoverische Offiziere von den Siegern von Göttingen wären in meiner Loge gewesen, und hätten nicht gewußt, daß ich deutsch verstehe.

— Also Israel in Frankfurt hat wieder einen guten Tag gehabt, ihr Lebenspuls hat sich wieder einmal gehoben? Israel jammert mich manchmal, seine Lage ist gar zu betrübt. Kurse oben, Kurse unten, wie der tolle

Wind das Rad schwingt — es sind die Qualen des Ixion. Aber ist es nicht furchtbar lächerlich, daß die niedrigste und gemeinste aller Leidenschaften so viele Aehnlichkeit hat mit der erhabensten und edelsten, die Gewinnsucht mit der Liebe? Ja wohl, Gott hat das Volk verflucht und darum hat er es reich gemacht. Aber von den ekelhaften Geschichten mit den jüdischen Heirathserlaubnissen und jüdischen Handwerksgesellen erzählen Sie mir nichts mehr. Ich will nichts davon hören, ich will nichts damit zu thun haben. Wenn ich kämpfen soll, sey es mit Löwen und Tigern, aber vor Kröten habe ich einen Abscheu, der mich lähmt. Es hilft auch nichts. Man muß den Sumpf ausrotten, dann stirbt das Schlammgezücht von selbst weg. Unsere Frankfurter Herren, finde ich, haben ganz recht. Sie denken, Gott ist doch nun einmal im höchsten Zorne, ob wir ihn ein Bischen mehr, ein Bischen weniger ärgern, das kann nichts verschlimmern. Den Juden in Frankfurt ist jetzt am wenigsten zu helfen, wenn sie klagen bei den großen Herren der Bundesversammlung, oder bei den kleinen im Senate, weiß ich, was man ihnen sagt — es ist als wäre ich gegenwärtig. Oeffentlich wird man sie barsch abweisen, unter vier Augen aber wird man den Diplomaten, den Pfiffigen unter den Juden sagen: „Lieben Leute, jetzt ist gar nicht die Zeit an diese Sache zu rühren. In Deutschland ist ohnedies Alles in Bewegung, das Volk ist aufgeregt, die allgemeine Stimmung gegen euch, so daß, wenn wir euch jetzt Freiheiten bewilligten, dieses üble Folgen hätte, für die allgemeine Ruhe, und für euch selbst.“ Und unser jüdischer Adel wird das sehr gut verstehen, und beifällig mit den Augen blinzeln, und beim Heruntergehen dem jüdischen Pöbel vor der Thüre zurufen: Packt euch zum Teufel, ihr seyd dumm und unverschämt! . . . Von einem jüdischen Comité und dessen Schreibereien erwarte ich nichts. Es sind eben Deutsche, wie die Andern auch. Sie sind in einem unseligen Wahne befangen. Ihre Ehrlichkeit richtet sie zu Grunde. Sie meinen immer noch, es käme darauf an, Recht zu haben, zu zeigen, daß man es hat. Jetzt sprechen sie für die Freiheit wie ein Advokat für einen Besitz. Als käme es hier noch auf Gründe an, als wäre seit einem halben Jahrhunderte nicht Alles ausgeschöpft worden, was man für Freiheit, für Menschenrechte, für Bürgerrechte der Juden sagen kann. Das Alles weiß der Tyrann so gut als der Sklave selbst. Gewalt wie Freiheit kommt aus dem Herzen. Der Räuber, der uns unser Gut nimmt, täuscht sich nicht, er weiß, was er thut. Nicht an den Verstand, an das Herz muß man sich wenden, an das der Gegner wie an das der Gleichgesinnten. Die Herzen muß man rühren, die unbeweglichen durchbohren. Das Wort muß ein Schwert seyn; mit Dolchen, mit Spott, Haß, Verachtung muß man die Tyrannei verfolgen, ihr nicht mit schweren

Gründen nachhinken. Das verstehen aber unsere deutschen liberalen Schriftsteller nicht, und noch heute so wenig, als vor dem Juli. Ich sehe es ja. Unter den Bücheru, die Sie mir geschickt, ist auch eine Broschüre über die hessischen Juden, und eine über die deutsche Preßfreiheit. Gelesen habe ich sie noch nicht, aber einen Blick auf die erste Seite geworfen. Ich hatte genug; es ist ganz die alte Art. Der Hanauer Jude hat das Motto von Schiller: Der Mensch ist frei geschaffen, ist frei—und so weiter die Litanei. Dann fängt er an: „Die höchste Glücksstufe, die nach menschlichen Begriffen einem Staate unerreichbar ist, hat Kurhessen rühmlich betreten. In allen ihren Theilen hat man den aufgeklärten und freisinnigen Ideen der Gegenwart gehuldigt." Der Jude soll Mazze backen aus diesem ungesäuerten Teige; Brod wird nie daraus. Der christliche Ritter der Preßfreiheit, Professor Welker, schrieb Folgendes auf die Titelfahne seines Buches: „Die vollkommene und ganze Preßfreiheit nach ihrer sittlichen, rechtlichen und politischen Nothwendigkeit, nach ihrer Uebereinstimmung mit deutschem Fürstenwort und nach ihrer völligen Zeitgemäßheit dargestellt, in ehrerbietigster Petition an die hohe deutsche Bundesversammlung." .... Die Herren von der deutschen Bundesversammlung werden den ehrerbietigen Professor auslachen. Wenn ich über die Preßfreiheit schriebe, würde ich anfangen: „Die Preßfreiheit, oder der Teufel holt euch Alle miteinander, Volk, Fürsten und deutsches Land!" Ich meine, das müsse einen ganz andern Effekt machen. Je mehr Gründe, je mehr Füße; je mehr Füße, je langsamer der Gang; das sieht man an den Insekten.

Mein Tagebuch aus Soden habe ich, seit ich es geschrieben, nicht mehr gelesen. War es gut, so ist es noch gut; das hat keine Noth. Aelter ist darüber wohl manches in Deutschland geworden, aber alt nichts. Es blühen alle Veilchen, vor wie nach.

Sie können sich wohl denken, daß ich den Unfug, den die Studenten in der Sorbonne sich gegen den Minister Barthe zu Schulden kommen ließen, nicht billigen werde. Die Studenten selbst haben sich gegen dieses tadelnswürdige Betragen, das nur auf Einige unter ihnen fiel, laut geäußert. Die Studenten hier sind gar nicht wie unsere deutschen, fantastisch ungezogen, dem Bürgerleben und seinen Regeln fremd, alle Convenienz verspottend; und in wenigen Jahren, alle Kraft, alles Feuer der Jugend vertrinkend und vertobend, um gleich nach der Universität die abgelebtesten zahmsten Philister zu werden. Sie sind vielmehr die stillsten und bescheidensten jungen Leute, die sich von der Jugend der andern Stände nur durch die Einfachheit ihres Aeußeren auszeichnen. Man sollte sie oft für deutsche Handwerksbursche halten. Was sie in Bewegung setzt, ist etwas sehr Edles, mag immerhin *die Bewegung einmal* im Gange unregelmäßig werden.

Mittwoch, den 2. Februar.

Gestern kam in der Pairskammer das Gesetz über die Besoldung der jüdischen Geistlichen vor. Es wurde zwar angenommen, fand aber doch viele Gegner. Der Admiral Verhuell hielt eine Rede gegen die Juden. Das Volk Gottes hat doch Feinde zu Wasser und zu Lande. Der Admiral sagte: ich habe die Juden in allen vier Theilen der Welt kennen gelernt; sie taugen überall nichts; überall denken sie nur an Geldverdienen.— Schändliche Verläumdung! Gerade das Gegentheil. Die meisten Juden streben nach nichts, als Geld zu verlieren, und darum kaufen sie österreichische Staatspapiere.

Aber ist die Begeisterung der Polen nicht höchst erhaben, höchst rührend? Gab es je etwas Großes, das zugleich so schön war? Unter den rauhen Blättern der Geschichte ist es ein Blatt auf Velinpapier geschrieben .... Die Polen haben jetzt alle nur ein Geschlecht, nur ein Alter. Weiber, Kinder, Greise, Alles rüstet sich; viele gaben ihr ganzes Vermögen hin, und nannten sich nich', und gaben keine Spur, auf der man ihre Namen entdecken konnte. Einen silbernen Löffel im Hause zu haben, ist eine Schmach, man gebraucht nur hölzerne. Die Frauen liefern ihre Trauringe in die Münze und erhalten dafür kleine silberne Medaillen, mit der Schrift: la patrie en échange. Ist das nicht schön? im Polnischen lautet das wahrscheinlich noch schöner. Aber ach! das ernste Schicksal liebt die Kunst nicht. Die Polen können untergehen trotz ihrer schönen Begeisterung. Aber geschieht es, wird so edles Blut vergossen, dann wird es den Boden der Freiheit auf ein Jahrhundert befeuchten und es tausendfältige Früchte tragen. Die Tyrannen werden nichts gewinnen, als einen Fluch mehr. Wer jetzt einen Gott hat, der bete, und wer beten kann, der bete nur für die Polen. Die sind oben in Norden und die Freiheit, wie jede Bewegung, kommt leichter herab, als sie hinauf steigt.

Zwei und dreißigster Brief.

Paris, Donnerstag den 3. Februar 1831.

Ich bin jetzt mit den Briefen eines Verstorbenen zu Ende, und ich will Ihnen mittheilen, was ich mir darüber gemerkt. Ich könnte mir die Mühe des Abschreibens ersparen und Ihnen das Blatt selbst schicken. Aber es ist mit Bleistift geschrieben, und ich bin klüger als der Kaiser von Rußland, Preußens Mephistopheles, der seine hohen Meinungen mit Bleistift niederschreibt und dabei ruhig ist — ich denke: der liebe Gott kann das mit dem leisesten Hauche wieder auslöschen. Ich halte mich an Tinte, die

ist fest. Aber wie konnten Sie nur glauben, die todten Briefe wären vom lebendigen Heine? Kein Athemzug von ihm darin. Es ist eine gewöhnliche Reisebeschreibung — ich sage aber nicht: die Beschreibung einer gewöhnlichen Reise. Der Verfasser hat mehr gesehen als Andere, also auch mehr beobachtet. Als vornehmer Herr wurde er von den hohen und höchsten Ständen freundlich angezogen, und da er oft incognito reis'te, (er führte sogar wie ein Gauner doppelte Pässe mit falschen Namen) und ein deutscher Edelmann, wenn er seinen Adel ablegt, bescheiden glaubt, es bliebe dann nichts mehr von ihm übrig, drängte er sich mit der Zuversicht eines Unsichtbaren auch in die niedrigsten Stände. Dadurch mußte das Buch gewinnen. Solche Vortheile hat ein deutscher bürgerlicher Reisender nie. Der Verfasser hat empfänglichen, aber keinen erzeugenden Sinn. Sein Stoff ist reich, aber seine Bearbeitung sehr arm, und von dichterischer Kunst keine Spur. Er schreibt leicht, sehr leicht. Das ist manchmal recht angenehm, doch darf es nicht den ganzen Tag dauern. In häuslichem Kreise, zu häuslichem Gespräche ist das gut; wenn aber die Gedanken unter die Leute gehen, müssen sie sich mit Würde und Anstand kleiden. Wer in Deutschland mit so leichtem Fuhrwerke fährt, läßt vermuthen, daß er nicht schwer geladen. Ein guter deutscher Schriftsteller schreibt, daß der Styl unter ihm bricht und daß er mitten im Wege liegen bleibt. Der Verfasser gebraucht französische Redensarten, da, wo es weder nöthig noch schön ist. Er sagt: aventure — Je dévore déja un oeuf — adieu — Sur ce n'ayant plus rien à dire. — Kaum ein Brief, den er nicht mit einem französischen Satze anfinge oder endigte; das ist sein Morgengebet, sein Abendsegen, sein Amen. Doch verzeihen wir ihm das; das Französische ist sein adeliges Wappen, womit er die Briefe versiegelt. Auch daß die Briefe oft zu lang, die Berichte oft zu umständlich sind, wollen wir ihm nicht zu hoch anrechnen. Wir bürgerlichen Reisebeschreiber würden auch oft längere Briefe an unsere Freundinnen schreiben, wenn das Porto nicht zu hoch käme. Aber der verstorbene Edelmann hatte unsern Gesandten in London, der die dicksten Paquete portofrei an seine Julie besorgte. Wir bürgerlichen Reisenden haben es so gut nicht, wir bekommen in der Fremde von unserer Gesandtschaft nichts zu sehen, als beim Päßevisiren den Rücken eines Sekretärs, der uns über seine Schultern weg, ohne uns anzusehen, den Paß zureicht. Den Herrn Gesandten selbst bekommen wir nie zu sprechen, er bekümmert sich nicht um uns, wir müßten denn Spione seyn. Dieser Stand, wie der Spieler, adelt in Deutschland. Gerecht zu seyn, muß ich sagen, die Briefe haben viel Gutes und haben mir Vergnügen gemacht. Nur habe ich nicht darin gefunden, was ich erwartet. Von einem Manne

von Stande, dem ſeine Geburt die groben Erfahrungen des Lebens erſpart, hätte ich ſeine erwartet, ſeine Bemerkungen über Welt und Zeit. Aber nichts habe ich ihm abgelernt, als eine feine Wendung, die ich in der Folge einmal benutzen werde. Wenn Sie einmal alt werden und klagen dann über Welt und Zeit, und knurren, daß es nicht auszuhalten, würde ich bürgerlicher Tölpel Ihnen dann wahrſcheinlich ſagen (bis dahin, hoffe ich, duzen wir uns): Liebe Freundin! Du ſiehſt Alles mit trüben Augen an; denn Du biſt alt! Aber von unſerem verſtorbenen Edelmann habe ich gelernt, wie man eine ſolche Grobheit zarter ausdrückt. Er ſchreibt ſeiner Julie, die in ihrem Briefe knurrt: Deine älter werdende Anſicht iſt ſchuld an Deiner Grämlichkeit. Das iſt Alles. Von den Briefen eines Verſtorbenen erwartet man, Dinge aus einer andern Welt zu erfahren; zu hören, was kein Lebender zu ſagen wagt. Nichts von dem. Daß dieſe Briefe ſolches Aufſehen machen konnten, daß ich ſogar hier in Paris davon ſprechen hörte, und ſie in Deutſchland, wie Ihnen der Buchhändlerjunge ſagte, „raſend abgehen," verdanken ſie wahrſcheinlich nicht dem Guten, ſondern dem Schlechten, das ſie enthalten. Es ſind den adligen Briefen einige Satyren eingeſchaltet, aber von der gemeinſten bürgerlichen Art. Da iſt erſtens eine gegen deutſche Titelſucht, gegen Rang- und Beamtenſtolz. Nun kann zwar eine geſchickte Hand von ſolchem ausgedroſchenen Stroh artige Sachen flechten, Hüte, Körbe und andere Spielereien; aber in den todten Briefen iſt es rohes Lagerſtroh geblieben, es gerade in den Stall zu werfen; und nicht aus Liebe zur Gleichheit eifert der hohe Herr gegen den lächerlichen Dienerſtolz der Deutſchen, ſondern aus adligem Hochmuthe. Er will, daß nicht Amt oder Titel, ſondern Geburt allein den Rang in der bürgerlichen Geſellſchaft beſtimme. Dann kommt eine Satyre gegen die Berliner Myſtiker, die wahrlich eine beſſere verdient hätten. Da wird das ganze Alphabet durchgeklatſcht und hundert Anekdötchen erzählt. Braucht es mehr in dem preßzahmen Berlin, um Aufmerkſamkeit zu erwecken? Und den Verſtorbenen trieb die Preßfreiheit noch weiter — er ſagt es gerade heraus: Der Graf Brühl in Berlin, der General-Direktor der Schauſpiele, zu ſeiner Zeit der zweite Mann im preußiſchen Staate — koſtümire auf dem Theater die Tempelritter ganz falſch, wie er ſich aus dem Grabſteine eines Templers, den er in Irland geſehen, vollkommen überzeugt habe! Der Verfaſſer ſoll ein Fürſt ſeyn; das iſt ſchön. Da unſere bürgerlichen Schriftſteller nun einmal keine Leute von Welt werden wollen, ſo bleibt, dieſen näher zu kommen, nichts übrig, als daß die Leute von Welt Schriftſteller werden. Er ſoll kein Geld haben; noch ſchöner, er ſey uns herzlich willkommen. Das iſt der wahre Stempel des Genies. Einem guten

deutschen Schriftsteller ist nichts nöthiger als die Noth. Der Fürst mag zwar keinen Ueberfluß an Mangel haben, wie Fallstaff sagt, sondern nur Mangel an Ueberfluß. Aber nur immer herein. Ist er kein armer Teufel, kann er es doch noch werden. Doch müssen wir ihm, wie allen adligen Schriftstellern, sehr auf die Finger sehen. Nicht damit sie nichts mitnehmen, was nicht ihnen gehört (was wäre bei uns zu holen?) sondern, daß sie nichts da lassen, was nicht uns gehört — keinen Hochmuth, keinen Adelstolz. Der blickt, der dringt aber nicht selten in den Briefen eines Verstorbenen durch. Ruft er doch einmal, als er im Gebirge zwei Adler über seinem Haupte schweben sah, aus: „Willkommen meine treuen Wappenvögel!" Hinaus mit ihm! Was Wappenvögel! Will er etwas Besonderes haben? Ein deutscher Schriftsteller hat kein anderes Wappen, als einen leeren Beutel im blauen Felde. Wappenvögel! Hinaus mit ihm aus dem Meß-Catalog! Der Hochmuth soll Manuscript bleiben, nicht gedruckt werden. Wenn er oben auf dem Snowdon, dem höchsten Berge Englands, Champagner trinkt auf die Gesundheit seiner Julie, und den Namen der Freundin durch Sturm und Dunkel ruft — dann sind wir dem Fürsten gut. Wein, Liebe und Adler sind auch für uns; aber die Wappen sind gegen uns. Seyd vorsichtig, laßt unsern Zorn schlafen! Nur zu bald erwacht er euch!

Samstag, den 5. Februar.

Einige von den Hauptbrandstiftern in Göttingen (spreche ich nicht, als hätte ich 10,000 Thaler Gehalt, und wäre der wirkliche geheime Staatsrath von Börne?) haben sich nach Straßburg gerettet und in dortigen Zeitungen Proklamationen bekannt gemacht, die aber gar nicht schön und würdevoll sind. So renommistisch-philiströs, so rauh und holprig! Es dauert Einen herzlich. Sie lachen und spotten wie Sklaven, die glücklich der Zuchtpeitsche entlaufen sind. „In Nürnberg henkt man keinen bis man ihn hat"—sagen sie unter Anderm. Wenn der Blitz, der Andere traf, unschädlich zu unsern Füßen niederschlug, dann mögen wir Gott danken, aber nicht den Blitz verhöhnen. Diese jungen Deutschen sind die Luft der Freiheit nicht gewohnt; sie haben schnell getrunken und sie ist ihnen in den Kopf gestiegen. Wie ganz anders hätten junge Franzosen in solchen Fällen gesprochen.

Der Herzog von Nemours ist jetzt wirklich zum König von Belgien gewählt. Jetzt kocht's und wirft Blasen wie Welt-Halbkugeln groß. Sie werden erfahren, wie bald es überläuft.

Der junge ***, von dem ich Ihnen schon einmal geschrieben, trat gleich, als er herkam, aus jugendlichem Muthwillen in die Nationalgarde, und zwar unter die Cavallerie. Vor einigen Tagen, als er den ersten Dienst

hatte, bekam er die Wache im Palais-Royal. Gerade den Abend war Ball beim Könige, und die Wache wurde, wie gewöhnlich in solchen Fällen, dazu eingeladen. *** war also auch da, und tanzte, Gott weiß, mit welchen Prinzessinnen und Herzoginnen. Was hundert Stunden Wegs für Unterschied machen. Denken Sie nur, wie lange es noch dauern wird, bis in Berlin, Wien oder München ein bürgerliches Judenbübchen in gemeiner Reitertracht auf einem Hofballe tanzen wird! Gott ist wie Shakespeare: Spaß und Ernst läßt er aufeinander folgen.

Die zehn Stämme in Frankfurt werden wieder einen Bußtag gehabt haben. Seit gestern sind die Renten um 4 pCt. gefallen. Man spricht mehr als je vom Kriege, sogar mit England wegen Belgien. Narren, die je daran gezweifelt; oder Heuchler, die daran zu zweifeln sich angestellt! — Für die Polen wollen wir beten. Sie können in Frankfurt gar nichts, und ich hier nichts anders für sie thun, als meine 20 Franken steuern, die das Conzert, das nächstens gegeben wird, kostet. Außer den ersten Künstlern und Künstlerinnen werden sich auch Liebhaberinnen von hohem Stande hören lassen. Die Pariser wissen sich aus Allem Vergnügen zu bereiten, selbst aus dem Ungeheuersten.

Drei und dreißigster Brief.

Paris, den 11. Februar 1831.

Es gibt bestimmt Krieg. Ich habe zwar keinen Tag daran gezweifelt, seit ich in Paris bin; hier aber wollten Viele nicht daran glauben. Doch jetzt hat sich die Meinung geändert, jedermann sieht den Krieg als unvermeidlich an. Zwar hat man in Preußen Heine's Schriften verboten; aber die besten Politiker in Frankreich und England zweifeln, daß diese Maaßregel hinreichen werde, die Welt in ihrem Laufe aufzuhalten .... Freuen wir uns; den Polen ist wieder eine Hülfe von oben gekommen. Man hat hier ziemlich sichere Nachrichten, daß in einigen russischen Provinzen ein Aufruhr ausgebrochen. Auch in mehreren Orten Italiens ist das Volk aufgestanden. Die armen Deutschen! die werden neue Ohrfeigen bekommen, weil das Volk in Finnland und Bologna wieder unartig gewesen.

— Ich habe Heine's vierten Band in einem Abende mit der freudigsten Ungeduld durchgelesen. Meine Augen, die Windspiele meines Geistes, liefen weit voraus und waren schon am Ende des Buches, als ihr langsamer Herr erst in der Mitte war. Das ist der wahre Dichter, der Günstling der Natur, der Alles kennt, was seine Gebieterin dem Tage Häßliches, was sie ihm Schönes verbirgt. Auch ist Heine, als Dichter, ein gründlicher

Geschichtsforscher. Doch verstecken Sie meinen Brief in den dunkelsten Schrank; denn läse ein historischer Professor, was ich so eben geschrieben, er ließe mich todt schlagen, auf seiner eigenen oder einer andern Universität — ob zwar die deutschen Heeren keine Freunde vom Todtschlagen sind, weder vom aktiven noch vom passiven, wie man neulich in Göttingen gesehen. Diesmal hat der Stoff Heine ernster gemacht, als er sonst den Stoff, und wenn er auch noch immer mit seinen Waffen spielt, so weiß er doch auch mit Blumen zu fechten. Das Buch hat mich gelabt wie das Murmeln einer Quelle in der Wüste, es hat mich entzückt wie eine Menschenstimme von oben, wie ein Lichtstrahl den lebendig Begrabenen entzückt. Das Grab ist nicht dunkler, die Wüste ist nicht dürrer als Deutschland. Was ein seelenloser Wald, was ein todter Felsen vermag: uns das eigene Wort zurückzurufen — nicht einmal dazu kann das blöde Volk dienen. Kann man es besser schildern, als mit den Worten: „Der Engländer liebt die Freiheit wie seine Frau; der Franzose wie seine Braut; und der Deutsche wie seine alte Großmutter!“ Und: „wenn zwölf Deutsche beisammen stehen, bilden sie ein Dutzend, und greift sie einer an, rufen sie die Polizei!“ Ich sprach so allein in dieser Zeit und Heine hat mir geantwortet. Alles ist schön, Alles herrlich, das aus Italien wie das aus England. Was er gegen den Berliner Knechtphilosophen (Hegel) und gegen den geschmeidigen Kammerdiener-Historiker (Raumer) sagt, die ein seidenes Bändchen fester an die Lüge knüpft, als das ewige Recht an die Wahrheit, das allein könnte einem Buche schon Werth geben. Und hat man je etwas Treffenderes von den Monopolisten des Christenthums gesagt: wie die Erbfeinde der Wahrheit, Christus, den reinsten Freiheitshelden, herabzuwürdigen wußten, und als sie nicht läugnen konnten, daß er der größte Mensch sey, aus ihm den kleinsten Gott gemacht? — Wenn Heine sagt: Ach! man sollte eigentlich gegen Niemanden in dieser Welt schreiben — so gefällt mir zwar diese schöne Bewegung, ich möchte ihr aber nicht folgen. Es ist noch Großmuth genug, wenn man sich begnügt, gegen Menschen zu schreiben, die uns peinigen, berauben und morden. Was mich aber eine Welt weit von Heine trennt, ist seine Vergötterung Napoleons. Zwar verzeihe ich dem Dichter die Bewunderung für Napoleon, der selbst ein Gedicht; aber nie verzeihe ich dem Philosophen Liebe für ihn, den Wirklichen. Den lieben! Lieber liebte ich unsere Nürnberger Wachtparaden-Fürsten, öffnete ihnen mein Herz, und ließ sie Alle auf einmal eintreten, als diesen einen Napoleon. Die Andern können mir doch nur die Freiheit nehmen, diesem aber kann ich sie geben. Einen Helden lieben, der nichts liebt als sich; einen herzlosen Schachspieler, der uns wie Holz gebraucht, und uns wegwirft, wenn er

die Partie gewonnen. Daß doch die wahnsinnigen Menschen immer am meisten liebten, was sie am meisten hätten verabscheuen sollen! So oft Gott die übermüthigen Menschen recht klein machen wollte, hat er ihnen große Menschen geschickt.— — So oft ich etwas von Heine lese, beseelt mich die Schadenfreude: wie wird das wieder unter die Philister fahren, wie werden sie aufschreien, als lief ihnen eine Maus über ihr Schlafgesicht! Und da muß ich mich erst besinnen, um mich zu schämen. Die! sie sind im Stande und freuen sich über das Buch und loben es gar. Was sind das für Menschen, die man weder begeistern noch ärgern kann!

— Habt Ihr denn in Frankfurt auch solches Wetter von Zucker, Milch und Rosen, wie wir hier seit einigen Tagen? Es ist nicht möglich. Ihr habt trübe deutsche Bundestage, manchmal einen kühlen blauen Himmel von finstern Wolken halb wegcensirt — und das ist Alles. Aber wir Götter in Paris — es ist nicht zu beschreiben. Es ist ein Himmel wie im Himmel. Die Luft küßt alle Menschen, die alten Leute knöpfen ihre Röcke auf und lächeln; die kleinen Kinder sind ganz leicht bekleidet, und die Stutzer und die Stutzerinnen, die der Frühling überrascht, stehen ganz verlegen da, als hätte man sie nackt gefunden, und wissen in der Angst gar nicht, womit sie sich bedecken sollen. Gestern, im Jardin des Plantes, wimmelte es von Menschen, als wären sie wie Käfer aus der Erde hervorgekrochen, von den Bäumen herabgefallen. Kein Stuhl, keine Bank war unbesetzt; tausend Schulkinder jubelten wie die Lerchen, der Elephant bekam einen ganzen Bäckerladen in den Rüssel gesteckt, und die Löwen und die Tiger und Bären waren vor den vielen Damen herum nicht zu sehen. Man konnte kaum hinein kommen vor vielen Kutschen am Gitter. So auch heute in den Tuilerien. Man sucht nicht die Sonne, man sucht den Schatten. Es ist ein einziger Platz, oben auf der Terrasse, wo man auf den Platz Louis XVI. hinabsieht! Und da unter einem Baume zu sitzen, diese Luft zu trinken, die wie warme Limonade schmeckt, und dabei in der Zeitung zu lesen, daß die Russen ihre Ketten schütteln und die heißen Italiener ihre Jacken ausziehen — nicht eine Einladung bei Seiner Excellenz dem Herrn Münch-Bellinghausen vertauschte ich damit!

— Die neuesten und die wichtigsten politischen Neuigkeiten erfahre ich durch Conrad, der sie vom Restaurateur, wo er mir zuweilen das Essen holt, mitbringt. Dort scheinen lauter politische Köche zu seyn. Seitdem Conrad das Haus besucht, ist er so vertraut wie Metternich mit den europäischen Angelegenheiten; ja ich glaube, er weiß viel mehr. Da er heute eine Suppe holte, sagte ihm ein Koch oder Kellner: er würde bald zu ihm kommen und eine deutsche Suppe mit ihm essen. Daran denkt Metternich

gewiß nicht. Welch' ein Unterschied aber zwischen Frankfurt und Paris! Vorigen Winter schickte ich den Conrad Monate lang täglich in den russischen Hof, mein Essen zu holen, und nie brachte er mir aus der Küche eine europäische Begebenheit mit nach Hause, außer einmal die Neuigkeit, daß die Wirthin mit Zwillingen niedergekommen. In meiner Restauration hier gehen acht Kellner oder Köche freiwillig unter die Soldaten, wie sie dem Conrad erzählt.

— Die Sammlungen für die Polen sind jetzt in vollem Gange, Conzerte, Bälle, Theater, Essen zu ihrem Besten; es nimmt kein Ende. Eine berühmte Harfenspielerin aus Brüssel, eine Dilettantin, machte blos die Reise hierher, um im Conzert, das morgen über acht Tage für die Polen gegeben wird, mitzuspielen. Der alte Lafayette leitet das Alles. Das ist doch gewiß der glücklichste Mensch in der ganzen Weltgeschichte. Ihm ging die Sonne heiter auf, sie geht ihm heiter unter, und bei jedem Sturme in der Mitte seines Lebens fand er ein Obdach unter seinem Glauben. Für die Polen fürchte ich jetzt nichts mehr, als sie selbst. Ich kann nicht wissen, wie es im Lande aussieht. Mächtig dort ist nur der Adel allein, der Bürgerstand ist noch schwach. Wenn nun dem Adel mehr daran gelegen wäre, Polens Unabhängigkeit als Polens Freiheit zu erlangen! Ich las schon einigemal in den Blättern, man habe die polnische Krone dem Erzherzog Carl angeboten, und Oesterreich wolle sie annehmen und hundert tausend Mann gegen die Russen schicken. Es wäre entsetzlich. Oesterreich zum Vormunde einer jungen Freiheit! Ich kann nicht einmal lachen darüber! Mich beruhigt nur Metternichs Pedanterie und kindische Furcht; er fürchtet selbst die Maske der Freiheit auf seinem eigenen Gesichte. Auch in Belgien war der Erzherzog Carl der dritte Thron-Candidat, und hatte nach dem Herzog von Leuchtenberg die meisten Stimmen! Mit Zittern habe ich da gesehen, welch' einen mächtigen Einfluß noch Oesterreich hat.

Vier und dreißigster Brief.

Paris, Montag den 14. Februar 1831.

Italien! Italien! Hören Sie dort meinen Jubel? Daß ich eine Posaune hätte, die bis zu Ihren Ohren reichte! Ja, der Frühling bezahlt hundert Winter. Die Freiheit, eine Nachtigall mit Riesentönen, schmettert die tiefsten Schläfer auf. In meinem engen Herzen, so heiß es ist, waren Wünsche so hoch gelegen, daß ewiger Schnee sie bedeckte, und ich dachte: niemals thaut das auf. Und jetzt schmelzen sie und kommen als Hoffnungen *herab*. Wie kann man heute nur an etwas anderes denken, als für oder

gegen die Freiheit zu kämpfen? Auch ein Tyrann seyn ist noch groß, wenn man die Menschheit nicht lieben kann. Aber gleichgültig seyn! Jetzt wollen wir sehen, wie stark die Freiheit ist, jetzt, da sie sich an das mächtige Oesterreich gewagt. Spanien, Portugal, Rußland, das ist Alles nichts; der Freiheit gefährlich ist nur Oesterreich allein. Die Andern haben den Völkern nur die Freiheit geraubt; Oesterreich aber hat gemacht, daß sie der Freiheit unwürdig geworden. Wie das Herz der Welt überhaupt, so hat auch jedes Herz, auch des besten Menschen, einen Fleck, der ist gut österreichisch gesinnt — es ist das böse Prinzip. Diesen schwarzen Fleck in der Welt wie im Menschen, weiß Oesterreich zu treffen, und darum gelingt ihm so Vieles. Jetzt wollen wir sehen, ob ihm Gott eine Arche gebaut, die es allein rettet in dieser allgemeinen Sündfluth. Aber wie wird uns seyn, wenn Spanien und Portugal, Italien und Polen frei seyn werden und wir noch im Kerker schmachten? Wie wird uns seyn, wenn im Lande Loyola's und des Papstes die Preßfreiheit grünt, diese Wurzel und Blüthe aller Freiheit, und dem Volke Luthers wird noch die Hand geführt, wie dem Schulbübchen vom Schreibmeister? Wo verbergen wir unsere Schande? Die Vögel werden uns auspfeifen, die Hunde werden uns anbellen, die Fische im Wasser werden Stimme bekommen, uns zu verspotten. Ach, Luther! — wie unglücklich hat der uns gemacht! Er nahm uns das Herz und gab uns Logik; er nahm uns den Glauben und gab uns das Wissen: er lehrte uns rechnen und nahm uns den Müth, der nicht zählt. Er hat uns die Freiheit, dreihundert Jahre ehe sie fällig war, ausbezahlt und der spitzbübische Disconto verzehrte fast das ganze Kapital. Und das Wenige, was er uns gab, zahlte er wie ein ächter baarloser deutscher Buchhändler in Büchern aus, und wenn wir jetzt, wo jedes Volk bezahlt wird, fragen — wo ist unsere Freiheit? antwortet man: Ihr habt sie schon lange — da ist die Bibel. Es ist zu traurig! Keine Hoffnung, daß Deutschland frei werde, ehe man seine besten lebenden Philosophen, Theologen und Historiker aufknüpft, und die Schriften der Verstorbenen verbrennt .... Als ich gestern die italienischen Nachrichten las, ward ich so bewegt, daß ich mich eilte, in die Antiken-Gallerie zu kommen, wo ich noch immer Ruhe fand. Ich flehte dort die Götter an, Jupiter, Mars und Apollo, den alten Tiber und selbst die rothe böse Wölfin, Roms Amme, und Venus die Gebärerin, Roms Mutter, und Diana und Minerva, daß sie nach Italien eilen und ihr altes Vaterland befreien. Aber die Götter rührten sich nicht. Da nahete ich mich den Grazien, hob meine Hände empor und sprach: Und sind alle Götter stumpf geworden, rührt sie das Schöne, bewegt sie das Misgestaltete nicht mehr — Ihr holden Grazien müßt Oesterreich hassen, denn unter

allen Göttern haſſet es am meiſten euch! Schwebt nach Italien hinunter, lächelt der Freiheit, und zaubert die deutſchen Brummbären über die Berge hinüber! Und wahrlich ſie lächelten mir. . . . Die glücklichen Griechen! Noch im Marmorſarge ſind ihre Freuden ſchöner, als unſere, die im Sonnenlichte athmen! Der Himmel war ihnen näher, die Erde war ihnen heller, ſie wußten den Staub zu vergolden! Statt wie wir jammervollen Chriſten, Leidenſchaften als empörte Sklaven zu züchtigen, gaben ſie ſie frei, feſſelten ſie durch Liebe, und beherrſchten ſie ſicherer, als wir die unſern in den ſchweren Ketten der Tugend. Dieſer Bacchus — er iſt Meiſter des Weins, nicht ſein Sklave, wie ein betrunkener Chriſt; es iſt Tugend ſo zu trinken. Dieſer Achill — er iſt gar nicht blutdürſtig, er iſt edel, ſanft, es ſcheint ihm ein Liebeswerk ſeine Feinde zu tödten. Dieſer Herkules — er iſt kein plumper Ritter; ihm iſt der Geiſt zu Fleiſch geworden, und ſein Arm ſchlägt mit Macht, weil ihm das Herz mächtig ſchlägt. So zu lieben wie dieſe Venus — es iſt keine Sünde, wie die fromme Nonne glaubt. Dieſer lächelnde Faun — er übt keine Gewalt, er gibt nur einen Vorwand und ſchützt die Unſchuld, indem er ſie bekämpft. . . . Wenn es nur die Grazien nicht vergeſſen haben, daß um vier Uhr das Muſeum zugeſchloſſen wird; dann können ſie nicht mehr hinaus. Ich aber dachte daran und eilte fort. Auf dem Carouſſel-Platz begegnete mir der Zug des fetten Ochſen, der mich an den fetten Sonntag erinnerte. Da ſetzte ich mich in einen Wagen und ließ mich von der Madeleine bis zum Baſtillen-Platz und zurück die ganze Länge der Boulevards fahren. Himmel! welche Menſchen. Nein, ſo viele habe ich noch nie beiſammen geſehen. Ich dachte, die Todten wären aufgeſtanden, die Bevölkerung zu vermehren. Dann ging ich nach Hauſe und rauchte eine Pfeife. Das iſt ein herrliches Mittel gegen Rom, Freiheit und Götter! Das iſt mein öſterreichiſcher Fleck. . . . . Mir fiel noch ein, daß vor mehreren Jahren mir Herr v. Handel in Frankfurt keinen Paß nach Italien geben wollte. Damals dachte ich: nun ich werde warten; jetzt denke ich: nun ich habe gewartet. Nächſten Winter, hoffe ich, leben wir in Rom.

Dienſtag, den 15. Februar.

Was ich über die Briefe eines Verſtorbenen geſagt, iſt Alles gerecht. Ich habe nichts mit Unrecht getadelt. Freilich hätte ich das Gute im Buche ſtärker loben können; aber wozu? Es iſt eben Krieg und da kann man keine Rückſicht darauf nehmen, was das für ein Mann iſt, der uns gegenüber ſteht. Er ſteht uns gegenüber und iſt unſer Feind. Puff! Daß Goethe und Varnhagen das Buch eines Vornehmen gelobt, hat ihm bei

mir Nichts geholfen. Ich kenne diese Herren, und weiß, wie sie, ihr eigenes Gewicht nicht zu verlieren, diplomatisch bemüht sind, das literarische Gleichgewicht in Deutschland zu erhalten. Darum stärken sie mit so viel Liebe alle schwachen Schriftsteller.

Die Würzburger Adresse ist sehr schön, ohngeachtet des allergehorsamsten Puders auf dem Kopfe, und der allerunterthänigsten seidnen Strümpfe an den Füßen. Meine Pappenheimer werden munter. Der Constitutionel heute hat wieder die schöne Lüge: in München sey der Teufel los, und der König habe sich geflüchtet. Was hilfts? alle diese Bewegungen führen zu nichts als — zurück. Einmal Muth hat wohl auch der feigste Mensch! aber nur der Held hat ihn alle Tage. Es gibt im Lateinischen ein Epigramm, das heißt ohngefähr: „Glaube nicht frei zu seyn, weil du dich einen „Tag frei gemacht. Der Hund reißt sich auch von der Kette los; aber ein „Stück der Kette schleppt er am Halse mit, und daran faßt ihn sein Herr „und führt ihn zurück."

— Der Plan mit den Universitäten ist wieder ein recht alberner Polizei-Spaß. Wenn sie ihn nur ausführen! Es ist gar zu schön dumm! Dann bringen sie die Bürger von zwanzig Städten gegen sich auf. Und was mehr ist: dann ärgern sie die unärgerbaren deutschen Professoren, die freilich das Pulver nicht erfunden, die aber doch einen großen Vorrath davon besitzen, in das sie einmal im Zorne ihre Pfeife können fallen lassen. Wahrhaftig sie dauern mich. Gott gab ihnen den schwächsten Kopf und damit sollen sie diese ungekochte Zeit verarbeiten! Es kommt Alles wieder so roh aus ihrem Kopfe, als es hinein gekommen. Das ist unser Verdienst, liebes Kind, das hat unsere gute vaterstädtische Luft gethan. Die alten Griechen hätten sich wohl gehütet, ihre Amphiktyonen in Abdera zu versammeln; die neuen Deutschen aber schicken die ihren nach Frankfurt; solche erschreckliche Angst haben sie, sie möchten einmal etwas Kluges beschließen.

Die Straßburger Studenten haben den beiden Göttinger Doctoren, die sich dorthin geflüchtet, ein Gastmahl gegeben, wobei Frankreich und Deutschland sich Brüderschaft zutranken. Die französische Freiheitsfahne wurde mit der deutschen verschwistert, und den andern Tag eine deutsche dreifarbige Fahne den Göttingern durch eine Deputation feierlich überreicht und geschenkt. Diesen Freiheitshelden muß ja in Straßburg zu Muthe seyn, wie den Fischen im Wasser. Hätten sie die Hannoveraner gefangen, wären sie tüchtig eingesalzen worden.

Gestern habe ich im Theatre Français zwei Moliere'sche Stücke gesehen: l'étourdi und le malade imaginaire. Da darf man doch mit Ehren lachen und braucht sich den andern Morgen nicht zu schämen. Es ist wie

ein Wunder, daß ein Blitz, der vor 170 Jahren die Wolken verlassen — so lange ist Moliere todt — noch heute gezündet! Wie lange wird man über Scribe lachen? Aber so sind unsere heutigen Komödiendichter. Sie zeigen uns die Mode-Thorheiten; doch Moliere zeigte uns die ewigen Thorheiten des Menschen. Ich betrachtete mit Liebe und Andacht Moliere's Büste, die im Foyer der Büste Voltaire's gegenüber steht. Moliere hat einen sanften durchwärmenden Blick, einen freundlich lächelnden Mund, welcher spricht: ich kenne euch, ihr guten thörichten Menschen. Voltaire zieht höhnisch die Unterlippe in die Höhe und seine heißen stechenden Augen sagen: ich kenne euch, ihr Spitzbuben! Um Moliere's Stücke recht zu fassen, muß man sie in Paris aufführen sehen. Moliere spielte selbst, und was und wie er spielte, das hat sich bis auf heute so unverändert auf der Bühne erhalten, als das gedruckte Wort im Buche. Seit ich hier Moliere aufführen gesehen, bemerkte ich erst an seinen Komödien die Haken, die er angebracht, das scenische Spiel daran zu hängen, und die ich vor dieser Erfahrung gar nicht bemerkt. Und wie vortrefflich wird das hier Alles dargestellt! Das beste Orchester kann nicht übereinstimmender spielen. Es ist etwas Rührendes darin, diese alten Kleider, diese alten Sitten zu sehen, diese alten Späße zu hören, und das unsterbliche Gelächter der Franzosen — ja, es ist etwas Ehrwürdiges darin. Im l'étourdi wird einmal ein Nachttopf aus dem Fenster über den unten stehenden Liebhaber ausgegossen, und als die Zuhörer darüber lachten, machte es auf mich eine wahrhaft tragische Wirkung. Es war kein lebender Spaß, kein Spaß, wie er heute noch geboren wird; es war das Gespenst eines Spaßes, das einen erschrecken könnte. Der Malade imaginaire ist gewiß ergötzlich zum Lesen; aber man kennt ihn nicht, hat man ihn nicht darstellen sehen. Dann wird das Spiel die Hauptschönheit, dem die Worte nur als Verzierungen dienen.

— Es ist 11 Uhr Abends und ich besinne mich, ob ich überhaupt auf einen Maskenball und auf welchen ich diese Nacht gehen soll. Mir bleibt die Wahl unter acht. Morgen die Entscheidung. Gute Nacht.

Mittwoch, den 16. Februar.

Guten Morgen! Die Tugend, meine Trägheit, hat gesiegt! Ich war auf keinem Maskenballe. Wie süß habe ich geschlafen nach dieser edlen Unthat!

— — Lassen Sie mich schweigen von den merkwürdigen Ereignissen des gestrigen und vorgestrigen Tages. Sie werden das aus den Zeitungen erfahren. Es war ein Roman von Walter Scott, der zurück ging und *wieder lebendig* wurde; es war eine Symphonie von Beethoven, die unter

Thränen lacht; es war ein Drama von Shakespeare. Solche humoristische Schicksalstage hat man noch nie gesehen. Ich Unglückseligster möchte mich todtschießen; ich sehe nur immer den Spaß, und den Ernst muß ich mir erzählen lassen. Man sollte nicht mehr lieben, wenn man alt geworden, nicht einmal die Freiheit. Die Revolution läuft vor mir fort, wie ein junges Mädchen, und lacht mich aus mit meinen Liebeserklärungen. Während ich vorgestern im Theatre Français über Mascarills Schelmereien lachte, krönten die Carlisten in der Kirche das Bild des Herzogs v. Bordeaux und statt einer Verschwörung beizuwohnen, sah ich einem verliebten Marquis einen Nachttopf über die Frisur fließen. Während ich gestern auf den Boulevards mich wie ein Kind an den Mummereien ergötzte, zerstörte das Volk die Kirchen, warf von den Thürmen die liliengeschmückten Kreuze herab und verwüstete den Pallast des Erzbischofs. Das hätte ich Alles mit ansehen können, wäre ich kein solcher Unglücksvogel. Zu jeder andern Zeit bin ich in dem entlegensten Winkel von Paris zu finden, aber sobald etwas vorgeht, bin ich auf der Stube. Wo ich hinkomme, ist Frieden, ich bin ein wahres, krampfstillendes Mittel, und die Regierung sollte mich anstellen, Revolutionen zu verhüten. Wer nur von einem Thurme herab diese Contraste mit einem Blicke hätte übersehen können! Die Seine hinab schwammen die Möbel und Bücher des Erzbischofs, das Wasser war weiß von Bettfedern. Auf der einen Seite des Stromes trug das Volk in Prozession das Bild des Erzbischofs und beräucherte es aus Spott mit Kirchengefäßen, auf der andern jubelte der Zug des Boeuf gras vorüber, umringt von Amoretten, Göttern und Narren. Hier hielt die Nationalgarde mit großer Mühe die Wuth des Volks im Zaum, dort machte sie mit noch größerer Mühe seinem Jubel Platz. Solche kühne Sprünge haben Shakespeare, Swift, Jean Paul nie gewagt. Aber es war wieder ein strenges und gerechtes Volksgericht! Mehrere meiner Bekannten, die glücklicher als ich, im Gedränge waren, haben mir erzählt, von den Reden und Aeußerungen des Volks. Man muß erstaunen über diesen gesunden Menschenverstand. Wahrlich, unsere Staatsmänner, die Herren Sebastiani, Guizot, sogar Talleyrand, könnten bei ihm in die Schule gehen. Und dieses sogenannte, so gescholtene Volk verachtet man überall; man verachtet die Mehrzahl einer Nation, der weder der Reichthum das Herz verdorben, noch das Wissen den Kopf! Man klagt dessen wilde Leidenschaften an, weil es zu edelmüthig ist, gleich den Vornehmen, seinen Haß in eine kleine Pille zu verschließen, die man dem sorglosen Feinde mit Lächeln beibringen kann! Man verspottet seine Dummheit, weil es nicht immer so klug ist, seinen Vortheil dem Rechte vorzuziehen! Ich finde wahre menschliche Bildung nur im Pöbel, und den wahren Pöbel nur in den Gebildeten.

— Unter dem Namen Neorama wird hier ein Rundgemälde von unglaublicher Wirkung gezeigt. Das Ihnen bekannte Diorama ſtellt das Inwendige der Kirchen vor, aber nur im Halbkreiſe, der Beſchauer ſtehet außer ihnen. Im Neorama aber wird man mitten in die Kirche geſtellt. Es iſt wie Zauberei. Man ſteht auf dem Chore und ſieht unter ſich den Boden der Kirche, und auch die Säulen, die Grabmäler, die Menſchen, und über ſich das Gewölbe. Ganz die Natur. So lernt man die Paulskirche in London, und die römiſche Peterskirche kennen. Wie alltäglich werden doch die Zaubereien! An der Peterskirche ſind die großen Thore offen, die auf den herrlichen Petersplatz führen. Die Sonne ſcheint, die Palläſte glänzen. Es war mir, als müßte ich mich vom Chore herabſtürzen, mich durch die Betenden drängen, hinaus zu eilen auf den Platz, und Brutus, Brutus! Freiheit, Freiheit! rufen.

— Haben die italieniſchen Nachrichten nicht auf die Frankfurter Börſe eingeſchlagen? Sind nicht die Metalliques davon geſchmolzen? Schreien die Juden: O wai geſchrieen! Wanken die Mauern Jeruſalems? Lächelt der Herr Baron bei ſeiner Kolik? Sagen die Helden Lewis von den Italienern: was wollen die Gäſcht? Schreiben Sie mir das Alles, das wird mich erquicken. Den Herzog von Modena haben ſie gefangen auf der Flucht. Ich hoffe, ſie knüpfen ihn auf. Ein Haus, worin ſich 130 der angeſehenſten jungen Leute verſammelt, hatte er mit Kanonen zuſammenſchießen laſſen. Vierundzwanzig Stunden lang hat er ſich vertheidigt, mit der Verzweiflung eines Tyrannen, der keine Gnade kennt. Zwei öſterreichiſche Tyroler-Regimenter, dem Herzog zum Beiſtande geſendet, ſollen ſich mit dem Volke vereinigt haben. Der Narr, unter allen Fürſten Europa's der einzige, hat es gewagt, den König von Frankreich nicht anzuerkennen.

— Vornehme Royaliſten ſind arretirt: Herr von Vitrolles, von Berthier, der Erzbiſchof von Paris. Die Regierung iſt in einer gefährlichen Lage. Die Weigerung, die belgiſche Krone anzunehmen, die geſtern feierlich ertheilt werden ſollte, hat man aus Furcht vor der gereizten Stimmung des Volkes aufgeſchoben. Ich ſehe keine Hülfe. Die Kammer zeigt ſich täglich erbärmlicher, und das beſſer geſinnte Miniſterium muß nachgeben, denn es kann die Majorität nicht entbehren. Gott ſchütze den König; Europa iſt verloren auf zehn Jahre, wenn er zu Grunde geht. Ich ſtrenge mich an meine Furcht zu unterdrücken. Und mit zehn Ellen Hanf wäre der Welt Friede Glück und Ruhe zu geben! Ich will bald die Malibran als Zerline ſehen; das wird mir etwas das Blut verſüßen. Darf ich?

Fünf und dreißigster Brief.

Paris, den 17. Februar 1831.

Gestern fuhr ich in der Stadt herum, die Schlachtfelder vom 13. und 14. Februar zu sehen. Das ganze Pariser Volk war aus Unruhe oder Neugierde, die ganze Nationalgarde und Garnison aus Vorsicht auf den Beinen. Es war wie das Meer, wenn es nach gelegtem Sturme schäumt. Aber zu den zerstörten Kirchen und Gebäuden konnte ich nicht gelangen. Alle Plätze und Straßen, die dahin führten, waren von Wachen umstellt, die keinen durchließen. Der Carousſel-Platz war so dicht bedeckt von Bürgern und Soldaten, daß man kaum einen Pflasterstein sah. Im Hofe der Tuilerien, der geschlossen war, hielt der König Musterung über die Nationalgarde und die Linie. Um den Triumphbogen hatte man in aller Eile ein Gerüst gebaut, und Arbeiter waren beschäftigt, unter Leitung der Behörde die gypsernen spanischen Siege des Herzogs von Angouleme abzuschlagen. Wachen verhinderten den Zutritt; denn am Morgen waren welche vom Volke schon hinaufgeklettert, Frankreichs Ehrenfleck dort abzukratzen. Von allen Kirchthürmen wurden die Kreuze abgenommen, wegen ihrer unheiligen Allianz mit den Lilien. Das katholische Pfaffenthum hat in diesen Tagen eine große Niederlage erlitten; die Bourbons hatten nicht viel mehr zu verlieren. Der König läßt die Lilien aus seinem Wappen nehmen, die er früher als das Erbe seiner Ahnen beizubehalten gesonnen war. Nun ist es zwar lächerlich und frevelhaft, daß Menschen in ihrer Zerstörungswuth ihre kurzen Arme nach etwas ausstrecken, was selbst der allmächtige Gott nicht erreichen kann — nach dem Geschehenen, Vollendeten; doch wo Tyrannen sich nicht scheuen, den Kindermord an der Zukunft noch zu allen ihren Verbrechen zu fügen, da darf man das Volk nicht tadeln, wenn es den Leichnam der Vergangenheit aus dem Grabe holt und ihn beschimpft. Der Gewinn in diesen Vorfällen ist nicht eine neue Niederlage der Carlisten, denn es ist Wahnsinn zu denken, daß diese je wieder sich erheben könnten; sondern, daß das Volk sich wieder in seiner Kraft gezeigt, und der Regierung, welche die Ruhe übermüthig zu machen drohte, einen heilsamen Schrecken beigebracht hat. Und daß dieses geschehen, merkt man an dem nachgiebigen Tone in den Proklamationen der Behörde. So lauteten sie nicht im December; denn so kräftig war auch damals das Volk nicht aufgetreten. Es war noch müde vom Juli, und hatte wie halb im Schlafe revolutionirt. Bei alledem mag es seyn, daß die Regierung selbst diese Ereignisse herbeigeführt. Erstens um die Schuld des Carlistenhauptes strafreif werden zu lassen, und zweitens, um einen guten Vorwand

zu haben, Belgien anzunehmen. Denn freilich kann jetzt die französische Regierung zu verstehen geben, sie dürfe bei der gereizten Stimmung des Volkes gar nicht wagen, Belgien abzuweisen. Wir wollen abwarten, wie es geht.

Freitag, den 18. Februar.

Gestern war ich in der italienischen Oper, weil mir Jemand ein Billet dazu schenkte; denn sonst wäre ich viel zu sehr Pariser Dandy dahin zu gehen, wenn die Malibran nicht singt. Das Haus war nur halb gefüllt, und von dieser Hälfte schlichen sich die Meisten lange vor dem Ende fort. Manchen jungen Herrn sah und hörte ich schlafen. Und doch war die ganze Oper vortrefflich besetzt. Madame Lalande wäre eine glänzende Sängerin, würde sie nicht von der Malibran verdunkelt. Man gab Zelmire, eine tragische Oper von Rossini. Nach meinem Gefühle (denn Urtheil habe ich freilich keines in der Musik) Rossinis beste Oper, wenigstens unter allen, die mir bekannt sind. Eine Musik, ganz von Stahl, wenn auch polirtem. Man wird einigemal an Gluck erinnert. Dreißig Minuten hinter einander vernünftig zu seyn, das ist dem lieben Rossini freilich unmöglich. Hat er sich eine halbe Stunde männlich betragen, wird ihm vor seiner eigenen Ritterlichkeit bange, er lüftet das Visir und zeigt das alte freundliche Gesicht. Horaz sagt: Man mag die Natur mit Heugabeln hinausjagen, sie kehrt immer wieder zurück. Aber sagen Sie mir, woher kommt es, daß die Deutschen nicht singen können? Es ist wirklich kein Gesang zu nennen, wenn man ihn mit dem der Italiener vergleicht. Liegt es in dem, was die Natur, oder in dem, was die Kunst gibt? Fehlt es ihnen an Stimme oder an Vortrag.

— Vorgestern habe ich mich im Gymnase Dramatique nach den Gesetzen der Natur und nach den Regeln der Kunst zugleich gelangweilt — als gewöhnlicher Zuschauer aus Neigung, als Kritiker aus Pflicht. Man gab drei Stücke, alle drei von Scribe. Joé, ou l'amant prêté; les trois maîtresses ou une cour d'Allemagne; la famille Biquebourg, ou le mariage mal assorti. Ich hätte nicht gedacht, daß der liebenswürdige Scribe so ein verdrießlicher Mensch seyn könnte. Die troi maîtresess lockten mich, weil ich hörte, es käme eine deutsche Revolution darin vor Eine deutsche Revolution! Ich dachte nichts Drolligeres könne es geben auf der Welt. Aber die Revolution hat mich geprellt, freilich viel erträglicher als andere — nur um einige Franken. Die neueste Zeit wurde in eine alte Liebesgeschichte geworfen, wie Salz in die Schüssel. Wenn aber das Essen nichts taugt, macht es das Salz nicht besser. Eine französische Komödie ist wie ein ewiger Kalender; ein kleiner Ruck mit dem

Finger, und aus Juli wird Auguſt, und aus 1830 1831. Der Rahmen von Pappe bleibt immer das nehmliche. Ein glückliches Volk, die Franzoſen! Sie leben leichter als wir Deutſchen ſterben. Hören Sie. Ein junger deutſcher Großherzog hat drei Maitreſſen — verſteht ſich in chronologiſcher Ordnung, eine nach der andern — eine italieniſche Gräfin, eine italieniſche Sängerin und ein deutſches Nähmädchen. Drei und dreißig und ein drittel Prozent Patriotismus — das iſt viel an einem Fürſten! Dieſe drei Damen lieben aber den Fürſten nicht, ſondern einen ſeiner Offiziere, den Grafen Rudolph, und da dieſer wegen dummer Streiche arretirt werden ſoll, befreien und verbergen ſie ihn. Der Offizier liebt aber nur das Nähmädchen, den Andern macht er blos den Hof. Als er mit der Geliebten allein iſt, entdeckt er ihr, er, an der Spitze der Cadetten-Schule, gehe mit einer Revolution um, dem Volke „privilèges et franchises" zu verſchaffen. Henriette ſucht ihn von dem gefährlichen Vorhaben abzubringen, und fragt ihn: was dabei herauskomme? (Die Nähmädchen ſind pfiffig!) Rudolph antwortet: „vois-tu Henriette, la liberté . . . cela regarde tout le monde . . . . . on nous en avait promis, il y a quelques années, quand Napoléon avait envahi notre Allemagne et qu'on voulait nous soulever en masse contre lui. Mais dès qu'on eut repoussé le tyran, nos petits princes et nos petits grand-ducs, qui étaient tous comme lui, à la hauteur près, ont bien vite oublié leurs sermens . . . . quand quelques-uns de leurs sujets se plaignent de ce manque de mémoire, on les apelle séditieux . . . et on les poursuit . . et on les condamne . . . et ils ont tort, jusqu'au jour où ils deviennent les plus forts . . . et alors . . . ils ont raison." Nach dieſer unverſchämten Proſa ſingt Graf Rudolph noch unverſchämtere Verſe:

Le torrent grossit et nous gagne,
Chaque pays a sa force et son droit;
Bientôt viendra pour l'Allemagne
La liberté que l'on nous doit.

Ces rois dont nous craignons le glaive
Combien sont-ils? . . . Peuples combien?
On se regarde, on se compte on se lève,
Et chaqu'un rentre dans so bien.

Dies patriotiſche Lied wird nach der Melodie: de la robe et le bottes geſungen. Endlich bricht der Aufruhr los. Der Großherzog, ein junger ſtarker Mann in Uniform, zittert — aber was man zittern nennt, zum Umfallen. Er verliert den Kopf und ſtammelt: „c'est ainsi que cela a commencé chez mon cousin le duc de Brunswick.

ſchon geſchrieben zu haben, daß der leibhaftige Herzog von Braunſchweig gerade im Theater war, als das Stück zum Erſtenmale aufgeführt wurde, und daß er, nach jener lieblichen Anſpielung eilig das Haus verließ, aus Furcht, erkannt und ausgelacht zu werden.) Si ma garde refuse de donner .... si elle fait cause commune avec eux, mon dieu, mon dieu .... que devenir! une sédition! ... une rèvolte?" Der Fürſt jammert ſo erſchrecklich, daß er einem alle Revolutionen verleiden kann? Wozu? Man ſieht, eine ausgeſtopfte Revolution als Fürſtenſcheuche thät die nehmlichen Dienſte. Des Fürſten erſte Maitreſſe, die Gräfin, eine feurige entſchloſſene Italienerin, ſucht ihn zu beruhigen, verſpricht ihm Rettung. Sie öffnet das Fenſter, und ruft hinunter, der Fürſt bewillige dem Volke eine Conſtitution. Und ſogleich ſchreit das Volk hinauf: es lebe unſer Großherzog! Der dankbare Fürſt heirathet ſeine Retterin; Rudolph heirathet ſein Nähmädchen, und die italieniſche Sängerin geht zum engliſchen Geſandten, der ſie auf den Abend eingeladen. So nimmt Alles ein gutes Ende, und wahrſcheinlich wurden den andern Tag dem vielverſprechenden Fürſten die Pferde ausgeſpannt.

Das dritte Stück: la famille Biquebourg (das zweite, Zoé, iſt keine zehn Tropfen Tinte werth) wäre ſo übel gar nicht, aber es iſt ſentimental auf deutſche Art, und wenn man Franzoſen bürgerliche Thränen vergießen ſieht, möchte man ſich gerade todt lachen; es gibt nichts Komiſcheres. Und dann die Vaudeville-Form, die leichten Liederchen zwiſchen den ſchwerſten Empfindungen. Das iſt gerade das Gegentheil von unſern deutſchen Opern. Wenn bei uns die Sänger die Höhe einer Arie erreicht haben, bleiben ſie ſtehen um auszuſchnaufen, und ſprechen zu ihrer Erholung proſaiſches dummes Zeug. Die Franzoſen aber in den Vaudevillen keuchen den proſaiſchen Steg hinauf und oben machen ſie Halt und ſingen, bis ihnen das Herz wieder ruhig geworden.

— Im Gymnaſe ſah ich auch die Leontine Fay wieder, die uns vor ſieben Jahren in Kinderrollen ſo vieles Vergnügen gemacht. Aus dem artigen Kinde iſt eine große ſchöne und prächtige Dame geworden, aus dem Kolibri ein Vogel Strauß. Sie ſpielt gut, auch verſtändig; aber etwas ſteif, etwas ſchwer. Sie iſt zugleich Gouvernante und Zögling, und ruft ſich immerfort zu: grade gehalten, Fräulein, Sie ſind kein Kind mehr! Sie hat große herrliche Augen, und weiß es, und damit bombardirt ſie das Haus, daß man jeden Augenblick erwartet, es werde zuſammen brechen. Dieſes Kokettiren gibt ihrem Geſicht, ihrem Spiele eine ganz falſche Art. Um ihre großen Augen zu zeigen, nimmt ſie oft eine nachdenkende, tiefſinnige, träumeriſche Miene an, wo es nicht hingehört. Es war etwas an ihr,

das mich wie schmerzlich bewegte. Ich habe sie als gedankenloses Kind gekannt, aber ach! mit der Jugend verlor sie das Paradies, sie hat vom Baume der Erkenntniß gegessen und weiß Gutes vom Bösen zu unterscheiden. Man sollte nur Särge machen, drei Fuß lang, damit die Menschen sterben müssen, ehe sie ausgewachsen.

Samstag, den 19. Februar.

Versäumen Sie ja nicht, von heute an die Kammersitzungen zu lesen: Das ist höchst wichtig und wird noch wichtiger werden. Die Wolke ist endlich geplatzt und es strömt herunter. Was man für die Asche des Herzogs von Berry gehalten, war die Asche, die ein Vulkan ausgeworfen. Das Ministerium hat gestern erklärt, mit dieser Kammer wäre nicht mehr zu regieren. Es herrscht eine allgemeine Misstimmung unter dem Volke, unter der Nationalgarde. Frankreich sähe sich getäuscht und verlange die Freiheit, um die es im Juli gekämpft. Wer wird siegen, die Regierung oder die Kammer? Es ist eine gefährliche Krisis. Ich sehe nicht ein, wie die Regierung ohne Staatsstreich sich und dem Lande helfen kann, und ein Staatsstreich, wenn auch für die Freiheit, würde Alles auf das Spiel setzen. Ich habe das vorher gesehen und gesagt; lesen Sie nur meine früheren Briefe nach. Eine Revolution aufhalten, ehe sie von selbst stille steht, das heißt ihren Weg verlängern, ihr Ziel entfernen. Man hat, mehr aus einer lächerlichen Eitelkeit, als aus Politik, sich dem Auslande stark zeigen wollen. Man wollte zeigen, daß man Herr des Volkes sei, seine Leidenschaft meistern könne. Mir fiel dabei gleich anfänglich der alte Goethe ein. Als er die Nachricht von dem Tode seines einzigen Sohnes erfuhr, glaubte er seinen Schmerz zu mäßigen, wenn er ihn verberge. Er bekam einen Blutsturz davon, der ihn an den Rand des Grabes führte. Ich fürchte, Frankreich bekommt einen Blutsturz. Das Herz wird mir doch manchmal bange bei allen diesen Geschichten. Zwar weiß ich, wer am Ende besiegt wird; aber wird ein Sieger übrig bleiben? Der Despotismus, so blind er ist, ist doch riesenstark; und wenn er seinen Untergang unvermeidlich sieht, wird er, seinen Tod zu rächen, wie Simson, die Säulen der Welt umstoßen, und mit sich selbst auch alle seine Feinde begraben.

— In Berlin werden sie noch ganz verrückt vor Angst und Verzweiflung. Neulich enthielt die preußische Staatszeitung einen langen Artikel, worin behauptet wird, Preußen sey eigentlich der wahre republikanische Staat; dort wäre der Thron von republikanischen Institutionen umgeben, und Frankreich hätte nichts von der Art, und die Franzosen sollten sich schämen, solche Knechte zu seyn. Ich glaube, es war Malice von der preußischen Staatszeitung, und sie hatte es darauf angelegt, daß alle Liberalen

in Deutschland und Frankreich vor Lachen ersticken sollen. Welche Zeiten! und ach, welche Menschen! Und sie wissen recht gut, daß sie Keinen täuschen, am wenigsten die Preußen selbst. Aber sie haben solche Freude an Lug und Trug, daß sie denken: und wenn unter zehn Millionen Lesern nur zehn Dummköpfe uns glauben, es ist immer ein Gewinn.

— Ich habe neulich einen Brief gelesen, den Professor Raumer in Berlin hierher geschrieben, über die deutschen und französischen Angelegenheiten, natürlich in der Absicht, daß er hier herum gezeigt werde. Es ist ein $\frac{1}{113}$ offizieller Brief. Dieser Professor der Geschichte .... ist eben Königlich Preußischer Professor. O! O! Sein Maasstab für diese große Zeit ist nicht länger als sein Ordensbändchen. Und das alte Lied endigt mit dem ewigen Triller: Die Liebe der Preußen zu ihrem Könige sey in diesen Tagen noch gewachsen. Und doch sagen sie das ganze Jahr durch, diese Liebe könne gar nicht mehr wachsen! Dieser Raumer gibt Briefe über die französische Revolution heraus. Er war damals hier, er hat Alles selbst mit angesehen; aber Schmeichler sind so blind als die Geschmeichelten. Der Herr von Raumer wird uns schöne Sachen erzählen!

Sechs und dreißigster Brief.

Paris, Montag den 21. Februar 1831.

Es lebe Italien! Es geht Alles prächtig her; es kann in keiner Oper schöner seyn. Die Herzogin von Parma, Marie Louise, die kleine Frau des großen Mannes, die nicht wie einst Brutus Gattin Feuer schluckte, sondern sich wie eine Wittwe von Ephesus betrug, bekam, als sie beim Frühstück saß, von einer Bürger-Deputation die höfliche Einladung, sie möchte sich aus dem Lande begeben. Und als sie sich bedenken wollte, sagte man ihr, das sey gar nicht nöthig, die Wagen ständen schon angespannt im Hofe. Der Herzog von Modena hatte den Henkersknecht von Reggio kommen lassen, die Verschwornen hinzurichten. Man hat den Henkersknecht zusammengehauen und den Kerkermeister fortgetrieben. Was fehlt? Ein bischen Musikstaub von Auber darauf gestreut und die Oper ist fertig. Bologna, Ferrara, Modena, Faenza, — ich möchte das Alles von der Malibran singen hören. Die zehn Plagen Aegyptens werden über die neuen Pharaonen kommen, und die frohnenden Völker werden sich befreien. Ach! ihr Weg geht auch über ein rothes Meer, über ein Meer von Blut; aber es wird sie hinüber tragen, nnd ihre meineidigen Verfolger werden darin ihr Grab finden.

— Ja, wohl habe ich gelesen und gehört von den frühzeitigen, unzeitigen und überzeitigen Dummheiten, die in Baiern vorgehen. Das hat mich

betrübt aber nicht gewundert. Der König von Baiern hat zunächst an seinem Throne eine vertraute Person, die verblendetste, wo sie selbst rathet, die bestechlichste wo sich Jemand findet, der sie lenkt, um ihren Herrn zu lenken — seine Phantasie. Dümmere Fürsten handeln bei weitem klüger. Nichts ist gefährlicher als Geist ohne Charakter, als das Genie, dem es an Stoff mangelt. Hat das Feuer einmal sein Holz gefunden, bleibt es ruhig und man braucht sich ihm nur nicht zu nähern, um sicher zu seyn. Aber die Flamme ohne Nahrung streicht hungrig umher, leckt hier, leckt dort und entzündet vieles, ehe sie ihre Beute festhält und die Beute sie. Die Poesie macht keinen Fürsten satt, und hat er ein schwaches Herz, das nichts Kräftiges verdauen kann, wird er selbst schwach werden. Der König von Baiern sieht zu weit. Solche Fürsten sind wie die Augen, sie zucken mit den Wimpern, sobald nur ein Stäubchen von Gefahr sich ihnen nähert, und während der Sekunde, daß sie die Augen verschließen, werden sie betrogen auf ein Jahr hinaus. Doch bekümmern wir uns um keine Fürsten, sie haben nichts zu verantworten. Es ist eine Krankheit, einen König haben, es ist eine schlimmere, einer seyn. Wir wollen sie heilen und nicht hassen. Ihre heillosen Rathgeber, die müssen wir bekämpfen.

— Von welch' einem erhabenen Schauspiele kehre ich eben zurück! und welch' eine Stadt ist dieses Paris, wo Götter Markt halten und alltäglich ihre Wunder feil bieten! Ich stand auf dem höchsten Gipfel des menschlichen Geistes, und übersah von dort das unermeßliche Land seines Wissens und seiner Kraft. Ich kam bis an die Grenze des menschlichen Gebietes, da wo die Herrschaft der Götter beginnt — ich habe eine Seeschlacht gesehen. Der Himmel war blau wie an Feiertagen, und mit der schönsten Sonne geschmückt. Das Meer schlummerte und athmete sanft und ward nur von Zeit zu Zeit vom Donner des Geschützes aufgeschreckt. Es war ein Tag zu lieben und nicht zu morden. Es muß weit seyn vom Himmel bis zur Erde; denn könnte die Sonne die Gräuel der Menschen sehen, sie flöhe entsetzt davon und kehrte nie zurück! Eine Schlacht auf dem Lande ist ein Liebesspiel gegen eine Schlacht auf der See. Dort stirbt der Mensch nur einmal und findet dann Ruhe in seiner mütterlichen Erde; hier stirbt er alle Elemente durch und keine Blume blühet auf seinem Grabe. Dort trinkt die Erde warm das verschüttete Blut; hier auf dem dürren Boden der Schiffe steht es hoch, dick, kalt. Die Menschen werden zerquetscht, zerrissen; nicht Kälber, die man schlachtet, werden so grausam zugerichtet. Das französische Linienschiff, der Scipion, auf dem ich mich befand, war in einer schrecklichen Lage; wir waren von Feuer und Rauch umgeben. Ein feindlicher Brander hatte sich angehängt und jede Minute brachte uns

dem Untergange näher. Wir erwarteten in die Luft gesprengt zu werden. Die ganze Mannschaft eilte nach dem Verdecke und bemühte sich, durch Beile das Schiff vom Brander los zu machen. Drei Böte stachen in die See und suchten durch Seile den Brander ab- und in's Weite zu ziehen. Auf dem Schiffe und in den Booten standen Offiziere, hoch aufrecht, als fürchteten sie eine Kanonenkugel zu verfehlen und kommandirten so ruhig, wie der Kapellmeister im Orchester kommandirt. Und jetzt rund umher, nah und fern in einem weiten Kreise, die französische, englische und russische Flotte und diesen gegenüber die türkische. Aus den Mündungen der Kanonen stürzten Feuerströme hervor. Das Schiff des Admirals Codrington, halb in Trümmern mit zerrissenen Segeln, hat so eben ein türkisches Linienschiff in den Grund gebohrt. Es sinkt, es ist schon halb gesunken, die ganze Besatzung geht zu Grunde. Die Türken mit ihren rothen Mützen, rothen Kleidern und mit ihren blutenden Wunden gewähren einen schauderhaften Anblick; man weiß nicht, was Farbe, was Blut ist. Viele stürzen sich in das Meer, sich durch Schwimmen zu retten. Andere rudern Boote umher und fischen Todte und Verwundete auf. Mehrere Schiffe fliegen in die Luft. Himmel und Erde lächeln zu diesem Schrecken, wie zu einem unschuldigen Kinderspiele! Rechts sieht man auf einer Anhöhe die Stadt und Citadelle von Navarin und eine Wasserleitung, die über den Berg hinzieht, erinnert an die altgriechische Zeit. Das war ein Anblick! Ich werde ihn nie vergessen. Man schwebt zwischen Himmel und Erde, man wird zwischen Schrecken und Bewunderung, zwischen Abscheu und Liebe gegen die Menschen hin und her geworfen. Und wie die Leute sagen, ist dieses Alles nur gemalt; es ist das Panorama von der Schlacht bei Navarin. Ich mußte es wohl glauben, denn man kann nicht von dem Schiffe herunter, um Alles mit den Händen zu betasten. Aber das Schiff, auf dem man sich befindet, das gesteht man ein, ist nicht gemalt, sondern von Holz und Eisen. Es ist ein Kriegsschiff von der natürlichen Größe, und in allen seinen Theilen genau eingerichtet wie der Scipion, der in der Schlacht von Navarin mitgekämpft. Man tritt in das Gebäude des Panoramas und gelangt über einen schmalen dunklen Gang an eine Treppe. Diese steigt man hinauf und kommt in ein großes Zimmer, das zwar mit allen Möbeln häuslicher Bequemlichkeit, aber auch mit Beilen, Pistolen, Flinten, Fernröhren, Compassen und Schiffsgeräthschaften aller Art versehen ist. Das ist das Zimmer der Offiziere. Die bretterne Wand, welche dieses Zimmer von einer Batterie trennt, ist, da die Schlacht begonnen, weggenommen. Man sieht eine Reihe von Kanonen und im Hintergrunde *Matrosen beschäftigt*, einen verwundeten Kameraden vom Verdecke in den

untern Schiffsraum herabzulaſſen. Dann geht man die zweite Treppe hinauf und gelangt in die Wohnung des Commandanten, Speiſezimmer, Gallerie, Schlafzimmer, Küche. Das bisherige müſſen Sie ſich denken als die zwei untern Stockwerke des Schiffsgebäudes. Endlich führt eine dritte Treppe zum Verdecke des Schiffes, und von dort oben ſieht man das Meer, die Schlacht, und was ich Ihnen beſchrieben. Die Zuſchauer ſtehen auf dem Hintertheile des Schiffes, das leer iſt, weil die ganze Mannſchaft wegen des Branders ſich nach dem Vordertheile gedrängt. Neulich hatte der König mit ſeiner Familie das Panorama von Navarin beſucht, und war von den Admiralen Codrington und Rigny, die in jener Schlacht commandirt hatten, begleitet. Wer dabei hätte ſeyn können, wie die Admirale dem König Alles erklärten, der hätte eine recht genaue Vorſtellung von der Schlacht bekommen. Lebhaft iſt das Schauſpiel auch ohne Erklärung.

— In meinem vorigen Briefe ſagte ich Ihnen viel Gutes von Roſſini's Oper Zelmira und nannte die Muſik eine ſtählerne. Heute leſe ich im Conſtitutionel: „la belle musique de la Zelmira, qui gagne tant a être souvent entendue, cette musique si cuivrée, et faite pour les oreilles allemandes, ...“ Ich mußte lachen über das ſauerſüße Lob! Schöne Muſik — das iſt der Zucker; Deutſche Muſik — das iſt der Eſſig; und cuivrée — das iſt das Gemiſch von Beiden; cuivrée heißt eigentlich falſch vergoldet, mit Kupfer vergoldet. Bitte, meine Herren Franzoſen! den Rhein möget Ihr uns nehmen; aber unſere Muſik werdet Ihr ſo gut ſeyn, uns zu laſſen. Die gehört nicht dem deutſchen Bunde, die gehört uns, und wir werden ſie zu vertheidigen wiſſen.

Dienſtag, den 22. Februar.

— Die italieniſche Revolution greift um ſich wie ein Fettfleck und nicht mit der ganzen Erdkugel wird Oeſterreich das reinigen können. Savoyen, Tyroler rühren ſich. Was wird Immermann dazu ſagen? Das ſind ja ſeine treuen Tyroler, die wie Hunde geheult an Oeſterreichs Grabe! . . . .

— — Daß Sie die Briefe eines Verſtorbenen ſo unaufhörlich gegen mich in Schutz nehmen! Ich habe dem Manne nicht im geringſten Unrecht gethan, und habe ganz nach Gewiſſen geurtheilt. Was am Buche zu loben iſt, habe ich gelobt: was am Verfaſſer zu tadeln, getadelt. Sein ariſtokratiſcher Hochmuth war Ihnen entgangen, mir nicht, und jetzt iſt die Zeit heiß, man muß ſie ſchmieden, ehe ſie wieder kalt wird.—Man ſagt: Don Miguel ſey verjagt, Donna Maria in Liſſabon als Königin ausgerufen. Es iſt ein Herbſt der Tyrannei und die dürren Blätter fallen. — Ueber die Salons

habe ich Ihnen meine Meinung schon gesagt. Ich habe mehr Neigung für Massen, für das öffentliche Leben. Ich liebe die Kerzen nicht. Vergnügen fand ich nicht viel in den Salons, in welchen ich noch war. Bleibt das Belehrende. Aber jedes Wort, das in den Salons gesprochen wird, besonders über Politik, kommt den folgenden Tag in die öffentlichen Blätter, da die Redacteure überall ihre Agenten haben, die ihnen Alles berichten. Ein Salon in Paris ist nichts anders, als eine Zeitung mit Himbeersaft. Der Himbeersaft wäre freilich gewonnen; aber ändern Sie mich trägen Menschen! — Die Kammer wird aufgelöst, das Ministerium wahrscheinlich geändert im liberalen Sinne, und dann wird Alles besser gehen und schneller, und die Revolution wird ihre Früchte tragen — auch für uns. Körbe herbei!

Sieben und dreißigster Brief.

Paris, Donnerstag den 24. Februar 1831.

Die Krönung Napoleons, von David gemalt, durfte unter der vorigen Regierung nicht an das Tageslicht; jetzt wird das Gemälde wieder gezeigt. Was half Ihnen Ihr blinder Groll? Nichts ist doch lächerlicher und grausamer, als die strenge Diät, welche kranke Fürsten, die nichts vertragen können, ihren Völkern auflegen, die Alles vertragen! Sie meinen, wenn man die Herzen fasten ließe, davon würden die Köpfe und Arme schwach, und sie wären dann leichter zu regieren. Aber der Hunger des Herzens sättigt den Kopf und stärkt die Glieder. Napoleons Bild kehrte nach fünfzehn Jahren zurück, und die Bourbons werden ewig verbannt bleiben — gewiß ewig; denn am dritten Schlagflusse stirbt der Mensch, und wenn er auch ein König ist. Ich sah gestern das Gemälde, es hat sehr gelitten; Farbe, Zeit, Bewunderung, Alles ist verblichen. Es ließ mich so kalt, als sähe ich eine Abbildung von der Arche Noah, in die mit hängenden Ohren alles ehegepaarte Vieh zieht. Der Maler war nicht begeistert, so wenig als jene Zeit, so wenig als Napoleon selbst, so wenig als das Volk, das ihn umgibt; es ist eine vielfarbige glänzende Leerheit. Das Gemälde ist von solcher Ausdehnung, daß es in dem kleinen Theater, wo man es sieht, den Vorhang bildet. Es enthält mehr als sechszig Figuren in Lebensgröße, alle Portraits. Der Moment ist gewählt, wo Napoleon der vor ihm knieenden Kaiserin die Krone aufsetzt. Er kniet vor nichts, nicht vor seinem Gotte, nicht vor seinem Glücke; weder Triumph ist in ihm, noch Demuth. Es ist eine Krönung, wie die eines markloſen Erbfürsten. Nichts als Weiber, Pfaffen und goldene Knechte. Gibt es etwas Lächerlicheres, als daß sich Napoleon in der Kirche Notre-Dame von einer angst-zitternden

Geistlichkeit Brief und Siegel darüber geben ließ, daß er ein Held gewesen? Gibt es etwas Herzempörenderes, als diese Hochzeit, zwischen dem Manne des Lebens und der Leiche der Vergangenheit? Napoleon hätte sich zu Pferde sollen krönen lassen, sich die Krone hinaufreichen lassen, nicht herabreichen. Er sollte den Thron zieren, der Thron nicht ihn. Keiner von jenen Soldaten war anwesend, die ihn so groß gemacht; nichts als Schleppenträger und Hofhanswürste. Man hätte gerne gesehen, daß seine Marschälle sich stolz auf ihre Schwerter stützten und mit unterdrücktem Spotte auf die gefälligen Cardinäle blickten. Aber sie trugen Degen wie die Kammerherren, und waren geputzt wie die Hofnarren. Die Portraits sind alle geistreich, das ist wahr: aber es hat Jeder sein eigenes Gesicht, Keiner ein Krönungsgesicht. Jeder sucht seine Gefühle zu unterdrücken, das sieht man deutlich. Herz und Augen gehen weit auseinander.

Unter allen Figuren waren nur drei, die mich anzogen. Napoleons Schwester, damals Großherzogin von Berg, später Königin von Neapel. Sie sieht ihrem Bruder ganz ungemein ähnlich, nur sind ihre Züge edler und zeigen den schönen Stolz des Sieges, den man in den Zügen des Kaisers vergebens sucht. Dann: der Papst. Er sitzt so bedeutend abgespannt und duldend in seinem Sessel, wie eine gläubige und kränkliche Seele, die Gott nicht blos anbetet in dem, was er thut, sondern auch in dem, was er nicht thut, geschehen läßt. Endlich Talleyrand. Ich habe ihn nie gesehen, nicht einmal gemalt. Ein Gesicht von Bronze, eine Marmorplatte, auf der mit eisernen Buchstaben die Nothwendigkeit geschrieben ist. Ich habe nie begreifen können, wie noch alle Menschen aller Zeiten so diesen Mann verkannt! Daß sie ihn gelästert, ist schön, aber schwach; tugendhaft, aber unverständig; es macht der Menschheit Ehre, aber nicht den Menschen. Man hat Talleyrand vorgeworfen, er habe nach und nach alle Parteien, alle Regierungen verrathen. Es ist wahr, er ging von Ludwig XVI. zur Republik, von diesem zum Direktorium, von diesem zum Consulat, von diesem zu Napoleon, von diesem zu den Bourbonen, von diesen zu Orleans über, und es könnte wohl noch kommen, ehe er stirbt, daß er wieder von Louis Philipp zur Republik überginge. Aber verrathen hat er diese Alle nicht, er hat sie nur verlassen, als sie todt waren. Er saß am Krankenbette jeder Zeit, jeder Regierung, hatte immer die Finger auf dem Pulse, und merkte es zuerst, wenn ihr das Herz ausgeschlagen. Dann aber eilte er vom Todten zum Erben; die Andern aber dienten noch eine kurze Zeit der Leiche fort. Ist das Verrath? Ist Talleyrand darum schlechter, weil er klüger ist als Andere, weil fester, und sich der Nothwendigkeit unterwirft? Die Treue der Andern währte auch nicht länger, nur ihre Täuschung währte

länger. Auf Talleyrands Stimme habe ich immer gehorcht, wie auf die Entscheidung des Schicksals. Ich erinnere mich noch, wie ich erschrak, als nach der Rückkehr Napoleons von Elba Talleyrand Ludwig XVIII. treu geblieben. Das verkündigte mir Napoleons Untergang. Ich freute mich, als er sich für Orleans erklärte; ich sah daraus, daß die Bourbons geendet. Ich möchte diesen Mann in meinem Zimmer haben; ich stellte ihn wie einen Barometer an die Wand, und ohne eine Zeitung zu lesen, ohne das Fenster zu öffnen, wollte ich jeden Tag wissen, welche Witterung in der Welt ist.

Talleyrand und Lafayette sind die zwei größten Charaktere der französischen Revolution, jeder an seiner Stelle. Auch Lafayette weiß Seyn vom Schein, Leben vom Tode zu unterscheiden; aber jedes Grab war ihm eine Wiege, und er verließ die Gestorbenen nicht. Er glaubt an eine Fortdauer nach dem Tode, an eine Seelenwanderung der Freiheit; Talleyrand glaubt nur, was er weiß. Wäre nur Napoleon wie Talleyrand gewesen! Da er nur der Zeit zu dienen brauchte, keinen Menschen, weil er selbst der Höchste war: hätte er mit besserer Einsicht sich selbst besser gedient, er wäre noch auf dem Throne der Welt. Was habe ich dem Kaiser nicht Alles gesagt! Heine hätte es hören sollen! Ich war allein im Saale, und stellte mich mit verschränkten Armen vor ihn hin, wie er es zu thun pflegte. Ich wollte ihn damit verspotten, und — Narr! habe ich ihn geheißen. Ich hätte ihn Böswicht nennen können, aber das hätte ihn nicht beleidigt. Nein, nie verzeihe ich dem Manne, was er sich selbst gethan, wollte ich ihm auch verzeihen, was er der Welt gethan. Sich mit der Gemeinheit zu besudeln, und sich aus Eitelkeit mit Schmutz zu bedecken, um sich einen Schein von abgenutztem Alter zu geben! Er hat die Freiheit um ihre schönsten Jahre gebracht, er hat sie um ihre Jugend betrogen, und jetzt muß sie mit grauen Haaren noch auf der Schulbank sitzen, und erst lernen, was sie längst könnte vergessen haben. Ehe ich ging, lachte ich ihm noch einmal freundlich zu. Für die Dummheit, die du Andere begehen machtest, will ich dir deine eigne verzeihen. Du warst der starke eiserne Reif, der die Faßdauben der Welt zusammen gehalten. Und die Narren-Fürsten haben dich zerschlagen, und gleich hat der gährende Wein das Faß auseinander gesprengt, und schweres Holz ist an hohle Schädel gefahren! Das war schön.

Von Napoleons Krönung weg, ging ich zu einem andern Schauspiel, das meinem Herzen wohler that. Ich besuchte den edlen Medor. Wenn man auf dieser Erde die Tugend mit Würden belohnte, dann wäre Medor der Kaiser der Hunde. Vernehmen Sie seine Geschichte. Nach der Bestürmung des Louvre im Juli begrub man auf dem freien Platze vor dem *Vallast*, auf der Seite, wo die herrlichen Säulen stehen, die in der Schlacht

gebliebenen Bürger. Als man die Leichen auf Karren legte, um sie zu Grabe zu führen, sprang ein Hund mit herzzerreißendem Jammer auf einen der Wagen, und von dort in die große Grube, in die man die Todten warf. Nur mit Mühe konnte man ihn heraus holen; ihn hätte dort der hineingeschüttete Kalk verbrannt, noch ehe ihn die Erde bedeckt. Das war der Hund, den das Volk nachher Medor nannte. Während der Schlacht stand er seinem Herrn immer zur Seite, er wurde selbst verwundet. Seit dem Tode seines Herrn verließ er die Gräber nicht mehr, umjammerte Tag und Nacht die hölzerne Wand, welche den engen Kirchhof einschloß, oder lief heulend am Louvre hin und her. Keiner achtete auf Medor, denn Keiner kannte ihn und errieth seinen Schmerz. Sein Herr war wohl ein Fremder, der in jenen Tagen erst nach Paris gekommen, hatte unbemerkt für die Freiheit seines Vaterlandes gekämpft und geblutet, und war ohne Namen begraben worden. Erst nach einigen Wochen ward man aufmerksamer auf Medor. Er war abgemagert bis zum Gerippe und mit eiternden Wunden bedeckt. Man gab ihm Nahrung, er nahm sie lange nicht. Endlich gelang es dem beharrlichen Mitleid einer guten Bürgersfrau, Medors Gram zu lindern. Sie nahm ihn zu sich, verband und heilte seine Wunden, und stärkte ihn wieder. Medor ist ruhiger geworden, aber sein Herz liegt im Grabe bei seinem Herrn, wohin ihn seine Pflegerin nach seiner Wiederherstellung geführt, und das er seit sieben Monaten nicht verlassen. Schon mehrere Male wurde er von habsüchtigen Menschen an reiche Freunde von Seltenheiten verkauft; einmal wurde er dreißig Stunden weit von Paris weggeführt; aber er kehrte immer wieder zurück. Man sieht Medor oft ein kleines Stück Leinwand aus der Erde scharren, sich freuen, wenn er es gefunden, und dann es wieder traurig in die Erde legen und bedecken. Wahrscheinlich ist es ein Stück von dem Hemde seines Herrn. Gibt man ihm ein Stück Brod, Kuchen, verscharrt er es in die Erde, als wollte er seinen Freund im Grabe damit speisen, holt es dann wieder heraus, und das sieht man ihn mehrere Male am Tage wiederholen. In den ersten Monaten nahm die Wache von der Nationalgarde beim Louvre jede Nacht den Medor zu sich in die Wachtstube. Später ließ sie ihm auf dem Grabe selbst eine Hütte hinsetzen, und folgende Verse darauf schreiben, die besser gemeint als ausgeführt sind:

Depuis le jour qu'il a perdu son maître,
Pour lui sa vie est un pésant fardeau;
Par son instinct il croit le voir paraître;
Ah! pauvre ami, ce n'est plus qu'un tombeau.

Medor hat ſchon ſeinen Plutarch gefunden, ſeine Rhapſoden und Maler. Als ich auf den Platz vor dem Louvre kam, wurde mir Medors Lebensbeſchreibung, Lieder auf ſeine Thaten und ſein Bild feil geboten. Für 10 Sous kaufte ich Medors ganze Unſterblichkeit. Der kleine Kirchhof war mit einer breiten Mauer von Menſchen umgeben, Alle arme Leute aus dem Volke. Hier liegt ihr Stolz und ihre Freude begraben. Hier iſt ihre Oper, ihr Ball, ihr Hof und ihre Kirche. Wer nahe genug herbei kommen konnte, Medor zu ſtreicheln, der war glücklich. Auch ich drang mich endlich durch. Medor iſt ein großer weißer Pudel, ich ließ mich herab, ihn zu liebkoſen; aber er achtete nicht auf mich, mein Rock war zu gut. Aber nahte ſich ihm ein Mann in der Weſte, oder eine zerlumpte Frau und ſtreichelte ihn, das erwiderte er freundlich. Medor weiß ſehr wohl, wo er die wahren Freunde ſeines Herrn zu ſuchen. Ein junges Mädchen, ganz zerlumpt, trat zu ihm. An dieſem ſprang er hinauf, zerrte es, ließ nicht mehr von ihm. Er war ſo froh, es war ihm ſo bequem, er brauchte, um das arme Mädchen etwas zu fragen, es nicht wie eine vornehme geputzte Dame, ſich erſt niederlaſſen, am Rande des Rockes zu faſſen. An welchem Theile des Kleides er zerrte, war ein Lappen, der ihm in den Mund paßte. Das Kind war ganz ſtolz auf Medors Vertraulichkeit. Ich ſchlich mich fort, ich ſchämte mich meiner Thränen. Wenn ich ein Gott wäre, ich wollte viele Freuden unter die armen Geſchöpfe der Welt vertheilen; aber die erſte wäre: ich weckte Medors Freund wieder auf. Armer Medor! . . . Könnte ich den treuen Medor nur einmal in die Deputirten-Kammer locken! Hörte er dort die Verhandlungen dieſer Tage, vernähme er, ſein guter Herr hätte nie können Deputirter werden, weil er nicht 750 Franken Steuern bezahlt, er, der doch ſein Blut dem Vaterlande geſteuert — wie würde er bellen, wie würde er dem jämmerlichen Dupin und den Andern allen in die Beine fahren! —

Freitag, den 25. Februar.

Ich empfehle Ihnen das Buch: Théâtre de Clara Gazul, Comédienne Espagnole, von Mérimée. Der Verfaſſer hat ſich nicht genannt. Er nimmt den Schein an, als wären die Komödien aus dem Spaniſchen überſetzt. Es ſind eigentlich nur Skizzen und Scenen: aber mit großer Kunſt werden durch wenige Striche ganze Charaktere gezeichnet, und mit ein wenig Roth und Gelb die glühendſten ſpaniſchen Naturen treu gemalt. Man kann ſich nichts Liebenswürdigeres denken. Der Verfaſſer hat eine unbeſchreibliche Grazie, eine Phantaſie gleich einer Lerche, wenn ſie in der Abenddämmerung um grüne Kornfelder fröhliche Kreiſe zieht. Es ſind Komödien, wild wie junge Mädchen; aber wie wohlgezogene; ſie ſind

Neun und dreißigster Brief.

Paris, Donnerstag den 3. März 1831.

Die Romane des Paul de Kock, die man Ihnen empfohlen und von welchen Sie mir neulich geschrieben, habe ich seitdem kennen gelernt. Ein prächtiger Mann! Trotz den vielen Sorgen und Mühen, die mir jetzt Europa macht, habe ich in vier Tagen, in meinen kurzen Friedensstunden, acht von seinen fünfzig Bänden gelesen. Aber das ist genug für uns beide. Nur in Paris kann man Kocks Romane mit Lust lesen, draußen verlieren sie ihren Werth. Mir haben sie viele Freude gemacht. Man lernt darin die Sitten der Pariser Kleinbürger kennen, mit welchen ein Fremder, so wenig als die eingebornen Pariser der höhern Stände selbst, im Leben in gar keine Berührung kommt. Wenn Jouy in seinem Hermite de la Chaussée-d'Antin Scenen aus der Pariser kleinen Welt schildert, scheint er dabei so weit hergekommen, holt er dabei so weit aus, als beschreibe er Sitten und Gebräuche der Hottentotten. Eine ganze Reisebeschreibung schickt er voraus, erzählt wie er in früher Jugend — Jugend hat keine Tugend — aus Uebermuth und Zufall in das ferne wilde Land gerathen; kurz, gibt sich die größte Mühe zu erklären und zu entschuldigen, daß er, ein feiner Mann der großen Welt, einige Male ein grobes Bürgerhaus besucht. In Paris sind die Straßen Provinzen, und man lernt viel Geographie und Statistik aus Kocks Romanen. Es gehen an uns vorüber: un riche passementier de la Rue St. Martin — une riche épicier de la Rue aux ours—un tabletier de la Rue St. Denis — un parfumeur de la Rue St. Avoie — mit Weibern, Töchtern, Kindermädchen, Kommis. Und ihre Sonntags-Partieen auf das Land und ihre Hochzeiten, ihre Galanterien, ihre Intriguen. Die Liebe spielt natürlich eine Hauptrolle wie in allen Romanen. Aber es ist keine deutsche Liebe, keine Liebe unseres Lafontaine's, die noch heißer ist als der Kochbrunnen zu Wiesbaden; sondern es ist eine angenehme warme Liebe, welche die natürliche Blutwärme des Herzens nie übersteigt. Monsieur Paul de Kock sagt: „c'est une bien jolie chose d'aimer et d'être aimé." — Dabei kann man sich nicht verbrennen. Und Philosophie hat er auch, Lebens-Philosophie! Zwar gibt er uns nicht wie Goethe im Wilhelm Meister Lehrbriefe mit Trüffeln; aber es ist eine recht kräftige Philosophie, bürgerlich zubereitet. Man kann von ihm lernen. So sagt er einmal, die Ehen wären tausendmal besser und schöner als sie sind, wenn nicht Mann und Frau einen großen Theil des Tages in so nachlässiger Kleidung vor einander erschienen. Das Kind Amor fürchte sich vor baumwollenen Nachtmützen und ungewaschenen Morgenhauben; bei den Weibern

nehme mit der Liebe die Sorge für den Putz ab. Er gibt uns jungen Leuten die Lehre: „Jeunes gens, méfiez-vous de votre maîtresse, lorsque vous la verrez venir en papilottes au rendez-vous que vous lui auriez donné.“ Kock ist die Wonne der Pariser Nähmädchen; auch ist das Papier ganz weich von den vielen Händen und Thränen und kein Band in der Leihbibliothek, in dem nicht einige Blätter fehlten. Was der Mann aber auch schlau ist, und wie er sich bei Allen beliebt zu machen weiß! Den Liebenden und jungen Leuten überhaupt gibt er immer Recht gegen die Eltern und Alten! aber mit den letztern verdirbt er es doch nicht. Jungen Mädchen gibt er, was sie verlangen, und wiegt ihnen gut; aber wenn er die Waare abliefert, wickelt er sie in ein Blatt Moral, das die Kinder mit nach Hause nehmen und woran sich die Mütter erquicken. In Zeichnung komischer Charaktere hat Kock viele Fertigkeit. Welche himmlische Späße! und man kann, ohne Furcht zu ersticken, nach Herzenslust dabei lachen. Denn sie gleichen nicht Scribe's und Jouy's Epigrammen, bei welchen man nur lächeln darf, weil sie Einem leicht wie Fischgräten im Halse stecken bleiben. Kurz, mein Paul de Kock ist ein prächtiger Mann — aber lesen Sie ihn nicht.

Samstag, den 5. März.

— Die armen Polen werden wohl jetzt gestorben seyn. Sie sind glücklicher als ich. Dem entsetzlichen Schauplatz näher, wissen Sie schon das Schlimmste. Seit vorgestern habe ich keine Kraft, eine Feder zu führen, ich konnte nicht lesen, nicht denken, ich konnte nicht einmal weinen und beten; nur fluchen konnte ich. Gesiegt haben die Polen schon vier Tage lang, aber entschieden ist noch nichts, und gestern sind gar keine Nachrichten gekommen. Man sprach von einem Courier, den der russische Gesandte erhalten: die Russen wären in Warschau eingerückt. Aber wenn das wahr wäre, hätte man schon den Jubel der besoffenen Knechte gehört, an den Festtagen ihrer Herren, und die deutschen Blätter von gestern erzählen nichts. Nicht wie Menschen, wie Kriegsgötter selbst haben die Polen gekämpft. Sie jagten singend den Feind, wie Knaben nach Schmetterlingen jagen; sie stürzten sich auf die Kanonen und nahmen sie, wie man Blumen bricht. Männer, Kinder, Greise, drei Geschlechter, drei Zeiten waren in der Schlacht und die Russen, wie feige Meuchelmörder, schossen aus dem Dickicht der Wälder heraus. Was wird es helfen? Jeder Sieg bringt die Polen ihrem Untergange näher. Sie sind zu schwach, zu arm an Menschen. Der reiche Kaiser Nikolaus haut immer neue Soldaten heraus, wie Steine aus Brüchen und das geht so immer unerschöpflich fort; was sind einem Despoten die Menschen? Seine Wälder schont er mehr. Nicht Gottes Weisheit, nur

die Dummheit des Teufels allein kann noch die Polen retten. Ach! gibt es denn einen Gott? Mein Herz zweifelt noch nicht, aber der Kopf dürf einem wohl davon schwach werden, und wenn — was nützt dem vergänglichen Menschen ein ewiger Gott? Wenn Gott sterblich wäre wie der Mensch, dann wäre ihm ein Tag ein Tag, ein Jahr ein Jahr, und der Tod das Ende aller Dinge. Dann würde er rechnen mit der Zeit und mit dem Leben, würde nicht so späte Gerechtigkeit üben und erst den entferntesten Enkeln bezahlen, was ihre Ahnen zu fordern hatten. Die Freiheit kann, sie wird siegen, früher oder später; warum siegt sie nicht gleich? Sie kann siegen, einen Tag nach dem Untergange der Polen; soll einem das Herz nicht darüber brechen? Die Polen im Grabe, fühlen sie es denn, haben sie Freude davon, wenn ihre Kinder glücklich sind? Die Tyrannei wird untergehen, die Kinder der Tyrannei werden gezüchtigt werden für die Verbrechen ihrer Väter; aber die Knochen der begrabenen Könige, haben sie Schmerzen davon? Gibt es einen Gott? heißt das Gerechtigkeit üben? wir verabscheuen die Menschenfresser, dumme Wilde, die doch nur das Fleisch ihrer Feinde verzehren; aber wenn die ganze Gegenwart, mit Leib und Seele, mit Freude und Glück, mit allen ihren Wünschen und Hoffnungen, gemartert, geschlachtet und zersetzt wird, um damit die Zukunft zu mästen — diese Menschenfresserei ertragen wir! was ist Hoffnung, was Glaube? durch die Augen wird kein Hunger gestillt, gemalte Früchte haben noch Keinen satt gemacht . . . Ich las etwas in den englischen Blättern — es ist sich todt darüber zu schämen, wenn man ein Deutscher ist; es ist sich die Hände im Dunkeln vor die Augen zu halten. Der Londoner Courier sagte: „Wenn Polen wird besiegt seyn, wenn, was die Schlacht verschont, auf dem „Schaffotte bluten wird, dann werden die deutschen Zeitungen die „weise Gerechtigkeit des russischen Kaisers rühmen, und wenn der Tyrann „nur einem einzigen Besiegten das armselige Leben schenkt, werden die „deutschen Blätter die Milde des hochherzigen Nikolaus bis in die „Wolken erheben." Unter allen Völkern der Erde erwartet man solche feige hündische Kriecherei nur von uns! Ja, es schwebt schon vor meinen Augen, ich lese es und höre es, wie das viehische Federvieh in Berlin von jedem Misthaufen, von jedem Dache herab den großen erhabenen Nikolaus ankräht. Wie hat dieser Despot in seinen Proklamationen gesprochen! Vielleicht glaubt es die Nachwelt, was die Despoten unserer Tage gethan; aber was sie geredet, das kann sie nicht glauben. Vielleicht glaubt die Nachwelt, was die alten Völker geduldet, aber was sie angehört und dazu geschwiegen, das kann sie nicht glauben. Das Schwert zerstört blos den Besitz und mordet den Leib; aber das Wort zerstört das Recht und mordet

die Seele. Zu solchen Reden, solches Schweigen! Und wenn die Polen vertilgt sind, dann voran die deutschen Hunde, gegen den Sitz der Freiheit, gegen Frankreich! dann stellt man sie zwischen das Schwert der Franzosen und die Peitsche der Russen, zwischen Tod und Schande .... Ist es nicht schmachvoll für uns, daß der Kaiser von Rußland, Herr über sechszig Millionen Sklaven, keinen derselben knechtisch genug gefunden hat, die Freiheit der Polen zu ermorden, als den Diebitsch allein, einen Deutschen?

Ihr heutiger Brief kann mir spätere Nachrichten bringen, als die hiesigen, wenn sie schlimm sind, ich meine das Siegel müßte davon schwarz werden. O! ich kann nicht mehr, ich muß weinen.

Vierzigster Brief.

Paris, Sonntag den 6. März 1831.

Wäre ich ein Dichter nur acht Tage lang! Ich wollte ein Freudenlied singen, daß Berge und Wälder dabei tanzten, oder ein Trauerlied, daß die Sterne darüber weinen müßten und erlöschten in ihren eigenen Thränen. Ich fühle es in mir, aber es will sich nicht gestalten. Nur prosaisch kann ich jubeln ... heute ist heute und morgen ist morgen; ich will nicht weiter denken. Alles Gute und Schöne hat sich bestätigt, aber das Beste und Schönste ist noch nicht entschieden. Ein Handelshaus erhielt gestern die Nachricht: die Russen wären gänzlich zerstreut, und, was Alles entscheide, hinter ihrem Rücken wäre Lithauen aufgestanden. Aber das heutige ministerielle Blatt berichtet, die Regierung habe gleich spätere Nachrichten, wie jenes Handelshaus, und diese, obzwar gut lautend, sprächen noch von keiner Entscheidung. Wenn es wahr würde, wenn Rußland, dieser Riese von Eisen, auf Füßen von Thon zur Erde stürzte, umgeworfen von Kindern, die ihm zwischen die Beine gekrochen — wie wollten wir lachen! Dann wenn ein Tyrann sich unartig beträgt, würde man, ihn zu schrecken, rufen: der Pole kommt! warte, ich hole den Polen! wie man Kindern droht: ich hole den Schornsteinfeger. „Wie einen Knäuel Zwirn will ich die Polen zusammenwickeln" — hat Nikolaus geprahlt. Nun, er hat sie zusammengewickelt; aber der Knäuel ist zur Bombe geworden, die ihn zerschmettert. Aber wie furchtsam macht reines Glück! Selbst die sonst so kecken Pariser Blätter, die immer so leichtfertig lügen, wagen nicht, sich ihrer Freude über den Sieg der Polen zu überlassen; sie fürchten Enttäuschung. O Vater im Himmel, schicke mir nicht solche Trauer! Laß mich diesen Brief freudig endigen, wie ich ihn angefangen. Bis Mittwoch noch beschütze die Polen! Wenn die Polen entscheidend siegen, dann wird, wie ich hoffe,

Paris illuminirt. Ich beleuchte mein ganzes Haus, und merken Sie sich das — zehn Lampen stelle ich besonders an ein Fenster, die sind für Sie und Pauline. Denn Ihr Armen dürftet am Abend der herrlichen Entscheidung doch nicht Eure Freude leuchten lassen; ja wenn der russische Gesandte öffentliche Trauer verlangte von unserem Römer-Senate, Ihr dürftet Eure Nachtlichter nicht anzünden, und müßtet im Dunkeln zu Bette gehen.

So lange das Schicksal bei guter Laune bleibt und die Tyrannen neckt, wollen wir von Possen sprechen. Die Zeit des Ernstes kommt nur zu gewiß. Verzweifelte Spieler, verdoppeln sie immer ihren verlornen Einsatz, und da können sie wohl einmal Alles wieder gewinnen, ehe sie zu Grunde gehen. Ich habe im italienischen Theater den Don Juan gehört. Seit vierzehn Tagen schon hatte ich mein Billet dazu. Dreimal wurde die Oper angekündigt und dreimal wieder abgesagt, weil die Malibran katarrhalische Launen bekam! Endlich kam es zur Aufführung. Ich rechnete so sicher auf mein Entzücken, als man auf das Entzücken jedes deutschen Landes rechnen kann, so oft ein Erbprinz wird geboren werden — morgen, übermorgen, über's Jahr, im zwanzigsten Jahrhundert, im dreißigsten, im siebentausendsten, im ersten Jahrhunderte nach dem Untergange der Welt; denn die Natur kann untergehen, aber deutsche Treue nicht. Doch wie kam es ganz anders — nämlich mit Don Juan. Eingeschlafen bin ich nicht, denn es war die interessanteste Langeweile, die ich je empfunden. Uns Deutschen ist der Juan wie das Vaterunser; wir sind damit aufgewachsen: es war uns zugleich A b c und hohe Schule der Musik. Aber was haben diese Italiener, diese parisirten Italiener daraus gemacht! Die wissen noch weniger von Gott und Teufel, von Himmel und Hölle, als wir Deutschen von der Erde wissen. Es schien, als wäre ihnen die Musik zu vornehm, sie waren schüchtern, ängstlich, es war als ständen sie auf glattem Marmorboden eines Pallastes, vor einem Könige auf seinem Throne, sie schwankten und stammelten. Was sie vortrugen, war Alles schön, Alles richtig; aber es war einstudirt und der Ceremonien-Meister hatte jede ihrer Bewegungen geordnet. Die Brust war ihnen zwischen den beiden Taktstrichen eingeengt und sie wagten nicht tiefer zu athmen, als es die Note vorschrieb, und die Malibran nicht besser als die Andern. Sie dauerte mich und ich hätte ihr zurufen mögen: aber, liebes Kind, wovor fürchten Sie sich denn? Mozart ist am Ende doch auch nur ein Mensch wie Rossini, welche Zerline! Ich erinnere mich, wie ich als Junge die Flöte spielen lernte, bei Herrn * * * (der Lehrer war ganz des Schülers würdig), und wir im Duette Zerlinens süßes Wundlied bliesen. Sie können sich denken, daß wir das süße Wundlied wie ein Pflasterlied herabgestrichen. Aber doch klingt es mir heute

noch schöner aus jenen entfernten Jahren zurück, als es mir aus der Brust der Malibran tönte. Es war kein Glaube und keine Liebe darin. Gekleidet war sie geschmacklos bis zum Unsinn. Es war gewiß unter den Zuschauern keine Putzmacherin und kein Friseur, sonst hätte ich von einer Ohnmacht hören müssen. In den Haaren staken ihr zehn bis zwölf lange und steife messingne Stangen, die in große messingne Kugeln endigten, welche nicht einmal blank gescheuert waren. Sie sah aus wie eine Gartenmauer, gegen das Uebersteigen von Spitzbuben gehörig bewahrt. Zerline fürchtet sich vor Spitzbuben! — Don Juan war ein alter häßlicher Sünder, der keine Katze hätte verführen können. Elvire eine betrübte Kokette. Der Geist sah aus wie ein weißer Schornsteinfeger. Donna Anna (Madame Lalande) war gut; sie hat gewiß den Don Juan in deutscher Schule gelernt. Am Lepo rello fand ich zu loben, daß er nicht so den Hanswurst macht wie bei uns. Chöre und Orchester, sonst so vortrefflich, waren von der allgemeinen Kälte und Aengstlichkeit nicht frei. Der himmlische Lärm im ersten Finale, die höllische Freude im zweiten — das ging Alles verloren; es war still zum Einschlafen. Wenn ich mir diese Leere und Stille nur erklären könnte! Chor und Orchester voller besetzt als bei uns; es sind die nämlichen Noten, es ist dasselbe Tempo, gleiches Forte — und doch war es still! und — stellen Sie sich vor — Don Juan beim Abendessen hat rothen Wein aus einem breiten Glase getrunken! Langsamen rothen Wein, wenn man den Teufel erwartet! Jeder dumme arme Sünder, ehe er zum Galgen geführt wird, trinkt wenigstens Rum. Ein Bekannter, der während der Vorstellung hinter der Scene war, erzählte mir, die Malibran hätte nach ihrem Abtreten geweint, weil sie nicht genug applaudirt worden, und sie weine immer, wenn sie kälter als gewöhnlich aufgenommen wird. Das ist gewiß eine schöne Empfindlichkeit an einer so großen Künstlerin.

Verdrießlich war ich ohnedies während der zweiten Hälfte des Don Juan, und die heilige Cäcilie selbst mit ihrer Baßgeige hätte mich nicht aufheitern können. Nach dem ersten Akte ging ich ins Foyer. Da fand ich eine Menge Menschen in einem dicken Knäuel zusammengewickelt, und ein kurzes Männchen in der Mitte, rund wie ein Kern, erzählte von den polnischen Angelegenheiten in der Abendzeitung. Und der Knäuel war so dick, daß ich nicht durchdringen konnte, und ich hörte nichts, und mußte mit der Pein der Ungewißheit wieder herunter gehen. Mein Nachbar im Orchester, früher still, fragte mich auf Deutsch: nicht wahr, Sie sind ein Deutscher? — Ja. Aus Frankfurt? — Ja, woher wissen Sie das? — Ich dachte es mir. — Kennen Sie Herrn Worms de Romilly? — Nur dem Namen nach. — Er ist eben vorbeigegangen, wenn er zurückkommt, will ich ihn Ihnen

zeigen.— Bald kam er, und er zeigte mir ihn. Aber ich dachte bei mir: was geht mich der Worms de Romilly an? Darauf fragte ich den Herrn, ob er nicht wisse, was im Messager stände, es verlaute, die Polen hätten gesiegt? Er machte ein mürrisches Gesicht und antwortete: Geschwätz, es ist kein wahres Wort daran. Ach! dachte ich, jetzt kenne ich den Herrn und ich begreife, warum ihn der reiche Bankier Worms de Romilly interessirt. Dann fragte er mich: wie stehen die Course in Frankfurt? Ich antwortete aus dem Stegreife — ich weiß nicht mehr ob 70 oder 72 oder 74 oder 78. Da sah er mich an, zugleich wie ein Narr und wie einen Narren, und sagte, das ist nicht möglich, das müssen die vierprozentigen seyn, und er zog die Berliner Zeitung aus der Tasche, um nachzusehen. Ja freilich, erwiderte ich, es sind die vierprozentigen, und ich murmelte: „hole der Teufel die vierprozentigen und die fünfprozentigen und das ganze nichtsprozentige Papiervolk!“ Bis halb zwölf Uhr mußte ich da sitzen, bis ich mir im Messager Beruhigung holte. Ich hätte fortgehen können, aber ich war ein Narr und geizig und berechnete, daß mich jeder Akt des Don Juan sechs Franken kostete. Der deutsche Kaufmann neben mir, so prozentig er auch war, liebte doch leidenschaftlich den Don Juan, und verehrte ihn wie die Bibel. Nach jeder Scene zankte er sich mit einigen Geigen im Orchester herum, und behauptete, es wäre etwas ausgelassen worden. Das machte ihn etwas steigen bei mir — um ein Drittelchen.

Dienstag, den 8. März.

Das deutsche Blatt, das in Straßburg erscheint, hat unsere schuldbewußten Staatsmänner aus ihrem Schlafe geweckt und sie in tödtlichen Schrecken gesetzt, als wäre ein Gespenst vor ihr Bett getreten und hätte sie mit kalter feuchter Hand berührt. Das Blatt erscheint als Beilage des Courier du Bas-Rhin, unter dem Titel: das konstitutionelle Deutschland. Es enthielt unter andern genaue und getreue Berichte über die Staatsverwaltung im Würtembergischen, besonders über den himmelschreienden Wucher, den die Regierung mit dem Salze treibt. Gleich wurde ein Herr von Schlitz von Stuttgart nach Straßburg geschickt, um den Redakteur des Courier du Bas-Rhin zu bestechen, daß er nichts mehr gegen Würtemberg aufnehme. Dieser aber wies den Antrag ab, erbot sich jedoch gegründete Widerlegung aufzunehmen. Doch wie leugnen, was jedes Salzfaß im Lande bezeugt? Das Geld zu Bestechungen nimmt man aus dem Beutel des armen Volks: aber gute Gründe gibt und verweigert nur das Recht, das kein würtembergischer Unterthan ist. Darauf wandte man sich an den französischen Gesandten in Stuttgart und bat um Hülfe. Dieser aber zuckte seine diplomatischen Achseln und sagte, es wäre leider Preßfreiheit

in Frankreich, und nichts dagegen zu thun. So hat Herr von Schlitz seinen Witz verloren, die würtemberger Bauern bezahlen die straßburger Reise und bekommen das Salz nicht wohlfeiler als bisher. Es ist himmlisch, wie man diese Sünder quälen kann durch ein einziges freimüthiges Wort.

Haben Sie gelesen, mit welcher schönen Rede der König von Baiern seine lieben und getreuen Stände begrüßt? Er hat mit ihnen gesprochen wie ein Schulmeister mit seinen Jungen. Er sagte, es gäbe nichts, das himmlischer wäre, als König von Baiern zu seyn. Ach, mein Gott, ich glaube es ihm. Wenn ich das Unglück hätte, ein Fürst zu seyn, so würde es mich etwas trösten, wenigstens ein deutscher Fürst zu seyn: denn dieser erfährt erst in jener Welt, wie schwer es ist, gut zu regieren, und wie viele Dummheiten er gemacht während seines Lebens. Der König hat ein Gesetz über die Preßfreiheit angekündigt, über — das heißt gegen. Nun möchte ich doch wahrhaftig wissen, was dieser Bettlerin noch zu nehmen wäre! Und was macht die bayerische Regierung so keck? Woher kommts, daß sie, und sie mehr als jede andere deutsche Regierung der öffentlichen Meinung trotzt, sie neckt, herausfordert und quält ohne allen Gewinn für sie? Es kommt daher, weil sie mit Frankreich einverstanden ist, weil sie auf diesen Schutz rechnet, wenn ihre Unterthanen sich empören sollten, weil sie ihre Unabhängigkeit nach außen um den Preis der Schrankenlosigkeit nach innen verkauft hat. So war es unter Napoleon auch. Dieser verstand die deutschen Regierungen sehr gut. Er wußte, daß der Deutsche gern ein Knecht ist, wenn er nur zugleich auch einen Knecht hat. Er machte die deutschen Fürsten unbeschränkt ihren Unterthanen gegenüber und dafür wurden sie seine Unterthanen. Das ist die schöne Zukunft des deutschen Volks! Nur seine Fürsten haben in einem Kampf mit Frankreich zu gewinnen oder zu verlieren; es selbst wird Schmach und Sklaverei finden, besiegt oder siegend — gleichviel. Doch davon genug für heute. Alle meine Sacktücher sind bei der Wäscherin, und es wäre viel dabei zu weinen.

Warum wundert Sie, daß Sie von Medor nicht früher gehört? Habe ich doch selbst erst nach einem Aufenthalt von fünf Monaten von ihm erfahren. In Paris ist ein Hund nicht mehr als in Deutschland ein Unterthan, an den man erst denkt, wenn er Abgaben zu zahlen hat. Von Medor fing man erst an zu sprechen, als Maler, Lithographen, Biographen, Dichter, Bänkelsänger und Hundewächter die Erfahrung gemacht, daß mit dem Thiere etwas zu verdienen sey. Kürzlich hörte ich erzählen, Medor sey gar nicht der ächte liberale Hund, sondern ein falscher; den rechten habe ein Engländer gekauft und fortgeführt. Es ist aber gelogen. Ich habe es aus

Medors eignem Munde, daß er im Juli tapfer gefochten. Zweifeln Sie vielleicht, daß ich das Hundegebell verstände? Ich meine, das lernt man bei uns so leicht, wie jede andere Sprache.

Mittwoch, den 9. März.

Mittwoch ist da. Es sollte nicht seyn, es ist zu Ende mit den Polen! Wir wollen darum nicht verzweifeln, die Freiheit verliert nichts dabei. Die Erben haben sich vermindert, desto größer wird die Erbschaft. Schmerzlich ist es, daß Polen sich als Saatkorn in die Erde legen mußte; aber der Saame wird herrlich aufgehen. So laut schreit das vergossene Blut, daß es der taube Himmel selbst hört, und Gott schicken wird, wenn auch zu spät zur Hülfe, doch nicht zu spät zur Rache. Nichts Schlimmes ahnend ging ich gestern Nachmittag das Modell von Petersburg zu sehen, das hier gezeigt wird. Ich bewunderte die herrlichen Straßen, die prächtigen Palläste dieser schönsten Stadt der Welt. Ich stellte mich vor den Pallast des Kaisers und dachte: da sitzt er, und wartet ungeduldig auf das letzte Röcheln eines geschlachteten Volks. Von dort hatte ich nur einige Schritte zur Börse. Ich trat hinein und erfuhr das Entsetzliche. Bei allem meinem Gram erquickte mich die Schadenfreude, die ich über die Kaufleute empfand. Das ranzösische Papiervolk ist so jammervoll und jämmerlich als das deutsche. Diese Blut- und Schweißkrämer waren nach den polnischen Nachrichten wie zwischen Hund und Wolf. Sie wußten nicht, wo hinaus. Eine unterdrückte Empörung, eine besiegte Freiheit machte ihnen Freude; aber dann bedachten sie wieder, daß der Sieg der Russen einen Krieg mit Frankreich und den Renten wahrscheinlich mache, und da gingen sie umher mit einer rothen und mit einer bleichen Wange. Es war zu schön.

Ein und vierzigster Brief.

Paris, Freitag den 11. März 1831.

Noch immer weiß man nichts Entscheidendes von Polen; die neuesten Nachrichten haben den Schrecken der früheren sehr gemildert. Aber ich kann mich nicht darüber freuen. Mögen die Polen sich noch einige Tage hinhalten zwischen Leben und Tod, sterben müssen sie doch. Die Trauer in Paris ist nicht zu beschreiben, so tiefe Empfindung hätte ich dem Volke nicht zugetraut. Gestern sind funfzehnhundert junge Leute mit Trauerfahnen durch die Stadt gezogen. Dem russischen Gesandten wurden die Fenster eingeworfen. Was kann das aber nützen? Es schadet eher. Die Feigheit der Machthaber wird sich jetzt in angstzitternden Entschuldigungen erst

recht kund geben. Kein Kind fürchtet so den Schornsteinfeger als Philipp den Nikolaus fürchtet. Die Regierung wird alle Tage erbärmlicher; es macht einen ganz irre. Man weiß nicht mehr, wächst die Zeit oder wird die Regierung kleiner; das Misverhältniß zwischen beiden steigt mit jeder Stunde. Jetzt, da der Krieg immer wahrscheinlicher wird, immer näher kommt; jetzt, da die Begeisterung des Volkes allein Frankreich retten kann, fürchtet man dieses Feuer wie ein verzweifelter Hausvater, und gießt halb todt vor Schrecken alles Wasser hinein, was nur zu haben ist. In ihrer Angst spucken sie in den Brand. Man will ein friedliches, ein unglaubliches Ministerium bilden. Wenn der Jude Rothschild König wäre, und sein Ministerium aus Wechselmäklern bildete, es könnte nicht niederträchtiger regiert werden. Ich gebe dem Orleans keine zehn Sous für seine Krone. Pfui! was ist das für ein Treiben! Man will sich bis zum ersten Flintenschusse den Schein geben, als hätte man ernstlich den Frieden gewollt, wäre aber zum Kriege herausgefordert worden, und so verklauselirt man sich auf die lächerlichste Weise vor Notar und Zeugen, damit man, wenn der blutige Prozeß beginnt, die gestempelten Beweisstücke vorzeigen und sein Recht bei allen Instanzen verfolgen könne. Als würde der Civilrichter das Schicksal der Menschheit entscheiden! Und das thut der König des mächtigsten Volks der Welt, das Gesetze geben und nicht empfangen sollte! Frankfurt ist jetzt Paris um funfzig Stunden näher. Und die deutsche Bundesversammlung hält ihre Dummheiten wenigstens geheim. Ich wußte immer, daß, wie hier so in allen Ländern, Herz nur bei dem Volke zu finden; aber jetzt erfahre ich daß auch der Verstand nur bei dem Volke zu suchen, und daß Regierungen, wie ohne Herz auch ohne Verstand sind. Manchmal dachte ich: es ist nur die Maske der Dummheit, es muß dahinter etwas stecken; aber jetzt sehe ich ein, daß die Dummheit ernstlich gemeint ist, und daß nichts dahinter steckt, als eine noch größere Dummheit.

Mit Worten kann ich Ihnen den Eindruck nicht schildern, den Paganini in seinem ersten Conzerte gemacht; ich könnte ihn nur auf seiner eigenen Geige nachspielen, wenn sie mein wäre. Es war eine göttliche, es war eine diabolische Begeisterung. Ich habe so etwas in meinem Leben nicht gesehen noch gehört. Dieses Volk ist verrückt und man wird es unter ihm. Sie horchten auf, daß ihnen der Athem verging, und das nothwendige Klopfen des Herzens störte sie und machte sie böse. Als er auf die Bühne trat, noch ehe er spielte, wurde er zum Willkommen mit einem donnernden Jubel empfangen. Und da hätten Sie diesen Todfeind aller Tanzkunst sehen sollen, in der Verlegenheit seines Körpers. Er schwankte umher wie ein Betrunkener. Er gab seinen eignen Beinen Fußtritte und stieß sie vor sich

her. Die Arme ſchleuderte er bald himmelwärts, bald zur Erde hinab; dann ſtreckte er ſie nach den Couliſſen zu, und flehte Himmel, Erde und Menſchen um Hülfe an in ſeiner großen Noth. Dann blieb er wieder ſtehen mit ausgebreiteten Armen und kreuzigte ſich ſelbſt. Er ſperrte den Mund weit auf und ſchien zu fragen: gilt das mir? Er war der prächtigſte Tölpel, den die Natur erfinden kann, er war zum malen. Himmliſch hat er geſpielt. In Frankfurt hatte er mir bei weitem nicht ſo gut gefallen; das machte die Umgebung. Ich hörte mit tauſend Ohren, ich empfand mit allen Nerven des ganzen Hauſes. In ſeinen Variationen am Schluſſe machte Paganini Sachen, wobei er lachen mußte. Nun möchte ich wiſſen, ob er über das närriſche Publikum gelacht, oder ob er ſich ſelbſt Beifall zugelacht, oder ob er ſich ausgelacht. Das Letztere iſt wohl möglich, denn es ſchienen mir große Kindereien zu ſeyn. Die Pariſer Zeitungsherausgeber ſind noch gar nicht zur Beſinnung gekommen; dieſe Wort-Millionäre wiſſen zum Erſtenmale nicht, was ſie ſagen ſollen. Nur einige Seufzer und große Redensarten haben ſie einſtweilen in die Welt geſchickt, und verſprechen umſtändliche Kritik auf ſpätere Tage. Das Erhabenſte, was über Paganini geſagt worden, iſt: man habe zwei Stunden lang die Polen vergeſſen. Er habe la figure la plus méphistopholique du monde, ſo daß eine Dame, als ſie ihn erblickte, einen fürchterlichen Schrei ausſtieß. Der große Violinſpieler Baillot wurde von Madame Malibran gefragt, was er von Paganini denke. Er antwortete: Ah! Madame, c'est miraculeux, inconcevable, ne m'en parlez pas, car il y a de quoi rendre fou. Glückliches Volk, die Pariſer! Alles fällt auf ſie herab, Alles ſtrömt ihnen zu. Glück, Jammer, Reichthum, Armuth, Italien, Thränen, Paganini, Polen — und ſie mengen und miſchen das unter einander, und zuletzt wird's immer ein Punſch.

Geſtern Mittag wohnte ich einem Conzerte bei, das in der königlichen Singſchule von Knaben und Mädchen von 6 bis 16 Jahren aufgeführt worden. Man gab ein Oratorium von Händel, Samſon, Text von Milton, und die Schlacht von Marignan, ein Kriegsgeſang. Dieſe Schlacht hat Franz I. im Jahre 1515 über die Schweizer gewonnen, und in dem nämlichen Jahre hat Clement Jennequin die Cantate componirt. Man hörte alſo eine dreihundertjährige Muſik. Höchſt originell! Aber ich Muſik-Ignorant kann Ihnen das nicht vorſtellig machen. So viel merkte ich wohl, daß dieſe Muſik drei Jahrhunderte von Roſſini entfernt iſt, aber lange nicht ſo weit von Weber. Der Freiſchütz mag wohl viel Altdeutſches haben. Dieſe Singſchule hieß vor der Revolution im Juli: Institution royale de musique réligieuse; aber ſeitdem hat man ſie, ob zwar ihre Beſtimmung für die Bildung zur Kirchenmuſik

in Frankreich, und nichts dagegen zu thun. So hat Herr von Schlitz seinen Witz verloren, die würtemberger Bauern bezahlen die straßburger Reise und bekommen das Salz nicht wohlfeiler als bisher. Es ist himmlisch, wie man diese Sünder quälen kann durch ein einziges freimüthiges Wort.

Haben Sie gelesen, mit welcher schönen Rede der König von Baiern seine lieben und getreuen Stände begrüßt? Er hat mit ihnen gesprochen wie ein Schulmeister mit seinen Jungen. Er sagte, es gäbe nichts, das himmlischer wäre, als König von Baiern zu seyn. Ach, mein Gott, ich glaube es ihm. Wenn ich das Unglück hätte, ein Fürst zu sern, so würde es mich etwas trösten, wenigstens ein deutscher Fürst zu sern: denn dieser erfährt erst in jener Welt, wie schwer es ist, gut zu regieren, und wie viele Dummheiten er gemacht während seines Lebens. Der König hat ein Gesetz über die Preßfreiheit angekündigt, über — das heißt gegen. Nun möchte ich doch wahrhaftig wissen, was dieser Bettlerin noch zu nehmen wäre! Und was macht die bayerische Regierung so keck? Woher kommts, daß sie, und sie mehr als jede andere deutsche Regierung der öffentlichen Meinung trotzt, sie neckt, herausfordert und quält ohne allen Gewinn für sie? Es kommt daher, weil sie mit Frankreich einverstanden ist, weil sie auf diesen Schutz rechnet, wenn ihre Unterthanen sich empören sollten, weil sie ihre Unabhängigkeit nach außen um den Preis der Schrankenlosigkeit nach innen verkauft hat. So war es unter Napoleon auch. Dieser verstand die deutschen Regierungen sehr gut. Er wußte, daß der Deutsche gern ein Knecht ist, wenn er nur zugleich auch einen Knecht hat. Er machte die deutschen Fürsten unbeschränkt ihren Unterthanen gegenüber und dafür wurden sie seine Unterthanen. Das ist die schöne Zukunft des deutschen Volks! Nur seine Fürsten haben in einem Kampf mit Frankreich zu gewinnen oder zu verlieren; es selbst wird Schmach und Sklaverei finden, besiegt oder siegend — gleichviel. Doch davon genug für heute. Alle meine Sackrücher sind bei der Wäscherin, und es wäre viel dabei zu weinen.

Warum wundert Sie, daß Sie von Medor nicht früher gehört? Habe ich doch selbst erst nach einem Aufenthalt von fünf Monaten von ihm erfahren. In Paris ist ein Hund nicht mehr als in Deutschland ein Unterthan, an den man erst denkt, wenn er Abgaben zu zahlen hat. Von Medor fing man erst an zu sprechen, als Maler, Lithographen, Biographen, Dichter, Bänkelsänger und Hundewächter die Erfahrung gemacht, daß mit dem Thiere etwas zu verdienen sey. Kürzlich hörte ich erzählen, Medor sey gar nicht der ächte liberale Hund, sondern ein falscher; den rechten habe ein Engländer gekauft und fortgeführt. Es ist aber gelogen. Ich habe es aus

noch zu amüsiren habe! — Ich erhalte so eben Ihren Brief, und gleichzeitig bringt mir ein Freund die neueste preußische Staatszeitung. Gönnen wir den Papier-Spitzbuben ihre letzte Betrunkenheit, der Henker wird sie bald holen. Aber wegen der Polen wollen wir uns keinen täuschenden Hoffnungen überlassen. Ich danke dem St. für seine Nachrichten; aber daß sich die Russen zurückziehen, beweist keineswegs etwas zu ihrem Nachtheile. Sie wollen die polnische Armee, nämlich den armen Rest derselben, von Warschau abziehen, und Warschau wird den Barbaren doch nicht entgehen. Es müßte ein Wunder geschehen, die Polen zu retten. Aber was liegt dem Himmel an einem Wunder mehr? Ist die Tapferkeit der Polen nicht selbst ein Wunder? Der Krieg ist jetzt hier so gut als entschieden. Italien gab den Ausschlag, der heutige Moniteur enthält die Ordonnanz, daß achtzig Tausend Mann sich marschfertig halten sollen. Wenn Sie heute oder morgen hören, daß hier ein noch schläfrigeres Ministerium als das bisherige gebildet worden, soll Sie das nicht irre machen, es gibt doch Krieg. Man will nur etwas Wasser in den Wein gießen, daß er den Franzosen nicht zu sehr in den Kopf steige.

Samstag, den 12. März.

Man fängt, wie ich merke, schon wieder an, das deutsche Volk einzuheizen, damit es seine Fürsten warm haben, wenn das französische Schneegestöber über sie kommt. Die alte Komödie von 1814 und 1815 neu einstudirt. Sie schleppen mächtige Klötze herbei und häufen Nationalgefühle, Bundestreue, festen Zusammenhang, Ehre, Widmung, Tugend, Vaterlandsliebe, Mont-Martre-Erinnerungen als Reiserbündel haushoch übereinander. Der breite eiserne deutsche Ofen wird herhalten und sich geduldig vollstopfen lassen, wie das vorige Mal, und glühen und roth werden vor Zorn gegen die Franzosen. Görres, der „alte und ächte Freund und Hohepriester der Freiheit," wie er sich selbst nennt, schreibt in der allgemeinen Zeitung vaterländische Briefe, von welchen mir erst der Anfang unter die Augen gekommen. Das Zeug da oben, das ich unterstrichen, ist schon darin. Ich zweifle nicht, daß die Narren sich zum Zweitenmale werden zum Besten halten lassen. Aber wenn es geschieht, dann wird kein Engel im Himmel so weich, nachsichtig oder mitleidig seyn, über die betrogenen Thoren zu weinen. Lachen wird der ganze Himmel, und Gott selbst wird lachen und wird in der besten Laune französisch zu sprechen anfangen und sagen: quelle grosse bête que ce peuple allemand! und wird in die Oper gehen und sich gar nicht darum bekümmern, wenn die undankbaren Fürsten ihre Erretter zum Zweitenmale nach Amerika verbannen,

oder in Köpenik und Magdeburg einſperren. Aber beim Himmel! Wenn es zum Kriege kömmt, und Görres, Arndt und die übrigen deutſchen Kapuziner fangen ihre alten Litaneien zu plärren an, dann will ich doch ein Wort mitſprechen, und wir wollen ſehen, welcher Stahl beſſere Funken gibt Jetzt gilt's! Wird Deutſchland diesmal nicht frei, geht ihm wieder ein ganzes Jahrhundert verloren.

Wenn Sie leſen: Odillon-Barrot, Mauguin, Lamarque ſind Miniſter geworden — das ſind die Männer, welche der Revolution vom Juli treu geblieben und ſie begleiten wollen bis zum Ziele — dann packen Sie gleich ein und reiſen nach Paris, ehe die Grenzen geſperrt werden; denn alsdann iſt der Krieg gewiß und nahe. Aber wahrſcheinlich werden Sie nichts davon leſen, ſondern Caſimir Perrier und andere Zitterer werden an das Steuer kommen, bis der Sturm losbricht.

Adieu! und die Handelskammer ſoll Aſche auf ihr Haupt ſtreuen, und ſoll faſten (jetzt kann ſie es noch freiwillig) und ſoll ſich neun und dreißig Riemenhiebe geben laſſen; denn Jeruſalem wird untergehen. — O wai geſchrieen!

Zwei und vierzigſter Brief.

Paris, Dienstag, den 15. März 1831.

— Nun, Lafitte iſt jetzt auch aus der Regierung getrieben, der erſte und letzte Mann der Revolution. Und die Narren hier reden ſich jetzt ein, Caſimir Perrier würde ihnen Roſen und Veilchen pflanzen, und ſie würden ein Schäferleben führen, und den ganzen Tag oben auf dem reinen Hügel der Renten ſtehen, und ſingen und hinabſchauen in das grüne Thal, wo das graſende Lämmervolk ſpringt. Teufel! In Deutſchland war ich ſchon längſt der einzige geſcheidte Menſch; das war mir läſtig und ich ging darum nach Frankreich. Und mit Aerger ſehe ich jetzt ein, daß ich hier auch der einzige geſcheidte Menſch bin. Wo flüchte ich mich hin? Wo finde ich Verſtand? Und wiſſen Sie, warum ich allein klug bin unter ſo vielen Narren? Weil ich an Gott glaube, und an die Natur, und an die Anatomie, und an die Phyſiologie; und die Andern verlaſſen ſich auf Menſchen, und auf ihre Künſte, und auf die Polizei. Ich weiß freilich nicht, wie die, welche einen politiſchen Barometer in ihrem Kabinette haben, ob morgen gutes oder ſchlechtes Wetter ſeyn wird; aber ich weiß: im Winter iſt es kalt und im Sommer iſt es warm. Meine Briefe werden für oder gegen mich zeugen. Nicht — — —

Nach dem Nicht bekam ich Beſuch, der eine halbe Stunde dauerte, und jetzt habe ich vergeſſen, was ich ſagen wollte. Aber kurz, ich bin Paris überdrüſſig. Soll ich in Dummheiten leben, ſo ſey es wenigſtens in meiner vaterländiſchen. Da iſt doch Genie darin; hier aber pfuſchen ſie nur und bringen mit dem ſchlechteſten Willen doch nichts Schlechtes zu Stande.

— Herr *** hat mir erzählt, unter den Frankfurter Juden wäre eine Inſurrektion gegen ihren Verſtand ausgebrochen. Sie wollen Rechenſchaft über die Finanzverwaltung haben, und ſo lange dieſe nicht abgelegt würde, keine Gemeinde-Steuern bezahlen. Da iſt ja ſehr luſtig! Wer ſind denn die jüdiſchen 221, und wer iſt der jüdiſche Polignac? Ich meine, das müßte den Krieg entſcheiden. Europa wird doch endlich einſehen, daß keine Ruhe iſt, ſo lange Frankreich beſteht. Wenn ſogar die Juden wanken, der Throne feſte Säulen, worauf kann ich noch bauen? Die vermaledeyte Preßfreiheit iſt ſchuld an Allem.

— Ein Bankier ſagte mir neulich, Laffitte habe dreißig Millionen gehabt und jetzt ſey er zu Grunde gerichtet. Wenn ſich der Friede erhält und die Staats-Effekten wieder zu Werthe kommen, wird ihm höchſtens eine Million übrig bleiben; wenn nicht, nicht ſo viel, daß er ſeine Gläubiger befriedigen kann. Laffitte iſt ehrenvoll gefallen, er hat ſein Vermögen dem Staate aufgeopfert. Er hat es immer geſagt, er ſetze allen ſeinen Reichthum daran, die Bourbons zu ſtürzen, und er hat es gethan. Durch eine großmüthige Neigung ohnedies getrieben, leiſtete Laffitte aus Politik jedem Hülfe, der ihn um Beiſtand anſprach. Er wollte ſich dadurch Anhänger erwerben, um ſie zu Feinden der Bourbons zu machen. Wer in Frankreich irgend ein Gewerbe, einen Handel, eine Fabrik unternehmen wollte, benutzte Laffitte's Capitalien. Durch die Revolution wurden alle jene Schuldner unfähig zu bezahlen, und ſo iſt Laffitte zu Grunde gegangen. Rothſchild aber wird beſtehen bis an den jüngſten Tag — der Könige. Welch ein Ultimo! Wie wird das krachen.

— Ich habe meine theatraliſche Laufbahn angetreten, nämlich mein Laufen in die Theater. Die Beine ſind mir noch ſteif davon. Erſt wird man müde vom Gehen, dann wird man müde vom Stehen, dann wird man müde vom Sitzen. Aber einſchlafen thut man doch nicht. Es iſt eben die liebe Natur, die man nimmt, wie ſie ſich gibt; von der Kunſt aber verlangt man mit Recht, ſie ſolle ſchön und gefällig ſeyn. Ein lebendiger Eſel iſt mir lieber als ein todter Löwe, eine gebratene Kartoffel lieber als eine unreife Ananas, ein munterer Taugenichts lieber als ein ſchläfriger Hofrath — und was ich Ihnen ſonſt noch ſagen könnte, um zu entſchuldigen, daß mir das Pariſer Theater beſſer gefällt als das Berliner, worüber ſich Herr von

Raumer, wie ich hoffe, ärgern wird, wenn er es erfährt. Aber gottloses Zeug: gräulich gottlos! Und wenn man ins Theater kommt mit Jehova, Christus und Mahomed, und mit dem ganzen Olymp, und mit allen Heiligen im Herzen, geht man hinaus, ist keiner mehr da, Alle weggelacht, und ich glaube die Gottheiten und Götter, sie lachen im Stillen selbst mit. Sie wissen, wie ich über Religion gesinnt bin. Ich denke: wer so unglücklich ist an keinen Gott zu glauben, ist nicht ganz unglücklich, so lange er noch an den Teufel glaubt, und wer an keinen Teufel glaubt, wäre noch unglücklicher, wenn er an keine Pfaffen glaubte. Nur glauben! Was ist selbst der glücklichste Mensch ohne Glauben? Eine schöne Blume in einem Glase Wasser, ohne Wurzel und ohne Dauer. Aber was geht mich der Unglaube der Andern an? Ich lache und denke: ich habe meinen Gott, seht zu, wie ihr ohne ihn fertig werdet, das ist euere Sache. Ich habe nie begreifen können, wie gläubige Menschen so unduldsam seyn mögen gegen ungläubige. Es ist auch nur Adel- und Priesterstolz. Die Frommen sehen den Himmel für einen Hof an und blicken mit Verachtung auf alle diejenigen herab, die nicht hoffähig sind wie sie. Darum erquickt es mich, wenn in den neuen französischen Volks-Souverainen und zensurfreien Theaterstücken die Geistlichkeit, die schwarze Gensd'armerie und geheime Polizei der Fürsten so geneckt und gehudelt wird. Es ist eine Schadenfreude, daß man jauchzen möchte. Und was thut man ihnen denn? Sie werden nicht gemartert, nicht verbannt, nicht eingekerkert, nicht verflucht, durch keinen Höllenspuk geängstigt; man nimmt ihnen keine Zehnten ab, man macht sie nicht dumm; man lacht sie nur aus. Wahrlich die Rache für tausend Jahre erlittener Qual ist mild genug! Es ist aber auch eine Lebensfreudigkeit, eine frisch quellende Natur in den Pariser Schauspielern, so oft sie Geistliche vorstellen, daß man deutlich wahrnimmt, wie ihnen Alles aus der Brust kommt, und wie sie gar nicht spielen, sondern wie das Herz mit ihnen selbst spielt. Die Tartüffe-Natur können sie auswendig wie das Ein-mal-Eins. Die Pfaffenheuchelei in ihren feinsten Zügen zeichnen sie mit geschlossenen Augen. Und doch muß ich zu ihrem Ruhme sagen, daß sie keine Bosheit in die Rolle bringen. Sie betragen sich als großmüthige Sieger, entwaffnen den Feind, thun ihm aber nichts weiter zu Leide.

— Im Theatre de l'Ambigue habe ich drei Stücke gesehen, die mich auf diese Gedanken gebracht. Das erste heißt: la Papesse Jeanne. Der Titel allein macht schon satt. Jahrhunderte lang glaubte die Welt, es wäre einmal eine Frau Papst gewesen, und das Geheimniß sey erst entdeckt worden, als der heilige Vater in die Wochen gekommen. Das ist die berühmte Päpstin Johanna. Neue Historiker haben die alte Geschichte

für ein Mährchen erklärt. Aber was ändert das? Die Hauptsache bleibt immer wahr. Man hatte eine solche Vorstellung von der Verdorbenheit der päpstlichen Kirche, daß man das Mögliche für wirklich hielt. Diese Päpstin tritt im Vaudeville auf. Anfänglich ist sie erst Cardinal. Eine lange prächtige Frauensperson in Weiberkleidern ist allein mit ihrem Kammermädchen, und lachen die beide und machen sich lustig über die Cardinalität unter der Haube und unter der rothen Mütze, daß die Wände zittern. Die Cardinalin Jeanne erzählt ihre frühere Geschichte. Sie war mit einem Kreuzfahrer als dessen Ehefrau in den heiligen Krieg gezogen. Dort verlor sie im Gedränge ihren Mann, und wurde als leichte Waare von einem Pascha, von einem Kreuzritter dem andern zugeworfen. Sie kam als Mann verkleidet nach Rom, trat in den geistlichen Orden, und als sie es durch pfäffische Geschmeidigkeit so weit gebracht, daß sie nichts mehr roth machen konnte, als der Purpur, bekam sie ihn. Die Cardinalin geht ins Seitenzimmer, sich als Mann umzukleiden. Unterdessen tritt ein alter Cardinal herein, tändelt mit dem Kammermädchen und macht ihm Liebeserklärungen. Jeanne erscheint im rothen Ornate. Wechselseitige Heuchelei und christliche Bruderliebe der beiden Cardinäle. Der männliche Cardinal geht fort, und dem weiblichen wird ein Kreuzfahrer gemeldet, der aus dem gelobten Lande kommt. Ein gemeiner Reiter tritt herein, ein gebarnischter Lümmel, sieht dem Cardinal ins Gesicht, und schreit: meine Frau! meine Frau Cardinal! Der Kerl möchte sich todt lachen. Die erschrockene Jeanne bittet um Gottes willen, sie nicht zu verrathen. Er gelobt Verschwiegenheit für vieles Geld und vielen Wein. Er bekömmt beides, und betrinkt sich. In diesem Zustande vergißt er sein Wort, und ruft in einem fort: meine Frau Cardinal! und lacht unbändig. In dieser Lage der Dinge kommen sämmtliche Cardinäle herein, um Johanna in das Conclave abzuholen, wo ein neuer Papst gewählt werden soll. Sie hören die wunderlichen Reden des Soldaten, werden argwöhnisch, und dringen in ihn, zu erklären, wer von ihnen eine Frau und seine Ehehälfte wäre. Der Soldat bekömmt einen verstohlenen Wink von Johanna, den er versteht. Er stürzt mit ausgebreiteten Armen auf den ältesten und garstigsten Cardinal los, fällt ihm um den Hals, küßt ihn und schreit: Du bist meine Frau! Kennst Du mich nicht mehr, liebe Sophie? Die andern Cardinäle stellen sich, als glaubten sie das, denn gerade derjenige von ihnen, den sich der Reiter zur Frau gewählt, hat die meiste Aussicht, Papst zu werden, und sie möchten ihn beseitigen. Sie sperren den Verräther ein und eilen in das Conclave, wo Johanna zum Papst gewählt wird. Der heilige Vater und die Cardinäle singen die schönsten und erbaulichsten Lieder; der Kreuz-Soldat wird zum

oder in Köpenik und Magdeburg einſperren. Aber beim Himmel! Wenn es zum Kriege kömmt, und Görres, Arndt und die übrigen deutſchen Kapuziner fangen ihre alten Litaneien zu plärren an, dann will ich doch ein Wort mitſprechen, und wir wollen ſehen, welcher Stahl beſſere Funken gibt. Jetzt gilt's! Wird Deutſchland diesmal nicht frei, geht ihm wieder ein ganzes Jahrhundert verloren.

Wenn Sie leſen: Odillon-Barrot, Mauguin, Lamarque ſind Miniſter geworden — das ſind die Männer, welche der Revolution vom Juli treu geblieben und ſie begleiten wollen bis zum Ziele — dann packen Sie gleich ein und reiſen nach Paris, ehe die Grenzen geſperrt werden; denn alsdann iſt der Krieg gewiß und nahe. Aber wahrſcheinlich werden Sie nichts davon leſen, ſondern Caſimir Perrier und andere Zitterer werden an das Steuer kommen, bis der Sturm losbricht.

Adieu! und die Handelskammer ſoll Aſche auf ihr Haupt ſtreuen, und ſoll faſten (jetzt kann ſie es noch freiwillig) und ſoll ſich neun und dreißig Riemenhiebe geben laſſen; denn Jeruſalem wird untergehen. — O wai geſchrieen!

Zwei und vierzigſter Brief.

Paris, Dienstag, den 15. März 1831.

— Nun, Lafitte iſt jetzt auch aus der Regierung getrieben, der erſte und letzte Mann der Revolution. Und die Narren hier reden ſich jetzt ein, Caſimir Perrier würde ihnen Roſen und Veilchen pflanzen, und ſie würden ein Schäferleben führen, und den ganzen Tag oben auf dem reinen Hügel der Renten ſtehen, und ſingen und hinabſchauen in das grüne Thal, wo das graſende Lämmervolk ſpringt. Teufel! In Deutſchland war ich ſchon längſt der einzige geſcheidte Menſch; das war mir läſtig und ich ging darum nach Frankreich. Und mit Aerger ſehe ich jetzt ein, daß ich hier auch der einzige geſcheidte Menſch bin. Wo flüchte ich mich hin? Wo finde ich Verſtand? Und wiſſen Sie, warum ich allein klug bin unter ſo vielen Narren? Weil ich an Gott glaube, und an die Natur, und an die Anatomie, und an die Phyſiologie; und die Andern verlaſſen ſich auf Menſchen, und auf ihre Künſte, und auf die Polizei. Ich weiß freilich nicht, wie die, welche einen politiſchen Barometer in ihrem Kabinette haben, ob morgen gutes oder ſchlechtes Wetter ſeyn wird; aber ich weiß: im Winter iſt es kalt und im Sommer iſt es warm. Meine Briefe werden für oder gegen mich zeugen. Nicht — — —

Nach dem Nicht bekam ich Beſuch, der eine halbe Stunde dauerte, und jetzt habe ich vergeſſen, was ich ſagen wollte. Aber kurz, ich bin Paris überdrüſſig. Soll ich in Dummheiten leben, ſo ſey es wenigſtens in meiner vaterländiſchen. Da iſt doch Genie darin; hier aber pfuſchen ſie nur und bringen mit dem ſchlechteſten Willen doch nichts Schlechtes zu Stande.

— Herr *** hat mir erzählt, unter den Frankfurter Juden wäre eine Inſurrektion gegen ihren Verſtand ausgebrochen. Sie wollen Rechenſchaft über die Finanzverwaltung haben, und ſo lange dieſe nicht abgelegt würde, keine Gemeinde-Steuern bezahlen. Da iſt ja ſehr luſtig! Wer ſind denn die jüdiſchen 221, und wer iſt der jüdiſche Polignac? Ich meine, das müßte den Krieg entſcheiden. Europa wird doch endlich einſehen, daß keine Ruhe iſt, ſo lange Frankreich beſteht. Wenn ſogar die Juden wanken, der Throne feſte Säulen, worauf kann ich noch bauen? Die vermaledeyte Preßfreiheit iſt ſchuld an Allem.

— Ein Bankier ſagte mir neulich, Laffitte habe dreißig Millionen gehabt und jetzt ſey er zu Grunde gerichtet. Wenn ſich der Friede erhält und die Staats-Effekten wieder zu Werthe kommen, wird ihm höchſtens eine Million übrig bleiben; wenn nicht, nicht ſo viel, daß er ſeine Gläubiger befriedigen kann. Laffitte iſt ehrenvoll gefallen, er hat ſein Vermögen dem Staate aufgeopfert. Er hat es immer geſagt, er ſetze allen ſeinen Reichthum daran, die Bourbons zu ſtürzen, und er hat es gethan. Durch eine großmüthige Neigung ohnedies getrieben, leiſtete Laffitte aus Politik jedem Hülfe, der ihn um Beiſtand anſprach. Er wollte ſich dadurch Anhänger erwerben, um ſie zu Feinden der Bourbons zu machen. Wer in Frankreich irgend ein Gewerbe, einen Handel, eine Fabrik unternehmen wollte, benutzte Laffitte's Capitalien. Durch die Revolution wurden alle jene Schuldner unfähig zu bezahlen, und ſo iſt Laffitte zu Grunde gegangen. Rothſchild aber wird beſtehen bis an den jüngſten Tag — der Könige. Welch ein Ultimo! Wie wird das krachen.

— Ich habe meine theatraliſche Laufbahn angetreten, nämlich mein Laufen in die Theater. Die Beine ſind mir noch ſteif davon. Erſt wird man müde vom Gehen, dann wird man müde vom Stehen, dann wird man müde vom Sitzen. Aber einſchlafen thut man doch nicht. Es iſt eben die liebe Natur, die man nimmt, wie ſie ſich gibt; von der Kunſt aber verlangt man mit Recht, ſie ſolle ſchön und gefällig ſeyn. Ein lebendiger Eſel iſt mir lieber als ein todter Löwe, eine gebratene Kartoffel lieber als eine unreife Ananas, ein munterer Taugenichts lieber als ein ſchläfriger Hofrath — und was ich Ihnen ſonſt noch ſagen könnte, um zu entſchuldigen, daß mir das Pariſer Theater beſſer gefällt als das Berliner, worüber ſich Herr von

schönen Reisewagen dafür kaufen, wenn ich ja in Paris einen Narren von Sattler fände, der das für baares Geld nähme. Was fange ich mit meiner Krone an? Soll ich Ihnen eine Kette davon machen lassen? Aber Sie trügen sie nicht, denn die Blutflecken sind nicht heraus zu brennen.

— Gestern kamen Nachrichten, die Oesterreicher wären in Bologna und Reggio eingezogen, und hätten dort die ganze Nationalgarde niedergemetzelt — das heißt: alle reichen, vornehmen und edlen Bürger. O und Ach! O und Ach! und wenn Shakespeare wieder käme, er könnte nichts Besseres sagen, als O und Ach! Darum will ich es dabei bewenden lassen.

— — Ich sah gestern Ferdinand Cortez in der großen Oper. Das war, nach allen den Mehl- und Fleischspeisen, welche uns die königliche Akademie der Musik diesen ganzen Winter aufgetischt, einmal Roastbeef mit englischem Senf. Auch sagte mir mein französischer Nachbar schon vor der Ouverture, die Musik wäre sehr langweilig. Aber ich fand das gar nicht. Im Gegentheile, sie gibt uns nur zu viel Beschäftigung. Der Ausdruck der glühenden Leidenschaft ist zu stark, zu anhaltend; das brennt uns gerade über den Scheitel, und nirgends ein kühles Plätzchen. Das Haus war ungewöhnlich voll, aber wie mein Nachbar war alle Welt nur gekommen, das nachfolgende Ballet zu sehen. Ich ballte schon zum voraus die Fäuste, denn ein Ballet bringt mich immer in den heftigsten Zorn, in einen wahren Bierhaus-Zorn. Ich möchte den Tänzern und Tänzerinnen Arm und Beine entzwei schlagen, wenn sie wie toll unter einander springen, und man recht deutlich wahrnimmt, wie keiner weiß, was er fühlt, was er denkt, was er thut, wo er hin will; wenn sie sich auf ein Bein stellen, das andere in die Luft kreuzend, und so einen Wegweiser bilden; wenn sie sich wie gepeitschte Kreisel drehen und mit ihren Füßen lächerliche Triller schlagen — dann verliert man alle Geduld. Darauf war ich vorbereitet, und wurde angenehm überrascht. Das Ballet war wunderschön. Es sind Gedanken, Gefühle und Handlungen darin, wie sie sich für diese zarte Kunst schicken. Ich meine, man sollte nichts Anderes tanzen, als was man auf der Flöte spielen darf. Donnerwetter in den Beinen, Husarentänze, Trompetensprünge — das ist gar zu lächerlich. Man gab Flore et Zéphire, ballet anacréontique. Dieses Beiwort, und daß die Composition gefällig war, scheint mir zu beweisen, daß es ein altes Ballet ist, aus der schönen Zeit vor der Sündfluth. Seit der Revolution ist in Frankreich die Tanzkunst sehr in Verfall gekommen, und ich kann mir das erklären. Früher war das gesellige Leben in Frankreich selbst ein beständiges Tanzen. Jede körperliche Bewegung war abgemessen, anständig, würdig und geschmackvoll, nach dem Geschmacke der Zeit. So fand die Tanzkunst, die ein ferneres Ziel hat, als

die Tanznatur, ehe sie ihre Laufbahn begann, den halben Weg schon zurückgelegt. Jetzt aber ist das ganz anders. Da alle Stände gleich sind, in der öffentlichen Achtung wie vor dem Gesetze, bemüht sich keiner mehr durch ein feineres Aeußere zu zeigen, daß er einem höhern Stande angehört. Man sucht den Weibern nicht mehr zu gefallen, und mit der Zärtlichkeit ging bei den Männern auch alles Zarte verloren. Es ist unglaublich, mit welcher Unritterlichkeit hier die Frauenzimmer von dem männlichen Geschlecht behandelt werden. Wenn nicht eine zufällige persönliche Neigung stattfindet, auf das Geschlecht als solches wird gar keine Rücksicht genommen. Die jungen Leute treten mit weniger Umständen in eine Gesellschaft als in ein Kaffeehaus ein; kaum daß sie sich verneigen, viel, wenn sie grüßen. Haben sie mit der Frau vom Hause einige unhörbare Worte gewechselt, oder ihr eine Minute lang zugelächelt, ist ihre Galanterie erschöpft. Das ist sehr bequem, aber das Ballet muß dabei zu Grunde gehen. Das Tanzen auf den Bällen müßten Sie sehen. Es ist gar kein Tanzen, es ist nicht einmal rechtes Gehen. Vier Paare stellen sich einander gegenüber, reichen sich verdrießlich, und ohne sich dabei anzusehen, die Hände, und schleichen so matt auf ihren Beinen herum, als wären sie erst einen Tag vorher von der Cholera morbus aufgestanden. An angenehme Touren, an Pas ist nicht zu denken. Ich kann Sie versichern, daß ich mit meinen alten Pas vom Langerhans aus der Gelnhäuser-Gasse in Paris Aufsehen machen würde. Zu spät fiel mir ein, wie dumm ich gewesen, daß ich auf dem großen Opernball, wo ich von der Hitze und dem Gedränge so vieles auszustehen hatte, nicht getanzt. Man hätte mir, wie jedem Tänzer, Platz gemacht, und ich hätte mich ausruhen können, vom Gehen und vom Nichttanzen. Auch habe ich mir fest vorgenommen, wenn ich hier wieder in ein solches Ballgedränge komme, mich in eine Quadrille zu flüchten, und dort das Glück der Ruhe zu genießen. Nicht zu vergessen, ich habe hier noch kein Frauenzimmer einen Knix machen sehen. O Zeiten! O Sitten! O ihr schönen Tage des Menuets! O Vestris! . . . O verdammte Preßfreiheit!

Wieder auf das Ballet zu kommen. Es treten darin alle Götter des Olymps auf. Bacchus, Flora, Zephyr, Venus, Amor, Hymen und auch einige bürgerliche Gottheiten, die Unschuld, die Schambaftigkeit. Ach! ich schäme mich's zu sagen, meine ganze Mythologie habe ich vergessen. Ich bin sehr alt geworden. In meiner Jugend kannte ich alle Götter und Göttinnen, so gut als ich meine Onkels und Tanten kannte. Ich wußte deren Namen, deren Würden und deren Aemter, deren Wohnungen, wußte, wie sie gekleidet waren, und kannte deren ganze Lebensgeschichte. Jetzt, nichts mehr. Zephyr, weil er Flügel auf dem Rücken trug, sah ich für Amor an.

Hauptmann der päpstlichen Leibwache ernannt, und die Geschichte ist aus. Nutzanwendung: Wer den Schaden hat, braucht nicht für den Spott zu sorgen.

Das zweite Stück war Joachim Mürat, König von Neapel, eine Biographie mit Musik und Dekorationen. Die dramatische Kunst, wenn hier je nach so etwas gefragt werden darf, hatte dabei nicht die geringste Arbeit; man brauchte blos die Erinnerung auszustopfen, und Mürat stand da, wie er lebte. Er war ein schöner Mann, hatte den Anstand eines guten Schauspielers, liebte den Putz, und war tapfer wie ein edler Ritter. Dabei ein vortrefflicher Fürst, der sein Land gut regierte und es glücklich gemacht hätte, hätten es die Pfaffen und der heilige Januarius zugegeben. Auf der Bühne geht sein Leben mit solcher Schnelligkeit an uns vorüber, daß uns schwindelt. Im ersten Akte ist er Zögling in einer geistlichen Schule, im zweiten Husar, im dritten König, im vierten wird er todt geschossen. Aber wie todt geschossen! Das Kriegsgericht des dummen Ferdinand von Neapel, ein Banditen-Gericht mit Floskeln, verurtheilt Mürat. Er stellt sich vor die Soldaten, kommandirt Feuer und stürzt hin. Das geschieht wie die wahre Geschichte im Zimmer. Man wagte es nicht im Freien, Gott sollte es nicht sehen. Es ist entsetzlich! Die Pariser Melodramen-Dichter sind wahre Kannibalen, Menschenfresser, sie reißen einem das Herz aus dem Leibe. Das Ohr kann nicht gerührt werden von solchem dummen Zeug; aber die Augen müssen doch weinen, wenn sie offen sind. Lustig ist der erste Akt, wo Mürat im Seminarium als junger Abbé auftritt. Ganz schwarz unter lauter schwarzen Kameraden blickt Mürats rosenrothes lebensvolles Gesicht aus der dunkeln Kleidung gar angenehm hervor. Himmel! was werden da für Streiche gespielt, von den alten und von den jungen Geistlichen, von den himmlischen und von den öffentlichen Taugenichtsen! Man könnte zehn Christenthümer damit zu Grunde richten. Wir sahen auch die Prozession des heiligen Januarius in Neapel. Als die Franzosen Neapel eroberten, wurde von ihnen die Statue des heiligen Januarius, der Schutzgott des Volkes, in das Meer gestürzt. Mürat ließ sie später wieder herausfischen, aber die Nase fehlte. Darüber war das Volk trostlos. Der Erzbischof war einverstanden mit König Mürat. Als nun der heilige Januarius ohne Nase auf dem Markte aufgestellt war, stürzten Fischer herbei und berichteten mit unbeschreiblichem Entzücken, sie hätten so eben die Nase auf dem Boden des Meeres wiedergefunden. Sie wird dem heiligen Januarius anprobirt, und sie paßt vollkommen und bleibt sitzen. Der Erzbischof schreit: Mirakel! und das Volk: es lebe *Joachim*! Dabei erinnerte ich mich in Flagoletta gelesen zu haben,

daß, als die Franzosen nach Neapel kamen, das Blut des heiligen Januarius zur gehörigen Zeit nicht fließen wollte. Das entsetzte Volk in der Kirche drohte aufrührerisch zu werden. Da nahte sich ein französischer Offizier unter Lächeln und Bücklingen dem fungirenden Erzbischofe, zeigte ihm eine kleine Pistole in seinem Rockärmel, und sagte ihm freundlich: heiliger Bischof! haben Sie die Gefälligkeit, das Blut fließen zu machen, sonst jage ich Ihnen eine Kugel durch den Kopf. Der Bischof verstand den Wink und das Blut floß auf's schönste.

Die dritte Komödie war: Cotillon III., ou Louis XV. chez Madame Dubarry. Es hat mich angenehm überrascht, in diesem kleinen artigen Dinge keine betrübte Krittelei der alten Zeit zu finden; man wird das endlich satt. Im Gegentheil, alle Personen, selbst Ludwig XV. und der alte Erzbischof von Paris werden liebenswürdig dargestellt. Der Letztere erscheint bei der Morgentoilette der Dubarry, hilft ihr beim Ankleiden und kniet nieder, ihr die Schuhe anzuziehen. Er ist sehr galant und hofft bald Cardinal zu werden. Den leichten Fächerschlag mag die katholische Geistlichkeit hinnehmen; das ist doch kein grausames Spießruthenlaufen wie in der papesse Jeanne. Ich glaube Friedrich der Große war es, welcher der Dubarry, als der dritten Maitresse Ludwig XV., den Namen Cotillon III. gegeben. Die erste Maitresse nannte er Cotillon I., die zweite (Frau von Pompadour) Cotillon II. Der Erzbischof sagt in einem Vorzimmer der Dubarry zu einem tugendhaften jungen Secretair: Sous la Duchesse de Chateauroux, Cotillon I., je n'étais qu'abbé; je voulus m'amuser à faire de la morale, on m'envoya dire ma messe. Sous madame de Pompadour. Cotillon II., je fus beaucoup plus indulgeant, on me fit évêque; sous Madame Dubarry, Cotillon III., je suis archévêque, et le chapeau de Cardinal n'est suspendu que par un fil au-dessus de ma tête. Vienne un Cotillon IV., et je suis pape.

Drei und vierzigster Brief.

Paris, Donnerstag den 17. März 1831.

Heute sind es sechs Jahrhunderte, daß ich in Paris bin. Der Kalender, der Pächter, und alle, welche Hausmiethe zu bezahlen oder zu fordern haben, werden zwar behaupten, es wären erst sechs Monate; aber wie ist das möglich? Hätte ein enges halbes Jahr all' die großen Begebenheiten fassen können? Auch behaupten die Herren Schneider, die Zeit wäre wirklich geplatzt, und sie kommen alle herbei, sie mit ihren alten gestohlenen Lappen wieder zu flicken. Ich wollte, ich hätte eine Krone, ich würde nur zwei

Zwar fiel mir etwas auf, daß er ein so langer Mensch war, aber ich dachte: ich habe Amor seit zwanzig Jahren nicht gesehen, und er kann wohl unterdessen gewachsen seyn. Daß Hymen, Bacchus, Venus mittanzen, sah ich aus dem Programm; aber ich konnte sie nicht von einander unterscheiden. Die beiden Hauptrollen, Flora und Zephyr, waren vortrefflich besetzt, und weit davon entfernt, meinen ausgesprochenen Tadel zu verdienen. Besonders Flora entzückte mich. Eine bezaubernde Grazie, und eine Mäßigung in allen Bewegungen bei so großer Beweglichkeit, die ich noch bei keiner Tänzerin gepaart gefunden. Sie umgaukelte sich selbst, und war zugleich Blume und Schmetterling. Sie bewegte sich eigentlich gar nicht; sie erhob sich nicht, senkte sich nicht; sie wurde hinauf und herab gezogen, Luft und Erde stritten sich um ihren Besitz. „Wer ist diese Tänzerin?" — fragte ich meinen Nachbar in der Loge, einen Mann von fünfzig Jahren, der sehr vornehm aussah. Er sah mich mit Augen an — aber mit Augen — und antwortete nach einigen Athemzügen: mais . . . . c'est Mdlle. Taglioni! Hätte ich den Mann zwanzig Jahre früher bei einer Parade auf dem Marsfelde gefragt: wer ist der kleine Mann dort zu Pferde, im grauen Ueberrock und mit dem kleinen Hute? . . . mit nicht größern Augen hätte er mich ansehen, nicht mit größerer Verwunderung hätte er mir erwidern können: mais . . . c'est Napoléon! Ganz recht hat der Herr, wenn er nur Geld genug hat. Kurz, das Ballet machte mir Freude. Aber zuletzt ward mir das Ding doch zu süß, und da warf ich spanischen Pfeffer hinein. Unter dem Tändeln, Kosen und Tanzen der olympischen Götter dachte ich an die polnischen Sensenmänner, welche die Köpfe der Russen, wie Schnitter das Getreide mähen. Gräßlich! zu gräßlich! Warum denken Sie immer an die Polen, warum trauern Sie nur für sie? Sind die Russen nicht beweinenswerther? Die Polen sterben den schönen Heldentod, oder sie leben für die Freiheit. Der Russe, zwischen grausame Sense und schimpfliche Knute gestellt, kämpft nur für eigne Sklaverei, unterliegt wie ein Schlachtvieh, oder siegt wie ein Metzgerhund für seinen Herrn. Die Menschen, zu Völkern vereinigt, sind dümmer, geduldiger als die Steine. Jeder Stein rächt sich, wenn ihn einer zu hart berührt, und versetzt seinem Beleidiger blutige Beulen; ein Volk aber, eine Alpenkette, läßt schimpflich mit sich kegeln, und hat es die Kegel erreicht und umgeworfen, läßt es sich geduldig in die hölzerne Rinne legen, und eilt sehr, herabzurollen zu seinem Spielherrn, und läßt sich von neuem kegeln. Es ist zum Rasendwerden!

— Ich will nicht versäumen, Ihnen eine Stelle aus einem Briefe aus Breslau mitzutheilen, den gestern ein hiesiges Blatt enthielt.

„Der öffentliche Geist in Warschau ist herrlich; doch gibt es Menschen, die das Wohl ihres Kramladens dem des Vaterlandes vorziehen. Das darf Sie aber nicht in Verwunderung setzen, denn auf 140,000 Einwohner unserer Hauptstadt kommen 30,000 Juden und 10,000 Deutsche. Diese Letztern verstehen gar nicht, was das heißt, Vaterland, weil sie vielleicht nirgends eines haben. Sie kommen zu Tausenden nach Polen, zehren von dessen Brod, und verlassen es, wenn sie sich bereichert haben. Aber es hat keine Gefahr mit ihnen; es sind größtentheils Leute von schwachem aber ehrsamem Charakter, und man braucht sie nur starr anzublicken, um ihrer Treue versichert zu seyn. . . . Was die jüdische Bevölkerung betrifft, früher so schlecht, hat sie seit dem 29. November sehr große Fortschritte im Guten gemacht. Der Geist der Verbrüderung fängt an, sie mit den wahren Polen zu vereinigen, und ich kann Sie versichern, daß, wenn die Vorsehung unsere Waffen segnet, in einem Jahre alle unsere Juden in Polen umgewandelt seyn werden."

Ist das nicht merkwürdig? Was, die schlechten, verachteten und die verächtlichen Juden, hinabgeknechtet seit zweitausend Jahren, brauchen nur ein einziges Jahr, um zum herrlichsten Volke der Erde, um Polen zu werden; nur ein einziges Jahr, um die Freiheit zu verdienen, um zu erkämpfen, und sich ein Vaterland zu erwerben — und die so stolzen, herrischen Deutschen, welche prahlen, die Freiheit sey ihre Wiege gewesen, die auf die Juden mit solcher Verachtung herabblicken, haben noch und wollen kein Vaterland, haben noch und wollen keine Freiheit! Ich habe es ja immer gesagt, und wie ich glaube auch drucken lassen: Türken, Spanier, Juden sind der Freiheit viel näher als der Deutsche. Sie sind Sklaven, sie werden einmal ihre Ketten brechen, und dann sind sie frei. Der Deutsche aber ist Bedienter, er könnte frei seyn, aber er will es nicht: man könnte ihm sagen: scheer dich zum Teufel und sey ein freier Mann! — er bliebe und würde sagen: Brod ist die Hauptsache. Und will seine Treue ja einmal wanken, man braucht ihn nur starr anzusehen, und er rührt sich nicht. Ich habe mir vor Vergnügen die Hände gerieben, als ich das im polnischen Briefe gelesen. Dahin müßte es noch kommen, diese erhabene Lächerlichkeit fehlte noch der deutschen Geschichte, daß einmal Juden sich an die Spitze des deutschen Volkes stellen, wenn es für seine Befreiung kämpft!.. Aber kennen Sie auch die neue Dresdner Constitution? Das Meißner Porzellan ist eine Mauer dagegen.. Gelesen habe ich sie noch nicht, man erzählte mir nur etwas davon. Das Wenige machte mich schon lustig, und ich sang den Vogelfänger, bis ich zu fluchen anfing. Stets lustig, heisa hopsasa . . . hol' euch der Teufel! — —

Freitag, den 18. März.

Gestern war nach langer Zeit der Z. einmal wieder bei mir, blieb aber nicht lange. Ich hörte etwas von ihm, was euch in Frankfurt gar nicht gleichgültig seyn kann. Ich erinnere mich nicht, ob ich es Ihnen schon früher mitgetheilt, daß mir während meines Hierseyns Aeußerungen von französischen Offizieren hinterbracht worden: daß, wenn sie der Krieg einmal wieder nach Frankfurt brächte, sie sich für die Mishandlungen, die sie dort bei ihrem Rückzuge 1814 hätten erleiden müssen, fürchterlich rächen wollten. Nun erzählte mir Z., er habe einen Tag vorher mit einem General gegessen, der habe das nämliche geäußert und hinzugefügt, er habe dem Kriegsminister Marschall Soult schon den Vorschlag gemacht, Frankfurt hundert Millionen Contribution bezahlen zu lassen. Erzählen Sie das aber nicht weiter, ehe Sie meine Stadt-Obligationen verkauft haben. Aber wie flink die Herren Franzosen sind! Mögen sie nur kommen, wir sind noch flinker im Gehorchen, als sie im Befehlen. Wollte ich doch darauf wetten, daß der Censor schon längst die stille Weisung bekommen, ja kein hartes Wörtchen gegen die neuen Franzosen durchgehen zu lassen.

— Merkwürdige Dinge sollen ja in Frankfurt wegen der Juden vorgehen. Ist es wahr, daß die Wittwer und Wittwen sollen heirathen dürfen, so oft und sobald sie Lust haben? Ist es wahr, daß Juden und Christen sollen Ehen unter einander schließen dürfen, ohne weitere Ceremonien? Ist es wahr, daß der Senat dem gesetzgebenden Körper den Vorschlag gemacht, die Juden den christlichen Bürgern ganz gleich zu stellen, und daß von neunzig Mitgliedern nur sechszig dagegen gestimmt? Das wäre ja für unsere Zeit eine ganz unvergleichliche Staats-Corporation, die unter neunzig Mitgliedern nur sechszig Dumme zählte. Ein ganzes Drittheil des gesetzgebenden Körpers hat dem Geiste der Zeit unterlegen; das ist ja ärger als die Cholera morbus — werden die alten Staatsmänner jammern!

— Haben Sie etwas davon gelesen oder gehört, daß Herr von Rotteck, Badischer Professor in Freiburg, und Mitglied der Stände-Versammlung, arretirt worden sey, als in der hannoverischen Revolution verwickelt? Das wäre sehr merkwürdig. Zwar hat sich Rotteck immer als liberaler Schriftsteller und Deputirter gezeigt; indessen hat er die den deutschen Gelehrten eigene Mäßigung nie überschritten. Hat er sich aber wirklich in eine Verschwörung eingelassen, so würde das beweisen, daß es bei uns Leute gibt, die leise sprechen, aber im Stillen kräftig handeln, und dann ließe sich etwas hoffen.

Die Lage der Dinge hier ist jetzt so, daß ich jeden Tag, ja jede Stunde den Ausbruch einer Revolution erwarte. Nicht vier Wochen kann das so fortdauern, und der Rauch der Empörung wird hinter meinem Reisewagen

herziehen. Die Verblendung des Miniſteriums und der Majorität der Kammer iſt ſo unerklärlich, daß ohne ſträflichen Argwohn bei einigen der lenkenden Mitglieder Verrätherei anzunehmen iſt. Der Eigenſinn des Königs iſt nicht zu erſchüttern, ſeine Schwäche nicht aufzurichten. Er wird nicht Frankreich zu Grunde richten, denn das hilft ſich ſelbſt heraus; aber er ſpielt um ſeine Krone, der einzige Mann im Miniſterium, der Einſicht mit Energie verbindet, iſt der Marſchall Soult: aber ich für mich traue ihm nicht. Die Zeit iſt ſo, daß es einem Kriegsmanne wohl einfallen darf, den zweiten Napoleon zu ſpielen, und Soult mag daher die Regierung gerne auf falſchem Wege ſehen, damit Frankreich in eine Lage komme, in der es eines Diktators nicht entbehren kann. Dem Willen und der Kraft der Regierung mistrauend, bilden ſich jetzt überall Aſſociationen der angeſehenſten Bürger, um durch vereinte Kräfte die alte Dynaſtie und den Feind vom Lande abzuhalten. Das kann dem Könige gefährlich werden. Wenn nicht bald ein Krieg die Krankheit nach außen wirft, iſt Louis Philipp verloren.

Samſtag, den 19. März.

Man fängt jetzt in den franzöſiſchen Provinzen an, denjenigen Theil der Nationalgarde, der keine Flinten hat, nach Art der Polen mit Senſen zu bewaffnen. Ich halte das für ſehr wichtig, es iſt ein großer Fortſchritt, den die Kriegskunſt der Freiheit macht. Die Senſe iſt dem Bauer eine gewohnte, dem Soldaten eine ungewohnte und darum ſchreckbare Waffe, und nimmt dieſem den Muth, den er jenem gibt. Die Senſe wird dem Lande werden, was den Soldaten die Pflaſterſteine ſind.

— Caſimir Perrier hat geſtern in der Kammer als Miniſter debütirt. Seine Anhänger und Claqueurs haben voraus gejubelt, er werde die Revolution mit Haut und Haar verſchlingen. Aber ſo beſtialiſch iſt es nicht geworden. Die Miniſter ſprachen einer nach dem andern vom Frieden, aber der trockene Frieden blieb ihnen im Halſe ſtecken, und wir wiſſen heute nicht mehr, als wir vor acht Tagen wußten. Die Renten hüpfen umher wie geſtutzte Vögel; ſie wollten fliegen, aber es ging nicht, ſie mußten auf der Erde bleiben. Es iſt ganz ſchön, daß die Tortur abgeſchafft worden, aber für eine Art Spitzbuben hätte man ſie beibehalten ſollen — für die hartmäuligen Diplomaten, die Wahrheit von ihnen herauszupreſſen. Aber wer weiß! ſie würden vielleicht ſelbſt auf der Folter die Wahrheit nicht ſagen. Die Lüge iſt ihre Religion; für ſie dulden und ſterben ſie. — Alſo in Frankfurt iſt man mit dem faulen Treiben hier auch nicht zufrieden? Was iſt zu thun? die vielen Menſchen, welche durch die letzte Revolution ihren Ehrgeiz und ihre Habſucht befriedigt, wollen Ruhe und Frieden haben.

„Ruhe und Frieden! ich glaub's wohl! den wünscht „jeder Raubvogel, die Beute nach Bequemlichkeit zu „verzehren" — läßt Goethe seinem Götz von Berlichingen sagen.

Wir haben jetzt schon den schönsten Frühling hier. Alles ist grün und die Spaziergänge sind bedeckt mit Menschen. In den Tuilerien und in den Champs Elysées war es gestern zum Entzücken. Es ist hier überall so viel Raum, daß die Natur nirgends den Menschen verdrängt. Bäume und Spaziergänger finden alle Platz und hindern sich nicht. Unsere Frankfurter Promenade, so schön sie ist, hat doch etwas Kleinstädtisches.

Vier und vierzigster Brief.

Paris, Sonntag den 20. März 1831.

Ich habe Lord Byrons Denkwürdigkeiten von Thomas Moore zu lesen angefangen. Das ist Glühwein für einen armen deutschen Reisenden, der auf der Lebensnacht-Station zwischen Treuenbriezen und Kroppenstädt im schlechtverwahrten Postwagen ganz jämmerlich friert. Er aber war ein reicher und vornehmer Herr; ihn trugen die weichsten Stahlfedern der Phantasie ohne Stoß über alle holperigen Wege und er trank Johannisberger des Lebens den ganzen Tag. Es ist krank darüber zu werden vor Neid. Wie ein Komet, der sich keiner bürgerlichen Ordnung der Sterne unterwirft, zog Byron wild und frei durch die Welt, kam ohne Willkommen, ging ohne Abschied, und wollte lieber einsam seyn als ein Knecht der Freundschaft. Nie berührte er die trockene Erde; zwischen Sturm und Schiffbruch steuerte er muthig hin und der Tod war der erste Hafen, den er sah. Wie wurde er umhergeschleudert, aber welche selige Insel hat er auch entdeckt, wohin stiller Wind und der bedächtige Compaß niemals führen! Das ist die königliche Natur. Was macht den König? Nicht daß er Recht nimmt und gibt — das thut jeder Unterthan auch — König ist wer seinen Launen lebt. Ich muß lachen, wenn die Leute sagen, Byron wäre nur einige und dreißig Jahre alt geworden; er hat tausend Jahre gelebt. Und wenn sie ihn bedauern, daß er so melancholisch gewesen! Ist es Gott nicht auch? Melancholie ist die Freudigkeit Gottes. Kann man froh seyn, wenn man liebt? Byron haßte die Menschen, weil er die Menschheit, das Leben, weil er die Ewigkeit liebte. Es gibt keine andere Wahl. Der Schmerz ist das Glück der Seligen. Am meisten lebt, wer am meisten leidet. Keiner ist glücklich, an den Gott nicht denkt, ist es nicht in Liebe, sey es in Zorn. Ich gäbe alle Freuden meines ganzen Lebens für ein Jahr von Byrons Schmerzen hin.

Vielleicht fragen Sie mich verwundert, wie ich Lump dazu komme, mich mit Byron zusammen zu stellen? Darauf muß ich Ihnen erzählen, was Sie noch nicht wissen. Als Byrons Genius auf seiner Reise durch das Firmament auf die Erde kam, eine Nacht dort zu verweilen, stieg er zuerst bei mir ab.. Aber das Haus gefiel ihm gar nicht, er eilte schnell wieder fort und kehrte in das Hotel Byron ein. Viele Jahre hat mich das geschmerzt, lange hat es mich betrübt, daß ich so wenig geworden, gar nichts erreicht. Aber jetzt ist es vorüber, ich habe es vergessen und lebe zufrieden in meiner Armuth. Mein Unglück ist, daß ich im Mittelstande geboren bin, für den ich gar nicht passe. Wäre mein Vater Besitzer von Millionen oder ein Bettler gewesen, wäre ich der Sohn eines vornehmen Mannes oder eines Landstreichers, hätte ich es gewiß zu etwas gebracht. Der halbe Weg, den Andere durch ihre Geburt voraus hatten, entmuthigte mich; hätten sie den ganzen Weg voraus gehabt, hätte ich sie gar nicht gesehen, und sie eingeholt. So aber bin ich der Perpendickel einer bürgerlichen Stubenuhr geworden, schweifte rechts, schweifte links aus und mußte immer zur Mitte zurückkehren.

Montag, den 21. März.

Wenn Alles das wahr ist, was man hier seit einigen Tagen von den Polen erzählt, so geht es ja auf das allerherrlichste und Sie sollen, da Sie als Frauenzimmer keinen Jubelwein trinken können, zur Siegesfeier ein Dutzend Gläser Gefrorenes essen. Es wird schon warm werden an Ihrem Herzen. Die Russen sollen im vollen Rückzuge seyn, aufgelöst wie die kranke alte Sünde. Achtzig Kanonen mußten sie im Stiche lassen. Die Erde verschlingt sie lebend, die Polen fallen ihnen in den Rücken und Litthauen ist im Aufstande begriffen. Le fameux Diebitsch hat die Ruthe bekommen, le fameux Diebitsch, wie man hier sagt — das lautet wunderschön! — Aber wenn!

— Ich kann es Ihnen nicht länger verschweigen, daß die europäischen Angelegenheiten, die ich, wie Sie wissen, so gut auswendig kannte, als das Einmaleins, anfangen mir über den Kopf zu steigen. Anfänglich hielt ich sie unter mir, indem ich mich auf den höchsten Stuhl der Betrachtung stellte; aber da sind sie mir bald nachgekommen und ich kann jetzt nicht höher. Die deutschen Regierungen, statt ihren Unterthanen Opium zu geben, geben ihnen Kaffee, daß sie munter bleiben, und statt ihnen das weichste Bett zu machen, zupfen sie sie an der Nase, aus Furcht, sie möchten einschlafen. In Frankreich ist es noch toller. Ich weiß so wenig mehr, was hier getrieben wird, als wäre ich Gesandter. Man wird ganz dumm davon, und wenn das alltägliche diplomatische Schmausen, das ich nicht

„Ruhe und Frieden! ich glaub's wohl! den wünscht „jeder Raubvogel, die Beute nach Bequemlichkeit zu „verzehren" — läßt Goethe seinem Götz von Berlichingen sagen.

Wir haben jetzt schon den schönsten Frühling hier. Alles ist grün und die Spaziergänge sind bedeckt mit Menschen. In den Tuilerien und in den Champs Elysées war es gestern zum Entzücken. Es ist hier überall so viel Raum, daß die Natur nirgends den Menschen verdrängt. Bäume und Spaziergänger finden alle Platz und hindern sich nicht. Unsere Frankfurter Promenade, so schön sie ist, hat doch etwas Kleinstädtisches.

Vier und vierzigster Brief.

Paris, Sonntag den 20. März 1831.

Ich habe Lord Byrons Denkwürdigkeiten von Thomas Moore zu lesen angefangen. Das ist Glühwein für einen armen deutschen Reisenden, der auf der Lebensnacht-Station zwischen Treuenbriezen und Kroppenstädt im schlechtverwahrten Postwagen ganz jämmerlich friert. Er aber war ein reicher und vornehmer Herr; ihn trugen die weichsten Stahlfedern der Phantasie ohne Stoß über alle holperigen Wege und er trank Johannisberger des Lebens den ganzen Tag. Es ist krank darüber zu werden vor Neid. Wie ein Komet, der sich keiner bürgerlichen Ordnung der Sterne unterwirft, zog Byron wild und frei durch die Welt, kam ohne Willkommen, ging ohne Abschied, und wollte lieber einsam seyn als ein Knecht der Freundschaft. Nie berührte er die trockene Erde; zwischen Sturm und Schiffbruch steuerte er muthig hin und der Tod war der erste Hafen, den er sah. Wie wurde er umhergeschleudert, aber welche selige Insel hat er auch entdeckt, wohin stiller Wind und der bedächtige Compaß niemals führen! Das ist die königliche Natur. Was macht den König? Nicht daß er Recht nimmt und gibt — das thut jeder Unterthan auch — König ist wer seinen Launen lebt. Ich muß lachen, wenn die Leute sagen, Byron wäre nur einige und dreißig Jahre alt geworden; er hat tausend Jahre gelebt. Und wenn sie ihn bedauern, daß er so melancholisch gewesen! Ist es Gott nicht auch? Melancholie ist die Freudigkeit Gottes. Kann man froh seyn, wenn man liebt? Byron haßte die Menschen, weil er die Menschheit, das Leben, weil er die Ewigkeit liebte. Es gibt keine andere Wahl. Der Schmerz ist das Glück der Seligen. Am meisten lebt, wer am meisten leidet. Keiner ist glücklich, an den Gott nicht denkt, ist es nicht in Liebe, sey es in Zorn. Ich gäbe alle Freuden meines ganzen Lebens für ein Jahr von Byrons Schmerzen hin.

Vielleicht fragen Sie mich verwundert, wie ich Lump dazu komme, mich mit Byron zusammen zu stellen? Darauf muß ich Ihnen erzählen, was Sie noch nicht wissen. Als Byrons Genius auf seiner Reise durch das Firmament auf die Erde kam, eine Nacht dort zu verweilen, stieg er zuerst bei mir ab.. Aber das Haus gefiel ihm gar nicht, er eilte schnell wieder fort und kehrte in das Hotel Byron ein. Viele Jahre hat mich das geschmerzt, lange hat es mich betrübt, daß ich so wenig geworden, gar nichts erreicht. Aber jetzt ist es vorüber, ich habe es vergessen und lebe zufrieden in meiner Armuth. Mein Unglück ist, daß ich im Mittelstande geboren bin, für den ich gar nicht passe. Wäre mein Vater Besitzer von Millionen oder ein Bettler gewesen, wäre ich der Sohn eines vornehmen Mannes oder eines Landstreichers, hätte ich es gewiß zu etwas gebracht. Der halbe Weg, den Andere durch ihre Geburt voraus hatten, entmuthigte mich; hätten sie den ganzen Weg voraus gehabt, hätte ich sie gar nicht gesehen, und sie eingeholt. So aber bin ich der Perpendickel einer bürgerlichen Stubenuhr geworden, schweifte rechts, schweifte links aus und mußte immer zur Mitte zurückkehren.

Montag, den 21. März.

Wenn Alles das wahr ist, was man hier seit einigen Tagen von den Polen erzählt, so geht es ja auf das allerherrlichste und Sie sollen, da Sie als Frauenzimmer keinen Jubelwein trinken können, zur Siegesfeier ein Dutzend Gläser Gefrorenes essen. Es wird schon warm werden an Ihrem Herzen. Die Russen sollen im vollen Rückzuge seyn, aufgelöst wie die kranke alte Sünde. Achtzig Kanonen mußten sie im Stiche lassen. Die Erde verschlingt sie lebend, die Polen fallen ihnen in den Rücken und Litthauen ist im Aufstande begriffen. Le fameux Diebitsch hat die Ruthe bekommen, le fameux Diebitsch, wie man hier sagt — das lautet wunderschön! — Aber wenn!

— Ich kann es Ihnen nicht länger verschweigen, daß die europäischen Angelegenheiten, die ich, wie Sie wissen, so gut auswendig kannte, als das Einmaleins, anfangen mir über den Kopf zu steigen. Anfänglich hielt ich sie unter mir, indem ich mich auf den höchsten Stuhl der Betrachtung stellte; aber da sind sie mir bald nachgekommen und ich kann jetzt nicht höher. Die deutschen Regierungen, statt ihren Unterthanen Opium zu geben, geben ihnen Kaffee, daß sie munter bleiben, und statt ihnen das weichste Bett zu machen, zupfen sie sie an der Nase, aus Furcht, sie möchten einschlafen. In Frankreich ist es noch toller. Ich weiß so wenig mehr, was hier getrieben wird, als wäre ich Gesandter. Man wird ganz dumm davon, und wenn das alltägliche diplomatische Schmausen, das ich nicht

vertragen kann, nicht wäre, könnte ich im Taxiſchen Pallaſt ſo ehrenvoll ſitzen als Einer. Wenn nicht ganz was Beſonderes vorgeht, wenn nicht etwa die franzöſiſchen Miniſter aus Eitelkeit, um zu zeigen, daß, ob ſie zwar bürgerliche Emporkömmlinge ſind, die im vorigen Jahre noch ehrliche Leute waren, doch ſpitzbübiſcher ſeyn können, als der älteſte Adel — wenn ſie nicht ganz etwas außerordentlich Feines ſpinnen, aus einem Lothe Wahrheit einen Lügenſchleier von drei Ellen weben — weiß ich nicht, was ich davon denken ſoll. Das Verderben von Außen rückt ihnen immer näher, und ſie lachen dazu wie ein Aſtronom zur Erſcheinung eines Kometen. Sie haben das Alle ausgerechnet. Im Innern iſt es noch ſchlimmer. Wo Feuer, iſt Rauch; ſie wollen aber lieber kein Feuer als Rauch haben, und wenn es zum Kriege kommt, wenn ſie die Subordination der fremden Völker mit nichts beſiegen könnten, als mit Inſubordination des franzöſiſchen Volkes; wenn ſie die Begeiſterung der Franzoſen brauchen, werden ſie keine Kohle mehr finden, eine Lunte anzuzünden. Die früheren Miniſter, die durch ihre Schwäche vieles verdorben, machten zugleich durch ihre Unthätigkeit vieles wieder gut. Sie ließen die Dinge ihren natürlichen Lauf gehen. Seit Caſimir Perrier aber fangen die Unglücklichen an thätig zu werden. Marſchall Soult, ſobald er das Kriegsminiſterium antrat, fing an, um fünf Uhr Morgens aufzuſtehen und zu arbeiten, und ſeine Untergebenen arbeiten zu laſſen. Nun, für einen Kriegsminiſter, der gegen den fremden Feind wirkt, iſt das ſchön. Aber ſeit einigen Tagen, wie ich heute mit Entſetzen in der Zeitung las, ſteht der Miniſter des Innern auch ſchon um fünf Uhr auf. Welche unſeligen Folgen wird das haben! Was in allen Staaten die Völker bis jetzt noch gerettet, war die Faulheit ihrer Regenten, die bis neun Uhr im Bette lagen. Sie regierten vier Stunden weniger, und das macht viel aus im Jahre. Wenn die Miniſter ſich angewöhnen, mit der Sonne anfzuſtehen, dann wehe den Unterthanen.

Mittwoch, den 23. März.

Ich war wieder einmal im Theater. Bin ich nicht ein fleißiger Junge? Im Vaudeville habe ich zwei Stücke geſehen: Madame Dubarry und le Bal d'Ouvriers. Die iſt eine andere Dubarry, als die, von der ich neulich berichtet und die im Ambigü aufgeführt wird. Es iſt ein Luſtſpiel im höheren Style, vom bekannten Ancelot, dem Akademiker. Ancelot's Komödie hat ungemeinen Beifall gefunden, ſie wird ſeit drei Wochen täglich gegeben und das Haus iſt jedesmal toll und voll. Die Komödie gefiel mir auch, nur durch andere Mittel als ſie den Franzoſen gefällt. Dieſe haben ihre ſchlichte Freude daran, ich aber habe den Humor davon. Dem Stücke,

um gut zu seyn, fehlt nichts als deutsches Klima! hier ist es nur ein Treibhausgewächs. Es kommt erstaunlich viel Sentimentalität darin vor; aber wenn französische Dichter und Schauspieler Sentimentales darstellen, machen sie ein Gesicht dazu, als hätten sie Leibschmerzen, und man möchte ihnen statt Thränen Kamillenthee schenken. Stellen Sie sich vor: die Dubarry erinnerte sich mit Wehmuth ihrer schuldlosen Jugendjahre, da sie noch nicht Maitresse des Königs, sondern Putzmacherin war. Putzmacherin in Paris — — das nennt sie den Stand der Unschuld! Von dieser Erinnerung bekommt sie in mehreren Scenen die heftigsten Anfälle von Tugendkrämpfen und kein Arzt in ganz Versailles die Mittel dagegen weiß. Dem guten Ludwig XV. geht es noch schlimmer. Er bekommt einen Tugendschlag, so daß man meint, er wäre todt. Aber er hat eine herrliche Natur und erholt sich wieder. Der Spaß ist: in unsern bürgerlichen Schauspielen von Iffland und Kotzebue tritt ein Dutzend edler Menschen auf, und unter ihnen ein einziger Schurke, höchstens mit noch einem Schurkengehülfen. Am Ende wird das Laster beschämt und besiegt und von der Tugend rein ausgeplündert. In der Dubarry aber und in andern ähnlichen Stücken tritt ein Dutzend Schurken auf und unter ihnen ein tugendhaftes Paar. Und zuletzt wird gar nicht das Laster beschämt, sondern im Gegentheil die Tugend, ja das Laster kommt noch zu Ehren, indem es sich großmüthig zeigt und der besiegten Tugend Leben und Freiheit schenkt. Und Dichter wie Zuschauer merken das gar nicht! In der Dubarry findet sich eine saubere Gesellschaft zusammen. Der König, der Herzog von Richelieu, der Hervog von Aiguillon; der Herzog von Lavrillieri, alle Taschen voll Lettres de cachet, die er seinen Freunden bei Hof präsentirt wie Bonbons; der Kanzler Maupeou, der päpstliche Nunzius, der Marschall von Mirepoix und endlich der Schwager der Dubarry, Graf Jean, selbst am Versailler Hof ein ausgezeichneter Taugenichts. Ich kenne aus unzähligen Memoiren alle diese Menschen so genau, als wäre ich mit ihnen umgegangen. Und jetzt kommen die treu nachgeahmten Kleider, Gesichter, Manieren und Gebräuche dazu. Das macht die Vorstellung sehr interessant. Der Kanzler Maupeou nennt die Dubarry Cousine und zieht ihr bei der Toilette die Pantoffeln an, der päpstliche Nunzius reicht ihr seine heilige Schulter, sich daran aufzurichten und der Marschall Richelieu jammert, daß ihm sein Alter verbiete, an diesem Kampfe der Galanterie Theil zu nehmen. Aber ein Spitzbube ist er noch voller Jugendkraft. Er hat ein junges, schönes und unschuldiges Mädchen aufgefangen und sie nach dem Parc aux cerfs gebracht, mit dem Plane, durch die neue Schönheit die Dubarry zu stürzen. Die junge Unschuld ist ganz vergnügt, denn sie meint, sie wäre in einer Erziehungs-

Anſtalt. Dort wimmelt es von jungen Mädchen, immer eine ſchöner, eine geputzter, eine gefälliger als die andere. Als die junge Unſchuld ankommt, ſingt ein Mädchenchor ein Lied nach der Melodie des Brautlieds im Freiſchütz: „wir flechten dir den Jungfernkranz, mit veilchenblauer Seide.“ Iſt das nicht köſtlich? Aber man denke ja nicht, daß das eine Malice vom Dichter oder Muſikdirektor geweſen, keineswegs. Dieſe Melodie wurde ganz zufällig aus bloßer Naivetät gewählt, auch war ich der einzige im ganzen Hauſe, der darüber gelacht. Die Dubarry entdeckt Richelieu's Intrigue und eilt herbei mit ihrem Gefolge; das unſchuldige Mädchen bekommt zu ihrem Schrecken Licht in der Sache und jammert; der Graf Jean Dubarry ſucht ſie in ihren guten Verſätzen zu beſtärken, und hält ihr im Parc aux cerfs vor allen Hofleuten folgende Tugendpredigt im feierlichen Tone: „Ecoutez jeune fille? nous admirons vos nobles sentimens, gardez-vous d'y renoncer! repoussez loin de vous les séductions, n'écoutez que la voix de la vertu! . . . la vertu! . . . eh, c'est une excellente chose! . . . restez dans votre obscurité: vous ne savez pas quel bonheur pur et sans mélange vous attend loin de ces coupables grandeurs empoisonnées par tant de regrets où l'on cherche en vain à ressaisir ce calme de l'ame, cette sérénité . . . (il s'enroue, et se retourne vers la comtesse d'Aiguillon et Maupeou). Ah, ça, aidez-mois donc, vous autres vous me laissez m'enrouer! . . . ne pourriez-vous comme moi prêcher la vertu! Que diable! une fois n'est pas coutume! — Maupeou (à part) l'insolent! . . . Jean (à Cécile) vous m'avez entendu jeune fille, et je me flatte . . . . . Cécile. Oui Monsieur, je les suivrai ces généreux conseils! . . . soyez mon guide! . . . vous êtes vertueux vous: Jean. Merci mon enfant.“ Jetzt denken Sie ſich das vortreffliche Spiel dazu, und Sie haben eine Vorſtellung von der komiſchen Wirkung, welche die Tugend in Verſailles macht.

Was le Bal d'Ouvriers gibt, zeigt ſchon der Name des Stückes. Sehr unterhaltend! Einer der fröhlichen Tänzer ſagt ſtatt Cholera morbus Nicolas morbus. Das wird der Polenfreundin gefallen.

Paganini's letztes Concert hat 22,000 Franken eingetragen; heute ſpielt er zum vierten Male. Der nimmt auch ſeine 100,000 Franken von hier mit. Das iſt eine liederliche Welt. Die Taglioni iſt auf vier Wochen nach London engagirt und bekommt dafür 100,000 Franken (Hundert Tauſend). Meinen Sie, daß es für mich zu ſpät ſey, noch tanzen zu lernen? Meine ſämmtlichen Schriften, ſo voller Tugend und Weisheit, werden mich niemals reich machen. Ach könnte ich tanzen! Man erzählt ſich, die Malibran, als *Die Rede von* Paganini geweſen, habe zwar deſſen Spiel gelobt, aber doch

geäußert, er ſänge nicht gut auf ſeinem Inſtrument. Als Paganini dieſes Urtheil erfahren, habe er der Malibran den Vorſchlag machen laſſen, ſie wollten beide zuſammen ein Conzert geben und dann werde ſich zeigen, wer beſſer ſänge, ſie oder er. Hätte Homer dieſen edlen Streit erlebt, hätte er nicht von Achill und Hektor, ſondern von Paganini und Malibran geſungen. Und von ſo etwas ſpricht man — ſpreche ich! O Sitten!

Fünf und vierzigſter Brief.

Paris, den 25. März 1831.

— Ich werde alle Tage ſchwankender. Soll ich hier bleiben oder nach Deutſchland zurückreiſen? Krieg oder nicht — das Wort Friede ſteht nicht in meinem Wörterbuche — wird ſich jetzt bald entſcheiden. Habe ich ſechs Monate lang, hungrig und mit der größten Ungeduld das Zeug kochen ſehen und jetzt, da Alles gar geworden und der Tiſch gedeckt wird, ſoll ich mit leerem Herzen fort? Ich glaube, das wäre dumm. Hier iſt man im Mittelpunkte, Europa hat die Augen auf Paris gerichtet, man ſieht den Begebenheiten in das Angeſicht, und kann in deren Mienen leſen, was ſie etwa verſchweigen möchten. In Deutſchland aber ſtehen wir in dem Rücken der Begebenheiten und wir werden nichts erfahren, als was ſie uns über die Schultern weg zurufen. Und was theilen ſie uns mit? Nur unverſchämte Lügen. Wenn der Krieg ausbricht, wird man den deutſchen Zeitungen, die ohnedies nur unverſtändlich geſtammelt, aus Vorſicht gar die Zunge aus dem Halſe ſchneiden. Es kann kommen, daß der Feind nur eine Stunde von unſern Thoren ſteht und wir erfahren es nicht, bis er uns mit Einquartirungszetteln in die Stube kommt. Die franzöſiſchen Blätter, wenn auch der Krieg die Poſten nicht unterbricht, werden gewiß zurückgehalten werden. Sie können ſich denken, wie mir in ſolcher Dunkelheit zu Muthe ſeyn wird. Und was haben wir in Deutſchland, für wen auch der Krieg günſtig ausfalle, zu erwarten? Das ſchöne Glück, entweder den Zwerg Diebitſch mit ſeinen Koſacken zu beherbergen, oder franzöſiſche Offiziere, die, kämen ſie auch anfänglich mit den beſten Geſinnungen für Recht und Freiheit zu uns, durch deutſche bürgerliche Feigheit und Kriecherei aufgemuntert, bald in den alten Uebermuth zurückfallen würden. Und der weibiſche Kriegsjammer bei uns! und — Ruhe iſt die erſte Bürgerpflicht! und die dumme und tückiſche Polizei! und die Maulkörbe, die man uns in den Hundstagen anlegen wird! Wird man nicht jeden Liberalen, der kein Blech am Halſe trägt, todt ſchlagen? Ich erſticke, wenn ich nur daran denke. Um gehenkt zu werden für die Freiheit, dazu bringt man es doch nicht, dazu ſind unſere Herren zu feig.

Können Sie sich denn nicht entschließen, hieher zu kommen, aber bald? Ich habe eine kleine Verschwörung vor, wozu ich Scheere, Zwirn und Nadel brauche. Packen Sie Ihre Schachteln und kommen Sie. Sie sollen entscheiden, wie mir die Uniform steht, und fällt die Entscheidung günstig aus, trete ich in die Nationalgarde, versteht sich, daß ich aus Patriotismus desertire, sobald sich unsere Landsleute nahen. Ich habe neulich beim Spazierenfahren eine Barriere entdeckt, die gar nicht bewacht wird, und durch diese kann ich die preußische Armee unbemerkt in die Stadt führen. Ich bitte Sie, bedenken Sie sich nicht lange. Die Künste des Friedens gehen auch hier im Kriege nicht unter, und wenn am meisten geweint wird, wird am meisten gelacht, und die Niederlage der Franzosen wird in Paris immer noch lustiger seyn, als in Wien der Sieg der Deutschen. — Ich fahre in meinem Theaterberichte fort. Aber das Herz blutet mir, wenn ich daran denke, wie schön sich diese Berichte im Dresdner Abendblatte ausnehmen würden, und daß ich für den gedruckten Bogen acht Thaler bekäme, wofür ich zwei Mal Paganini hören könnte — ich brauchte nur zehn Franken noch darauf zu legen. Und was geben Sie mir dafür? Sie wollen nicht einmal nach Paris kommen, was ich so sehr wünsche. Und wie zärtlich dürfte ich schreiben, wenn ich statt Ihnen nach Dresden berichtete! Wissen Sie, wie die Correspondenten des Abendblattes ihre Briefe gewöhnlich anfangen? Sie schreiben: Liebe Vespertina! Holdes Vespertinchen! Aber ohne darum den Verstand zu verlieren. Denn sobald sie holdes Vespertinchen gesagt, kehren sie gleich zu ihrer Prosa zurück und schreiben: „Referent will sich beeilen ....“

Das hiesige Theater zieht mich mehr an, als ich erwartete. Von Kunstgenuß ist gar keine Rede, es ist die rohe Natur und man zieht höchstens wissenschaftlichen Gewinn. Das Theater ist eine Fremdenschule. Alte und neue Geschichte, Oertlichkeiten, Statistik, Sitten und Gebräuche von Paris werden da gut gelehrt. Es ist ein großer Vortheil, da viele Jahre dem Fremden nicht genug sind, Paris in allen seinen Theilen aus eigener Erfahrung kennen zu lernen. Und man kann nicht sagen, daß durch solches Walten auf der Bühne die dramatische Kunst zu Grunde gehe, sondern umgekehrt: weil die dramatische Kunst untergegangen ist, bleibt nichts anders übrig, als solches Walten, wenn man von dem Capital, das in den Schauspielhäusern steckt, nicht alle Zinsen verlieren will. Es ist damit in Deutschland gar nicht besser, als in Frankreich; nur ist man bei uns unbehülflicher, weil man nur ein Handwerk gelernt. Der Franzose aber weiß sich gleich in jede Zeit zu schicken. Er ist Schauspieler, Pfarrer, Schulmeister, Soldat, was am besten bezahlt wird. Wird ihm ein Weg versperrt, sucht er sich

einen Andern; gleich einem Regenwurm findet er immer seinen Ausweg. Kein Mann von Geist könnte jetzt ein Drama dichten, er müßte denn wie Goethe zugleich kein Herz haben; aber Geist ohne Herz, das bringt das nämliche Jahrhundert nicht zweimal hervor. Hätte es in der ersten Schöpfungswoche, da noch nichts fertig, oder nach der Sündfluth, da Alles zerstört war, einem vernünftigen Menschen einfallen können, eine Naturgeschichte zu schreiben? So ist es mit der dramatischen Kunst. Man kann keinen Menschen malen, der nicht still hält, der nicht ruhig sitzt. Aber trotz der verdorbenen und grundlosen dramatischen Wege könnte doch einmal ein Franzose in seiner Dummheit leichter ein gutes Drama erreichen, als ein Deutscher in seiner Weisheit. Die Leidenschaft, Geld zu verdienen, und die Gewißheit, es zu verdienen, wenn man eine gute Waare hat, ist in Paris so groß, daß wohl einmal ein anderer Scribe in verzweifelter Anstrengung etwas ganz Neues hervorzubringen, ein Schauspiel wie Schillers Wallenstein dichten könnte. Was vermag die Leidenschaft nicht! Das Fieber gibt einem Greise Jugendstärke, und einem Dummkopfe schöne Phantasieen. Auch in solchen Fällen, wo das hiesige Theater den didaktischen Nutzen nicht gewährt, den ich angegeben, und es so wenig Früchte als Blüthe schenkt, wo es langweilig ist auf deutsche Art — auch dann noch hat es sein eigenes Interesse. Man erkennt dabei, wie die Franzosen gemüthlicher und universeller werden; denn bei Völkern, wie bei einzelnen Menschen, entwickeln sich mit neuen Tugenden auch neue Fehler. So gab es noch vor vierzig Jahren in Frankfurt gar keine blonden und langweiligen Juden, sie waren alle schwarz und witzig, seitdem sie aber in der Bildung fortgeschritten, findet man nicht weniger Philister unter ihnen, als unter den ältesten Christen. Ein solches deutsch-langweiliges Stück habe ich neulich im Théatre des nouveautés gesehen. Es heißt: le charpentier ou vice et pauvreté. Wir haben ein Schauspiel, das heißt: Armuth und Edelsinn, aber ein Franzose findet diese Partie unpassend und er hat vielleicht Recht. Laster ist Armuth des Herzens, und wo sich eine Armuth findet, gesellt sich die andere bald dazu. Le Charpentier ist ein höchst merkwürdiges Stück für Paris. In deutschen Schauspielen spielt zwar die Armuth auch die erste Liebhaberrolle, aber dort sind es doch wenigstens vornehme Leute, die heruntergekommen, oder kommen auch arme Teufel von Geburt vor, so sind es doch vornehme Leute, die ihnen aus der Noth helfen. Hier aber wird Alles unter gemeinen Leuten abgemacht. Alle Personen im Stück sind zusammen keine tausend Franken reich. Die Armuth ist nicht Schicksal, sondern Stand, Gewohnheit, Bestimmung. Es gibt nichts Komischeres. Und so etwas führen sie der prächtigen Börse gerade gegenüber, in der Nähe des

Palais Royal und der italienischen Oper auf! Der Held des Drama ist ein Zimmermann, und nicht einmal ein Zimmermeister, sondern ein Zimmermannsgesell. Er ist ein träger Mensch, der, statt zu arbeiten, seine Zeit in der Schenke zubringt und dort trinkt und spielt. Darüber kommt sein Hauswesen herunter, und die arme Frau muß viel ausstehen. Weiter thut der Mann nichts Böses, außer daß er einmal seine Frau prügeln will. Nun findet sich ein anderer Zimmergeselle, ein braver Mensch, der schenkt dem liederlichen Kameraden, der sein Schwager ist, 600 Franken, die er sich mit saurer Mühe erspart. Davon wird der Taugenichts so gerührt, daß er verspricht, von nun an ein ganz anderer Mensch zu werden. Und das ist die ganze Geschichte. Die Scene des ersten Akts ist ein Zimmerplatz, die des zweiten eine Wachtstube, der dritte Akt spielt in einer Schenke und der vierte in einer Dachkammer. Die Franzosen, als parvenus in der Gemüthlichkeit, wollen es den alten Herren nachmachen und zeigen lächerliche Manieren.

Das zweite Stück, das ich am nämlichen Abende gesehen, heißt Quoniam. Herr Quoniam ist Koch. Ohne allen Geist, ohne allen Witz, ohne alles Leben. Marschall Richelieu verliebte sich in seiner Jugend in die Frau eines Koches, und, um ihr nahe zu kommen, trat er als Küchenjunge in den Dienst des Herrn Quoniam. Das Sujet ist merkwürdig schläfrig behandelt, und nimmt ein tugendhaftes Ende.

Das dritte Stück war le marchand de la rue St. Denis ou le magasin, la mairie et la cour d'assise. Einmal unterhaltend, immer lehrreich. Man erfährt, wie es in einer Seidenhandlung hergeht; auf der Mairie, wo die jungen Leute getraut werden und vor dem Assisenhofe, wo sie noch schlechter wegkommen. Mehrere Schauspieler waren vortrefflich. Von den Regeln der Kunst schienen sie nicht viel zu wissen; es sind Naturalisten. Aber jeder Franzose hat den Teufel im Leibe, und wenn eine Teufelei darzustellen ist, mislingt ihnen das nie. Auf der Mairie hat es mir gar zu gut gefallen. Es muß recht angenehm seyn, sich in Paris bürgerlich trauen zu lassen. Es ist wie eine deutsche Doktor-Promotion. Man antwortet, ohne von der Frage viel zu verstehen, immer mit ja. Der Mairie ist nachsichtig und Alles endet schnell und gut.

— Das Gesetz, das neulich vorgeschlagen wurde, Karl X. und seine Familie, unter strengen Bedingungen auf ewig aus Frankreich zu verbannen, wurde gestern in der Kammer verhandelt. Nun wurde zwar das Gesetz von der Mehrzahl angenommen, aber ein Drittheil der (heimlich) Stimmenden, nämlich 122, erklärten sich dagegen. Das ist merkwürdig. Von den offenen Anhängern des vertriebenen Königs sind lange keine 122 mehr

in der Deputirten-Kammer; denn viele derſelben waren nach der Revolution entweder freiwillig aus der Kammer getreten oder gezwungen, weil ſie den neuen Eid nicht leiſten wollten. Unter jenen Gegnern des Verbannungsdekrets müſſen alſo viele ſeyn, die mit dem Mund ſich für die neue Regierung erklärt, im Herzen aber der alten anhängen. Sie ſehen alſo, wie recht ich hatte, als ich Ihnen neulich ſchrieb: es gehen hier Dinge vor, die ich mir nicht anders erklären kann, als indem ich annehme, daß es Verräther unter den Deputirten gibt. Was der König und ſein Miniſterium bisher Tadelnswerthes, Beleidigendes für die öffentliche Meinung gethan, dazu wurden ſie doch am meiſten von der Kammer verleitet, die ſich für die Stimme des franzöſiſchen Volkes geltend machte. Der geſtrige Vorfall wird dem König wohl etwas die Augen öffnen.

Sechs und vierzigſter Brief.

Paris, den 26. März 1831.

Chateaubriand hat eine Brochüre für die Legitimität und Heinrich V. herausgegeben. Was das aber hier ſchnell geht! Geſtern iſt die Schrift von Chateaubriand erſchienen und heute iſt ſchon eine dagegen angezeigt. Chateaubriands Schrift iſt zu gut, und zu ſchön, Ihnen nur Bruchſtücke daraus mitzutheilen; jedes ausgelaſſene Wort dürfte ſich über Zurückſetzung beklagen. Man muß ſie ganz leſen. Es iſt doch ein Zauber in der Sprache des Herzens, daß ſie durch einen einzigen Laut die unzähligen Lügen auch des mächtigſten Talents beſiegen und beſchämen kann! Selbſt die Irrthümer des Herzens — doch es gibt keine Irrthümer des Herzens. Sie ſind es nur, wenn man ſie an dem ſpitzbübiſchen Einmaleins des Krämervolks nachrechnet, das Tugend kauft und verkauft; aber der Himmel hat eine ganz andere Arithmetik. Chateaubriand nimmt für den Herzog von Bordeaux das Wort und für ſein Recht. Er vertheidigt die kranke und alterſchwache Legitimität. Aber die Legitimität iſt ihm kein Glaubensartikel, den man blind annehmen und ausgeben muß, ſondern nur ein politiſcher Grundſatz. Damit können wir zufrieden ſeyn. Sobald man nur eine Lehre prüfen, dafür oder dagegen ſprechen darf, mag jeder, ſo gut er es verſteht, ſeine Lehre geltend zu machen ſuchen. Nun meint Chateaubriand, Frankreich, nach Vertreibung Karl X. und ſeines Sohnes, (und dieſe wünſcht er keineswegs zurück) hätte beſſer gethan, für ſein Wohl ſich Heinrich V. zum Könige zu geben. Man hätte das königliche Kind für die Freiheit erzogen; man hätte Frankreichs edle Jugend um ſeinen künftigen Herrſcher verſammelt und dann ſtatt des feigen Liſpelns jetzt ein ganz

anderes Wort mit Frankreichs Feinden sprechen können. Chateaubriand hat ganz recht; nur übersieht er den Rechnungsfehler, daß Frankreich keine vier Millionen ehrlicher Leute hat, die ihm gleichen, sondern höchstens vier, und daß während der Minderjährigkeit Heinrichs V. alle Leidenschaften toll gewüthet und das Land zerstört hätten. Aber von den Fehlern und Schwächen der jetzigen Regierung übersah er keinen. Er wirft unter Donnern Feuerreden aus und wie glühende Asche regnet sein Tadel auf sie herab. Er sagt nichts Neues; tausend Stimmen haben das nämliche vor ihm gesagt. Aber die tausend Stimmen waren tausend kleine Lichter, die nur vereint hell gemacht; aber Chateaubriands einzige Fackel wirft so großen Glanz als jene alle. Er zeigt, wie die Regierung von ihrer Feigheit gepeitscht, in Todesangst vor drei Schreckbildern flieht: „vor einem Kinde, das am Ende „einer langen Reihe von Gräbern spielt; vor einem Jünglinge, dem seine Mutter die Vergangenheit, sein Vater die Zukunft geschenkt; und ....“ — ich habe die Broschüre nicht mehr zur Hand, aber das dritte Gespenst wird wohl der äußere Feind seyn. Chateaubriand zeigt an, daß er Frankreich verlassen werde. Auch sagte er: nie würde er Heinrich V. willkommen heißen, wenn er auf den Armen eines fremden Heeres zurückgetragen würde, und sobald ein Krieg entstände, würden seine Pflichten sich ändern, und er sich nur erinnern, daß er Franzose sey. Ehrlicher Narr! ..... Aber er weiß, daß er ein Narr ist. Er sagt: Keinen habe die Restauration, die ihm so viel zu verdanken, mehr gehaßt als ihn, und er würde unter einer neuen Restauration kein besseres Schicksal haben. Wer kann solchen verführerischen Lockungen der Tugend widerstehen? Auch denke ich seit einiger Zeit daran, ein Schuft zu werden. Es ist mir wahrhaftig nicht um den baaren Vortheil zu thun, sondern nur um meine Gemüthsruhe. Einem Schuft geht es immer nach Wunsche, und er lebt in Frieden mit der Welt. Das bischen Ehrlichkeit, das sich ihm in heißen Tagen zuweilen auf die Nase setzt, belästigt ihn nicht mehr als eine Mücke. Er schüttelt sich und ist sie los. Ja, ich will ein Schuft werden. Was halten Sie von meinem Plane?

Paganini's fünfts Conzert hat 24,000 Franken eingetragen. Er hat folgenden Vertrag mit der Theaterdirektion abgeschlossen. Er spielt Mittwoch und Sonntag. Mittwoch bekommt er drei Viertheile der Einnahme und Sonntag die ganze, und gibt der Direktion 3000 Fr. ab. So läßt sich berechnen, daß ihm die fünf Conzerte bis jetzt 90,000 Fr. eingetragen haben. Von der Taglioni habe ich Ihnen, wie ich glaube, schon geschrieben, daß sie in London für eine monatliche Miethe ihrer Beine hunderttausend Franken bekommt. O! ich könnte dieser liederlichen Welt ohne Barmherzigkeit die Ohren abschneiden und die Augen ausstechen!

Sieben und vierzigſter Brief.

Paris, den 31. März 1831.

Polen, Italien, Belgien, Frankreich, Deutſchland, Freiheit, Gleichheit, Einheit, alle dieſe ſchönen Seifenblaſen mit ihren Regenbogenfarben — zerplatzt ſind ſie, der Luftteufel hat ſie geholt! Der öſterreichiſche Beobachter hat das franzöſiſche Miniſterium gelobt. Ich ſage Ihnen, jetzt iſt es Zeit, ein rothwangiger Schuft zu werden. Oder iſt Ihnen die Gelbſucht lieber? Stände ſie mir beſſer? Sie ſollen für mich wählen. Aber bis Ihre Antwort Entſcheidung bringt, bleibe ich proviſoriſch ein Schuft und rede von nichts als von der lieblichen Taglioni. Ich habe ſie ſeitdem wieder tanzen ſehen. Sie gefiel mir aber weniger als das vorige Mal; ich habe Fehler entdeckt. Ihre ganze Seele iſt in den Füßen, ihr Geſicht iſt todt. Ich hatte das zwar das erſte Mal ſchon bemerkt, aber da ſie damals die Göttin Flora ſpielte, nahm ich ihre Unbeweglichkeit für antike Ruhe, und ich ließ mir das gefallen. In der zweiten Rolle aber trat ſie als Bajadere auf, als liebende, unglückliche, leidenſchaftliche Bajadere, ſie tanzte zwiſchen Luſt und Schmerz; doch ihre Züge und ihre Augen ſchliefen den tiefſten Schlaf. Entweder mein Opernglas war ſehr trübe, oder die holde Taglioni iſt ſehr dumm und verſteht ihre eigenen Füße nicht. Aber kann man zugleich dumm ſeyn und Grazie haben? Bei der Taglioni iſt es vielleicht möglich. Sie iſt die Schülerin ihres Vaters, des Balletmeiſters, und es mag wohl ſeyn, daß dieſer dem hoffnungsvollen Töchterchen von den früheſten Kinderjahren an die Grazie eingeprügelt hat, doch mit dem Geiſte ließ ſich das nicht machen. Dieſen kann der Stock wohl ausprügeln, aber nie einprügeln. Es war die Oper Le Dieu et la Bajadère, in der ich ſie ſah. Muſik von Auber. Leichte Waare; Roſſini iſt Marmor dagegen. Aber ſchöne Tanzmuſik; das Herz walzt einem in der Bruſt. Ich war anfänglich ganz verwundert, daß mir die Oper, ob ich ſie zwar zum erſten Male hörte, ſo ſehr bekannt vorkam. Endlich fiel mir ein, daß ich die Muſik von vorn bis hinten dieſen Winter oft in den Vaudevilles-Theater und auf Bällen gehört hatte, wo man ſie zu leichten Liedern und Tänzen verwendet hatte. Die Poeſie iſt von Scribe. Es iſt die ſchöne Legende: der Gott und die Bajadere von Goethe, gehörig ſcribirt. Ich habe nur immer meine Freude daran, wie leicht ſich meine guten Franzoſen das Leben machen. Der treue und geldſchwere Deutſche iſt ein Glaubensopfer, ſelbſt der Kunſt, die doch zur Freude geſchaffen iſt. Will er ſchwere Leiden treu malen oder ſingen, ſchleppt er ſelbſt das Kreuz den Berg hinauf, kreuzigt ſich und kopirt dann aus dem Spiegel ſeinen eignen Schmerz.

Auber und Scribe haben eine Oper zusammen verfertigt. Die Hauptrolle ist eine Bajadere; eine Bajadere muß tanzen, ihrem Stande nach, also muß Demoiselle Taglioni die Hauptrolle haben. Aber die Taglioni kann weder singen noch sprechen, wie kann man ihr in einer Oper die Hauptrolle geben? Warum nicht? Sie tanzt und spricht nicht und singt nicht. Aber warum spricht sie nicht? Ist sie stumm wie das Mädchen von Portici? Nein, sie ist nicht stumm, aber sie versteht die Sprache des Landes nicht. Aber wenn sie die Sprache des Landes nicht versteht, wie kann sie sich mit den Leuten unterhalten? Man sieht doch, daß sie auf alle Fragen durch Pantominen Antwort gibt. Die Sache ist: die Bajadere versteht wohl die fremde Sprache, aber bis zum Sprechen hat sie es darin noch nicht gebracht. Nicht einmal Ja oder Nein kann sie auf indisch sagen. So erklärt eine Gespielin das stumme Räthsel und so sind alle Schwierigkeiten auf das glücklichste gehoben. Und glauben sie ja nicht, das sey leicht gewesen. Es ist das Ei des Columbus und ich versichere Sie, Schiller und Goethe hätten diesen Ausweg nicht gefunden. Vive la France! Sterben muß man doch einmal, und darum ist es vernünftiger, singend und trinkend zum Richtplatze zu tanzen, als sich wie der betrübte Deutsche auf einer Kuhhaut unter Pfaffengeheul dahin schleppen zu lassen.

In dieser Oper hörte ich Madame Cinti, eine sehr gute Sängerin, die nach einer langen Krankheit diesen Winter zum ersten Male wieder auftrat. Sie wurde mit einer Leidenschaft, mit einer Begeisterung empfangen, die ich sehr lächerlich fand und die mich ärgerte. Wie mochte man den Napoleon empfangen haben, wenn er von seinen Siegen heimkehrte? Menschliche Hände ertragen kein stärkeres Klatschen. In ihrer Theatersucht erscheinen mir die Franzosen oft sehr kindisch; denn des Lebens ganzen Ernst wenden und verschwenden sie daran. Es ist ein großes Glück für sie, ihre Seligkeit und für die ganze Welt, daß Freiheit, Vaterlandsliebe, Heldenmuth, Todesverachtung etwas Theatralisches haben; denn ich glaube, nur um dieses Etwas willen lieben und üben die Franzosen jene Tugenden. Ihre Theatersucht ist eine wahre Nervenschwäche, sie bekommen Krämpfe, wenn man sie an diesem Punkte reizt. Ein weggelassenes Lied, eine Rollenverwechselung, eine Aenderung der angekündigten Stücke erregt einen wüthenden Sturm, der gefährlich seyn muß, weil sich selbst die Polizei fürchtet, ihn zu beschwichtigen, oft den ungerechtesten Anmaßungen nachgibt, und nie wagt, eine Gewalt zu gebrauchen, vor der sie sich doch außer dem Theater nicht scheut. Die Franzosen, sonst im geselligen Leben so höflich, zuvorkommend, nachsichtig und versöhnlich, sind im Theater grob, unversöhnlich und bitter. Wer sie auch nur im mindesten, auch ohne Vorsatz und Schuld in ihrer

Leidenschaft stört, wird ohne Schonung mit Härte zurückgewiesen. Und Alle, auch die, welche es nicht angeht, nehmen Partei gegen den Verfolgten. Es geht keine Vorstellung vorüber, in der nicht ein lautes und allgemeines Geschrei à la porte! à la porte! ertönte. Ich selbst habe schon einige solcher Händel gehabt, die mich sehr amüsirten. Ich hatte den Humor davon. Einmal setzte ich mich auf einen Platz, der mir nicht gehörte, aber ohne meine Schuld, die Logenfrau hatte mich falsch angewiesen. Als bald darauf der rechtmäßige Besitzer des Platzes kam, weigerte ich mich anfänglich zu weichen, mußte aber bald nachgeben, denn meine Geduld und meine französischen Grobheiten waren bald erschöpft. Alles nahm Partei gegen mich, und als ich fort ging, empfing mich die ganze Reihe im Balkon, an der ich vorüber mußte, mit boshaftem Lachen, mit Vorwürfen und bittern Spöttereien — ich mußte bis zur Thüre Spießruthen laufen. Ein anderes Mal verließ ich meinen Platz, der mir nicht bequem war, um mir an der Kasse einen andern zu nehmen. Nun ist es Sitte, daß man, um sich seinen Platz zu sichern, wenn man hinausgeht, einen Handschuh oder sonst etwas darauf legt. Das wird respektirt. Mein Nachbar fragte mich, ob ich wieder käme, und in diesem Falle sollte ich meinen Platz bezeichnen. Ich gab zur Antwort, ich könnte nichts Bestimmtes darüber sagen. Nun so sollte ich ihn bezeichnen. Das wollte ich aber nicht, um nicht wegen eines Handschuhes zurückkommen zu müssen. Der Herr war ganz in Verzweiflung, daß ich keinen festen Entschluß fassen wollte, und fing förmlich zu zanken an! Ich mußte laut auflachen, ging fort und überließ ihn seiner Pein. Und das war nicht etwa ein junger Mensch, oder einer aus den ungebildeten Ständen, sondern ein Mann von fünfzig Jahren, der sehr vornehm aussah. Am nämlichen Abend ließ eine Dame aus der Loge ihren Hut ins Parterre fallen. Ihr Herr ging hinab ihn zu holen. Die Vorstellung hatte noch nicht angefangen und doch wurde das als unverzeihliche Störung gerügt und tobendes Geschrei à la porte! jagte den galanten Mann zur Thüre hinaus.

— Lord Byrons Memoiren machen mir großes Vergnügen. Ich habe mir Einiges für Sie gemerkt. Es sind Briefe, Tagebücher, und die Lücken in Zeit füllt Thomas Morus aus. Byron war stolz auf seinen alten Adel, und schon als Kind auf der Schule wählte er sich seine Spielkameraden nur unter Standesgenossen. Sein misgestalteter Fuß machte ihm Gram sein ganzes Leben durch. Er war noch nicht acht Jahre alt, als er die Liebe kennen lernte. Seine erste Geliebte hieß Marie Duff. Das muß man aber englisch aussprechen; im Deutschen klänge der Name gar zu prosaisch für die Geliebte eines Dichters. Dante sah und liebte an einem ersten Mai seine Beatrice, da er noch ein Knabe war. Canova erzählt, daß er

sich vollkommen erinnere, in seinem fünften Jahre verliebt gewesen zu seyn. Alfieri, selbst ein Frühliebender, betrachtet diese frühreife Empfänglichkeit als ein unfehlbares Zeichen einer für die schönen Künste und Wissenschaften gebildeten Seele. Welchen schönen Enthusiasmus haben die Engländer für die Reliquien ihrer großen Männer. Für einen Brief von Lord Byrons Vater, der ein unbedeutender Mensch war, wurden fünf Guineen vergebens geboten. Wie viel zahlte wohl ein Frankfurter Banquier für einen Brief von Goethe's Vater? Unter den Reliquien des Dichters, die man gefunden, befindet sich auch eine alte Untertasse von chinesischem Porzellane, wovon Byron als kleines Kind in einem Anfalle von Zorn ein Stück abgebissen hatte. In seinem neunzehnten Jahre hatte er schon über viertausend Romane gelesen, die unzähligen andern Schriften in allen Sprachen und Wissenschaften ungerechnet .... „Freundschaft ist die Liebe ohne Flügel" — sagt Byron .... In seiner Jugend führte er eine tolle Hauswirthschaft. Sie hätten ihn gewiß nicht besucht, und wären Sie seine Schwester gewesen. Er wohnte auf seinem väterlichen Stammgute, das ehemals ein Kloster war, und das noch viel von seiner klösterlichen Einrichtung übrig behalten hatte. Da lebte Byron mit seinen wilden Gesellen als Mönche vermummt. Wenn man in den Hof des Gebäudes trat, mußte man sich sehr hüten, nicht zu weit rechts zu gehen, um nicht einem Bär in die Tatzen zu fallen, der da frei in seiner Hütte lag. Zu weit links durfte man auch nicht treten, denn da war ein böser Wolf angekettet. Hatte man Bär und Wolf glücklich zurückgelegt, war man darum seines Lebens noch immer nicht sicher. Wenn man die Treppe hinauf ging, mußte man die Vorsicht gebrauchen, durch starkes Schreien seine Ankunft zu verrathen, sonst war man in Gefahr, todtgeschossen zu werden, denn oben auf dem Vorplatze übte sich Byron und seine Gesellen im Pistolenschießen nach einer alten Wand. Bis zwei Uhr Nachmittags dauerte das Frühstück. Wer um eilf Uhr aufstand, konnte nichts haben, denn alle Bedienten lagen noch im Bette. Das Mittagessen dauerte bis zwei Uhr Nachts. Zum Schlusse würde in einem Todtenschädel, der in Silber eingefaßt war, Burgunder kredenzt. Dann gingen die betrunkenen Kameraden, in Mönchskutten gekleidet, jeder in seine Zelle. .... Byron muß wohl viel geliebt haben, denn er haßte das Geschlecht. Er sagte einmal:

„Ich kenne nur einen einzigen Menschen, der glücklich gewesen. Das war Beaumarchais, der Verfasser des Figaro. Vor seinem dreißigsten Jahre hatte er schon zwei Weiber begraben und drei Prozesse gewonnen."

Ein andermal schrieb er einem Freunde:

„Ich bitte dich, nenne mir nie eine Frau in Deinem Briefe und enthalte Dich jeder Anspielung auf dieses Geschlecht."

Sie sehen, Byron war auch ein Bär — an der Kette . . . Als er hörte, daß Napoleon die Schlacht von Leipzig verloren, schrieb er Folgendes in sein Tagebuch:

„Von Männern besiegt zu werden, das ist noch zu ertragen, aber von drei alten Dynastien, von diesen Souverainen der legitimen Race! O! Barmherzigkeit, Barmherzigkeit! das muß, wie Cobbet sagt, von seiner Verbindung mit dem österreichischen Stamme dicker Lippen und bleiernen Gehirns kommen. Er hätte besser gethan, sich an die zu halten, die Barras unterhalten. Nein, so viel ich weiß, hat man nie gesehen, daß eine junge Frau und eine gesetzmäßige Ehe Andern Glück gebracht als phlegmatischen Menschen, die von Fischen leben und keinen Wein trinken. Hatte er nicht die ganze Oper, ganz Paris, ganz Frankreich? Aber mit einer Maitresse gibt es gleiche Noth, wenn man nämlich nur eine besitzt. Hat man deren aber zwei oder mehrere, macht sie die Herzens-Theilung geschmeidiger."

In England werden die gelehrten Weiber scherzweise Blaustrümpfe genannt, wahrscheinlich wegen der Vernachlässigung ihrer Toilette, die man bei ihnen voraussetzt. Darauf anspielend schrieb einmal Lord Byron in sein Tagebuch:

„Morgen, Einladung zu einer Indigo-Soirée bei der blauen Miß ***. Soll ich gehen? Ach! Ich habe wenig Geschmack für die blauen Kornblumen, für die schönen Geister in Unterröcken; aber man muß artig seyn."

Seine wahre Gesinnung über die Weiber drückt folgende Bemerkung in seinem Tagebuche treuer aus:

„Schon die bloße Anwesenheit einer Frau hat für mich etwas Beruhigendes, übt selbst, wo keine Liebe stattfindet, einen seltsamen Einfluß auf mich, den ich mir bei der geringen Meinung, die ich von dem Geschlechte habe, durchaus nicht erklären kann. Aber gewiß, ich bin zufriedener mit mir selbst und mit aller Welt, sobald eine Frau in meiner Nähe ist."

Diese Bemerkung Byrons hat mich sehr gefreut, denn es geht mir hierin gerade so wie ihm. Ich glaube dieses auch erklären zu können, aber das liegt in einem Schranke meines Kopfes eingeschlossen, wozu ich in diesem Augenblick nicht den Schlüssel habe. Byron haßte die Menschen, wie er die Weiber haßte — mit den Lippen. Weiche Herzen wie das seine schützt die Natur oft durch ein Dornengeflechte von Spott und Tadel, damit das Vieh nicht daran nage. Aber wer kein Schaf ist, weiß das und fürchtet sich nicht, dem stechenden Menschenfeinde nahe zu kommen. Byron suchte eine Befriedigung der Eitelkeit darin, für einen Mann von schlechten Grundsätzen und boshaftem Gemüthe zu gelten. Weil es ihm schwer fiel, die angeborene Güte seines Herzens zu besiegen, sah er es für eine Heldenthat an, wenn ihm dies einmal gelang. Menschen, die wirklich und mit Leichtigkeit schlecht sind, fällt es nie ein, damit groß zu thun.

Byron ſollte einmal für Unglückliche, die, ich weiß nicht welcher Hülfe bedürftig waren, im Parlamente eine Bittſchrift vorlegen. Aber aus Geiſtesträgheit unterließ er es. Bei dieſem Anlaſſe ſchrieb er in ſein Tagebuch:

„Baldevin hört nicht auf, mich zu beläſtigen; aber ach! ich kann nicht heraus, ich kann nicht heraus — ſchrie der Starmatz in einem fort. O! jetzt ſtehe ich auf gleicher Höhe mit dem Hunde Sterne, der lieber einen todten Eſel beweinte, als ſeiner lebenden Mutter beiſtand. Erbärmlicher Heuchler — niederträchtiger Sklave — Schuft! Aber ich, bin ich beſſer? Ich kann den Muth nicht finden zum Beſten zweier Unglücklichen eine Rede zu halten, und drei Worte und ein halbes Lächeln der ***, wenn ſie da wäre und es von mir verlangte, hätte mich zu deren eifrigſten Vertheidiger gemacht. Fluch über Larochefaucoult, der immer Recht hat.

Wußten Sie das ſchon, daß der empfindſame Sterne ein ſolcher Schuft geweſen: Ich habe das ſchon früher geleſen — et puis fiez-vous à messieurs les savans! — Was ſeinen Werth als Dichter betrifft, drückt ſich Byron darüber ſowohl in ſeinem Tagebuche als in ſeinen Briefen mit großer Beſcheidenheit aus, und ich halte dieſe Beſcheidenheit für aufrichtig. „Ich erwachte eines Morgens und fand mich berühmt.“ — Ueber Schriftſteller-Eiferſucht ſagt er:

„Iſt das Gebiet des Geiſtes nicht unendlich? Auf einer Rennbahn, die kein Ziel hat, was liegt daran, wer vorn, wer hinten iſt? Der Tempel des Ruhms iſt wie der der Perſer — das Univerſum, die Gipfel der Berge ſind unſere Altäre! Ich würde mich mit einem namenloſen Berge oder dem Kaukaſus begnügen, und Alle, welche Luſt haben, können ſich des Montblanc oder des Chimboraſſo bemächtigen, ohne daß ich mich ihrer Erhöhung entgegen ſetze.“

Acht und vierzigſter Brief.

Paris, Sonntag den 3. April 1831.

— — Noch einiges von Lord Byron. Charaktere ſolcher Art ſind nicht blos wegen ihrer ſelbſt wichtig, ſie ſind wichtiger durch ihre Berührung mit der Außenwelt. Nur daß ſie lehrreich ſind, verſchafft ihnen Verzeihung. Gewöhnliche friedliche Menſchen ſind elaſtiſch, ſie geben jedem Drucke des Lebens nach, erheben oder ſenken, erweitern oder verengen ſich, gehen vorwärts oder zurück, wie ſie bewegt werden. Aber in dieſer ſtummen Verträglichkeit, ohne Haß und ohne Liebe, ohne Zorn und ohne Verſöhnung, ſchläft das Herz, ſchlafen die Sinne ein, und kein Wunſch und kein Schmerz wird laut. Nicht der ungeſtörte, nur der Friede nach dem Kriege iſt ſchön. Aber unzufriedene, ſtörrige, hadernde Geiſter wie Byron kämpfen mit der Welt, geben und empfangen Wunden, Sieger drücken ſie der Welt ihr eigenes Gepräge auf, beſiegt ihnen die Welt das ihrige. Krank wie ſie ſind,

machen sie alles krank um sich her, und so offenbaren sie die Geheimnisse des Menschen und der Natur. Denn das Geheimniß jeder Kraft wird erst kund, wenn sie abweicht im Maaße oder Ziele. Wie mit der Welt stand Byron mit Gott feindlich. Zum Glauben geht der Weg über den Unglauben. Die Nicht-Gläubigen, die Gleichgültigen, die leugnen Gott nicht, sie denken gar nicht an ihn, und sterben wie die Kinder ohne Sünde und ohne Tugend. Aber die Ungläubigen die läugnen Gott. Sie kämpfen mit dem Glauben, ehe sie ihn gewinnen; denn hier ist die Niederlage der Sieg. Walter Scott hatte einst dem Byron prophezeit, er würde in reifern Jahren noch katholisch werden. Das wäre auch ganz gewiß eingetroffen, wenn Byron ein höheres Alter erreicht hätte. Er lästert manchmal recht lustig:

„Wie zum Teufel hat man eine Welt wie die unsrige machen können! In welcher Absicht, zu welchem Zwecke, zum Beispiel, Stutzer schaffen, Könige, Magister, Weiber von einem gewissen Alter, und eine Menge Männer von jedem Alter, und gar mich! Wozu?"

Es ist doch sehr galant von Byron, daß er nur die alten Weiber, die Männer aber von jedem Alter für schlechtes Machwerk erklärt! Dagegen schrieb er einmal aus Hastings, einem Badeorte, wo er mehrere Wochen verlebte, Folgendes an Thomas Moore:

„Ich begegnete einem Sohn des Lord Erskine, der mir ankündigte, daß er seit einem Jahre verheirathet und der glücklichste Mensch von der Welt sey. Freund Hodgson sagt auch, er wäre der glücklichste Sterbliche. O! welch eine schöne Sache ist's hier zu seyn! und wäre es auch nur um die superlativen Glückseligkeiten aller dieser Füchse mit anzuhören, die, weil sie sich den Schwanz haben abschneiden lassen, Andere bereden möchten, das Nämliche zu thun, um ihnen Gesellschaft zu leisten."

Der arme Spötter! Der dumme Fuchs! Ganz kurze Zeit nach diesem Briefe heirathete Byron selbst! Als er den stillen Vorsatz, sich zu verheirathen, seinen vertrauten Freunden mittheilte, und ich als Leser das Geheimniß erfuhr, kam ich in eine wahrhaft komische Angst. Es war mir, als müsse ich Byron beim Rocke zurückhalten, und fast hörbar sprach der Gedanke in mir: Um Gotteswillen, Byron, thue es nicht, heirathe nicht, du taugst nichts für die Ehe! und wenn alle Weiber Engel wären, jede würde doch deine Hölle, und du würdest der Teufel werden jeder Frau. Ach! er folgte mir nicht und heirathete. Nach einem Jahre, da er Vater geworden war, verließ ihn die Frau, und sie trennten sich auf immer. Dieser Vorfall brachte die große Welt von ganz England in Aufruhr. Verläumdungen, Haß und Verachtung hetzten den armen Byron fast zu Tode. Selten fand sich ein Freund, der es wagte, ihn leise zu vertheidigen. Byron selbst vertheidigte sich nicht, und ohne sich anzuklagen, sprach er seine Frau von aller

Schuld frei. Diese letztere und deren Familie schwiegen auch aus berechneter Bosheit, und gewannen sich durch diesen Schein von großmüthiger Nachsicht alle Stimmen. Man hat Thomas Moore vorgeworfen, er habe, ich weiß nicht, ob im Interesse von Byrons Familie oder der seiner Frau, wichtige Dokumente unterdrückt, in deren Besitz er gewesen, und die das Geheimniß und das Räthsel jener unglücklichen Ehe hätten aufdecken können. Aber, mein Gott, wo ist das Geheimniß, wo Räthsel! Ich begreife nicht, wie sich Moore so große Mühe geben mochte, Byron zu entschuldigen, was doch, nachdem er Folgendes gesagt, sich ganz unnöthig zeigte. Moore sagt:

„Die Wahrheit ist, daß Geister von höherm Range sich selten mit den stillen Neigungen des Familienlebens vertragen.“ „Es ist das Glück großer Geister (sagt Pope) mehr bewundert als geliebt zu werden.“ „Das beständige Nachdenken über sich selbst, die Studien und alle Gewohnheiten des Genies, streben dahin, den, der es besitzt, oder wahrer zu reden, den der von ihm besessen wird, von der Gemeinheit der Menschen abzusondern. Opfer seiner eigenen Vorzüge, versteht er keinen und wird von keinem verstanden. Er wirft in einem Lande, wo nur kleine Münze im Umlaufe ist, Gold mit vollen Händen aus. Man fühlt wohl seine Größe; aber es gehört eine Art Gleichheit dazu, wenn sich wechselseitige Neigung bilden soll. Die Natur hat es nun einmal so gewollt, daß auf dieser Erde keines ihrer Werke vollkommen sein soll. Derjenige, der mit den glänzenden Gaben des Genies auch jene Sanftmuth des Charakters und jene friedlicher Empfindungen verbände, welche die Grundlagen des häuslichen Glückes machen, er wär' mehr als ein Mensch. Man betrachte das Leben aller großen Männer, und man wird finden, daß der Ausnahmen, wenn es je welche gab, sehr wenige waren.“

Wie wahr ist das Alles, und wie recht haben die Eltern heirathbarer Töchter, wenn sie bei der Wahl ihrer Schwiegersöhne mehr auf Geld als Genie sehen. Mir ist keine Frau bekannt, die ein dummer Mann unglücklich gemacht hätte, und keine, die mit einem genialischen glücklich gelebt. Moore, wie gesagt, bemüht sich, den Lord Byron von aller Schuld freizusprechen. Aber unter den Beschuldigungen, die er anführt, um sie zu widerlegen, ist eine, die er besser nicht erwähnt hätte. Denn sie gründet sich so sehr auf Byrons Charakter, auf seinen Stolz und seine Reizbarkeit, daß selbst ein Billiger und Fremder wie ich sehr geneigt wird, sie für mehr als Verläumdung zu halten. Lord Byron hatte um das Frauenzimmer, das er später geheirathet, schon früher angehalten, aber das erstemal einen Korb bekommen. Nun sagt Moore:

„Man behauptet und glaubte selbst allgemein, daß der edle Lord den zweiten Heirathsantrag an Miß Milbank nur in der Absicht gemacht habe, um sich für den Schimpf der früheren Abweisung zu rächen; und man ging sogar so weit zu sagen, daß er dies der Neuvermählten, als er mit ihr von der Trauung aus der Kirche kam, selbst gestanden habe. Diesem Plane treu, habe er auf nichts gesonnen, als Mittel zu finden, seine Gemahlin durch alle mögliche niederträchtigen und lächerlichen Bosheiten zu kränken. So erzählten es die sehr glaubwürdigen Chronikmacher.“

Das wäre aber sehr gewiß eine theure Rache gewesen, und ich möchte auf meinen Todfeind keine so großen Kosten wenden. Wenn mir es begegnete, daß mir ein Frauenzimmer, deren Hand ich forderte, einen Korb gäbe, würde ich all' mein Leben ihr zu Füßen legen und allen Leuten erzählen: seht, das ist meine Wohlthäterin, ich habe ihr mein ganzes Glück zu verdanken! Mit welchen romantischen Gefühlen, mit welcher ätherischen Stimmung Byron zur Ehe schritt, verrathen folgende wenige Worte. Einen Tag vor seiner Hochzeit schrieb er einem Freunde, aber mit der größten Ernsthaftigkeit:

„Man sagt mir, man könne sich nicht in einem schwarzen Kleide trauen lassen, und ich mag mich nicht blau anziehen; das ist gemein, und es misfällt mir."

Den häßlichen Ehemann vergessen zu machen, zum Schlusse noch ein Wort vom schönen Geiste. Er schrieb in sein Tagebuch:

„Ich erinnere mich, Blücher in einigen Londoner Gesellschaften gesehen zu haben, und nie sah ich einen Mann seines Alters, der ein so wenig ehrwürdiges Ansehen hatte. Mit der Stimme und den Manieren eines Werb-Serzeanten macht er Ansprüche auf die Ehre eines Helden. Es ist gerade als wenn ein Stein angebetet seyn wollte, weil ein Mensch über ihn gestolpert ist."

Neun und vierzigster Brief.*)

Lüneville, Mittwoch, 21. September 1831.

Als ich mich Straßburg näherte, ward mir sehr bange vor Quarantaine und Douane. Es ist etwas Grünes und Gelbes, Afrikanisch-schlangenartiges in diesen Worten. Ich zitterte vor dem gelben Hause auf der Rheininsel, das, wie ich hörte, zum Contumazgefängnisse bestimmt ist, und wie uranfänglich zum Tempel der Langeweile bestimmt, verdrießlich und schläfrig zwischen den Bäumen hervorsah. Es ging aber Alles sehr gut und schnell von Statten. Ich und meine Koffer wurden für gesund und loyal erklärt. Nicht einer wurde aufgemacht, sondern blos etwas oberflächlich im Wagen nachgesehen. Das vorige Mal, da ich mit einer Miethkutsche nach Straßburg kam, wurde mir Alles durchstöbert. Der Douanier fragte mich, ob es mein eigener Wagen wäre, und als ich es bejahte, traute er mir. Als wenn nur reiche Leute ehrlich wären! O, ihr armen Seelen habt es doch gar zu schlimm! Wir Diebe, oder Enkel euerer Diebe, fürchten jede

*) Mit diesem Briefe beginnt die zweite Reihe der unter dem Namen „Pariser Briefe" bekannten Schriften Börne's, die unter dem Titel: „Mittheilungen aus dem Gebiete der Länder- und Völkerkunde" in den Jahren 1833—34 erschienen, ein harmloser Titel, der wahrscheinlich aus Klugheitsrücksichten erwählt wurde. Wir lassen sie in fortlaufender Nummer der früheren Reihe folgen.

Die Herausgeber.

Stunde, ihr, von uns Bestohlenen oder Enkel der von uns Bestohlenen, möchtet einmal so klug werden, euer Eigenthum zurückzufordern — welche diebische Gesinnung wir an euch sehr unmoralisch finden; und darum trauen wir euch nicht und passen sehr auf.

Ich verliere immer den Kopf, so oft ich mit einer Polizei oder Douane zu thun habe; denn mir ist sehr gut bekannt, daß mit einem Spitzbuben Niemand größere Aehnlichkeit hat, als ein ehrlicher Mann. Als mich der Zöllner fragte, ob ich nichts zu deklariren hätte, antwortete ich: rien que quelques paquets de tabac pour ma consommation. Darauf fragte er: votre qualité? Ich verstand, er wollte die Qualität des Tabaks wissen und erwiderte: qualité ordinaire. Er hatte aber nach meinem Stande gefragt. Am Wachthause erkundigte sich der Thorschreiber nach Neuigkeiten bei mir, und als ich von Polen zu erzählen anfing, lief er schnell zurück und holte einen Gensd'armen und noch einen Herrn aus der Wachtstube. Letzterer, wahrscheinlich ein Polizeibeamter, forschte mich sehr gründlich nach Neuigkeiten über Polen aus. Ich berichtete Tröstliches, wofür er mir sehr artig dankte. Dieser Herr schien eigens an den Eingang der Stadt beordert zu seyn, um die Reisenden, die von Deutschland kommen, auszufragen. Die Regierung mag große Unruhe haben. Auf meine Bemerkung über die Volksbewegung, welche die Geschichte von Warschau wahrscheinlich in Paris hervorbringen werde, gab mir der Polizeimann recht; doch lächelte er dabei.

In Straßburg traf ich viele deutsche und einige französische Patrioten. Sie haben bei zwölf Flaschen Wein sechs Fürsten weggejagt. Den König von Preußen wollte ich beibehalten, ward aber überstimmt. Höflich, wie Sie mich kennen, disputirte ich nicht lange. Mein Plan, den Prinzen von Coburg zum Könige von Deutschland zu machen, fand großen Beifall. Sie werden bald mehr davon hören.

Ich habe Glück mit dem Wetter. Gestern in Straßburg regnete es, ich brauchte es nicht besser. Heute aber ist einer der schönsten Tage, die ich diesen Sommer noch gesehen. Gestern Abend führte mich *** in das Casino, und dann in sein Haus zum Abendessen. Mein Kritiker, Professor ***, war auch unter den Gästen. In einem zweiten Artikel aus meinen Schriften sind Pariser Sachen übersetzt, unter andern die Erzählung vom Greve-Platz. *** las daraus vor. Er fragte mich, was er ferner übersetzen sollte? Ich antwortete: die Wahl sey schwer, es sey Alles schön.

Die Vorfälle in Paris werden Sie erfahren haben. Man zweifelt jetzt nicht mehr an der Abdankung des Ministeriums. Ob Frankreich in dieser Stunde ein Königreich ist oder eine Republik, das mag der Himmel wissen. Ich habe heute noch keine Zeitung gelesen.

Fünfzigster Brief.

Paris, Dienstag, 27. September 1831.

Schon No. 4! Ach hielten wir nur schon an No. 74, womit unsere vorjährige Correspondenz geendigt! Ihren Brief habe ich gestern erhalten, also erst am sechsten Tage! Hu! Der war schauerlich und roch nach Pest. Sie hätten ihn gewiß nur mit Handschuhen berührt. Er hatte zwölf mit einem Messer gemachte Einschnitte, war so stark in Essig getränkt, daß man ihn auf eine Kopfbeule mit dem schönsten Erfolge hätte legen können, und die Tinte war von der Schärfe des Essigs ganz aufgelöst. Es war ein schwarzes Meer. Doch konnte ich ihn deutlich lesen.

In Wien soll die Cholera schrecklich wüthen, auch unter den höhern Ständen. Sie ist dort ganz jakobinisch und ruft: à bas les aristocrates! Das hat man von keinem andern Orte gehört und an dieser Bösartigkeit mag wohl die bekannte Schlemmerei der Wiener Schuld seyn. Zwar wird sie die Furcht mäßig gemacht haben; aber die Mäßigkeit eines Wiener Magenmenschen ist immer noch eine halbe Indigestion. Auch gestehen sie dort selbst, daß ihre Krankenanstalten noch nicht vollendet gewesen, als sie von der Cholera überrascht worden. Ich aber bin überzeugt, daß die verdammte Scheu der österreichischen Regierung vor jeder Oeffentlichkeit die Cholera in Wien verheerender gemacht hat, als sonst überall. Der Oesterreichische Beobachter, den ich erst gestern gelesen, erzählt kein Wort von der Cholera. Der Tod wie das Leben ist dort ein Staatsgeheimniß.

*** ist auch noch hier, in Baden war er so kränklich, hier ist er ganz gesund. Er fragte mich nach meinen Damen. Es ist sein leidenschaftlicher Wunsch, mit seiner Familie hier wohnen zu können. Paris gefällt ihm ungemein, aber, wie mir, mehr das öffentliche Leben; Gesellschaften besucht er wenig. Von den Franzosen in politischer Beziehung hat er die schlechteste Meinung bekommen, auch von der Oppositions-Partei. Sie wären ganz wie vernagelt, und von dem Auslande, besonders von deutschen Verhältnissen, hätten sie nicht die gemeinsten Schülerkenntnisse.

Ein italienischer Sänger Rubini ist jetzt hier; der soll ein Wunder sein, Alle, die strengsten Kenner sind entzückt von ihm. Meine Malibran ist noch abwesend. Inzwischen hat die Pasta, die viel verloren haben soll, deren Rollen übernommen. Die Devrient ist diesen Winter am italienischen Theater engagirt. Meyer-Beer's Oper kommt bald zur Aufführung. . . . . O Pfui! was krieche ich da auf dem Papiere herum, wie eine Abendblatt-Laus!

Ich denke immer noch daran, ein Journal herauszugeben, und von Neujahr damit anzufangen; bis dahin aber den Stoff vorzubereiten. Ich will auch ſuchen in die Kunſt einzudringen, die mir bis jetzt fremd war. Ich muß auf ein ruhiges Aſyl für meinen Geiſt bedacht ſeyn; denn aus dem Gebiete der Politik, wie ich vorherſehe, werden wir Deutſche bald vertrieben werden.

Das Wetter wird alle Tage ſchöner. Geſtern habe ich bei *** in Paſſy gegeſſen. Er wohnt am Bois de Boulogne, in einem ſchön gelegenen Hauſe, das eine herrliche Ausſicht auf Stadt und Land hat. Ueber der Thüre iſt ein italieniſcher Name eingebauen, der eines Arztes, dem vor dreihundert Jahren Franz I. dies Haus geſchenkt. In dem nämlichen Hauſe wohnte vor ſechszig Jahren Franklin, und der erſte (bekanntlich von ihm erfundene) Blitzableiter, den Paris bekam, wurde auf dies Haus geſetzt.

Ein und fünfzigſter Brief.

Paris, Samſtag den 8. October 1831.

Nun, ſchmeckt Ihnen Frankfurt? Ich denke wie Kamillenthee. Nicht gerade erſt jetzt wegen dieſer Choleriſchen Zeit; mir hat es immer ſo geſchmeckt. Eine Apotheke — Alles getrocknet, Alles zerſtoßen, Alles in Büchſen und Schachteln. Nichts friſch, nichts ganz, nichts frei. Und der vornehme Moſchusgeruch, den der Bundestag zu uns gebracht, der macht Einem gar übel. Iſt noch nichts verordnet, wie viele Juden an der Cholera ſterben ſollen? Wie viele Einheimiſche, wie viele Fremde? Geht es nach der Anciennität der Leibſchmerzen oder wird nach Gunſt verfahren.

Was es mir in dieſer Peſt- und Kriegszeit für Verdruß macht, daß ich ſo wenige Naturkenntniſſe habe, kann ich Ihnen nicht genug klagen, und nie verzeihe ich es Ihnen, daß Sie mich ſo ſchlecht erzogen haben. Eigentlich bin ich ganz auf die Natur angewieſen, ich habe einen unbeſchränkten Kredit bei ihr und ſie hat noch alle meine Forderungen bewilligt. Ich bin ein geborener Naturphiloſoph. Ich habe von meiner früheſten Jugend an Gott und Menſchheit vom Standpunkte der Natur betrachtet; die Religion war mir das All-Element, die Geſchichte eine Art höherer Magnetismus; Geiſt und Materie unterſchied ich nie; der Geiſt war mir eine unſichtbare Materie, die Materie ein unſichtbarer Geiſt. Dieſer Naturglaube gab mir eine gemeinſchaftliche Regel, gemeinſchaftliches Maaß und Gewicht für Alles. Darum ſetzte mich nie etwas in Verwirrung; darum verwunderte ich mich nie über etwas. Komete, Peſt, Kriege, Revolutionen und Erdbeben wußte ich immer in die natürlichſten Verbindungen zu bringen, und wenn

mir die Anmaßung der unwissenden Menschen, die das Alles für Aberglauben erklären, nicht lächerlich erscheint, so habe ich diese Nachsicht eben auch meiner Natur-Philosophie zu danken, die mich lehrt, daß Dummheit und Menschendünkel Elemente sind wie andere. Nun habe ich zwar ein glückliches Ahnungsvermögen, das mich Blinden auf den rechten Weg führt; aber den Weg kenne ich nicht, und ich weiß weder Andern noch mir selbst zu beweisen, wovon ich doch so fest überzeugt bin. Und daran sind Sie schuld.

Ein Aufsatz über die Cholera, den die Allgemeine Zeitung in den letzten Tagen enthielt, hat mich von meiner Unwissenheit in den Naturwissenschaften recht betrübt überzeugt. Der Verfasser hat ganz meine Ansicht, daß die epidemischen Krankheiten der Menschen mit den Krankheiten der Erde zusammenhängen. Nur spricht er von feuerspeienden Bergen, von Erdbeben, Elektrizität, ungewöhnlicher Abweichung der Magnetnadel und andern Dingen, die ich wenig verstehe und was Sie mir in Ihrem nächsten Briefe, wie ich hoffe, all' erklären werden. Der Verfasser kommt zu dem Resultate: daß die Cholera höchstens in sehr gelinder Art, vielleicht aber gar nicht weiter nach dem westlichen Europa vordringen würde. Er meint die unterdessen stattgehabten Erdbeben und Ausbrüche der Vulkane, so wie die Entstehung neuer vulkanischer Inseln bei Sicilien hätten diesen Theil der kranken Erde geheilt. Wir werden sehen. Ich möchte den Vorschlag machen, Kamillen- und Pfeffermünzthee, statt ihn den Menschen einzugeben, lieber der Erde selbst einzugießen, indem man große Löcher hineingräbe; und um die ganze Erde in der Gegend des Aequators eine Flanellbinde zu legen, sie vor Erkältung zu schützen. Dann würde die Cholera aufhören. Was sagen Sie dazu?

— Die Juden sind dümmer wie Vieh, wenn sie sich einreden, bei entstehender Revolution würden sie von den Regierungen geschützt werden. Nein, man würde sie dem Volkshasse aufopfern; die Regierungen würden suchen, sich um diesen Preis von der Revolution loszukaufen. Wenn man in Indien die gräuliche Boaschlange erlegen will, jagt man ihr einen Ochsen entgegen; den frißt sie ganz auf und dann, wenn sie sich nicht mehr bewegen kann, tödtet man sie. Die Juden werden die Ochsen sein, die man der Revolution in den Rachen führt, und wenn sie sich nicht auf mein Journal abonniren, mag ihnen Gott gnädig seyn.

Gestern Abend war *** bei mir, um Abschied zu nehmen. Er reis't heute zurück. Es gibt nichts Komischeres, als die Verzweiflung dieses Mannes, wieder in den deutschen Kerker eingesperrt zu werden, und nicht in Paris bleiben zu können. Mich beneidet er wie einen Gott. Mit *** ist es das Nämliche. Vor einigen Tagen sprach ich von seiner baldigen Abreise

mit ihm; darüber ward er ganz wild und fast boshaft, und bat mich um Gotteswillen, doch von dieser Sache nicht zu sprechen.

List hat ein sehr gutes Büchelchen in französischer Sprache über Eisenbahnen hier drucken lassen. Es soll sich eine Aktiengesellschaft bilden, welche Eisenbahnen von Paris nach Havre und Straßburg führen, so daß man in zwölf Stunden von hier nach Straßburg wird reisen können, und weiter nach Frankfurt gezogen in achtzehn Stunden dorthin. Wenn ich Morgens von hier abreiste, könnte ich Abends Thee bei Ihnen trinken und den andern Abend wieder hier seyn. Welch ein reizender Gedanke! Heine sagt zwar, es sey eine schreckliche Vorstellung, in zwölf Stunden schon in Deutschland seyn zu können. Diese Eisenbahnen sind nun meine und List's Schwärmereien, wegen ihrer ungeheuern politischen Folgen. Allem Despotismus wäre dadurch der Hals gebrochen, Kriege ganz unmöglich. Frankreich wie jedes andere Land könnte dann die größten Armeen innerhalb vier und zwanzig Stunden von einem Ende des Reichs zum andern führen. Dadurch würde der Krieg nur eine Art Ueberrumpelung im Schachspiel, und gar nicht mehr auszuführen.

Ich freue mich, daß Sie jetzt wegen der Cholera beruhigter sind. Aber ich mußte laut auflachen, als Sie mir Vorwürfe machten, ich hätte Ihnen die Angst eingeredet. Das wäre Wasser in den Main tragen. Merkur, der Gott der Beredtsamkeit, wenn er ein paar Bouteillen Champagner getrunken hat und besonders begeistert ist, könnte Ihnen vielleicht eine Furcht ausreden; aber einreden — das vermag kein Gott; da ist Alles so vollgepfropft, daß nicht für die kleinste Furcht mehr Platz ist. Ich kann mir wirklich nicht anders erklären, wie Sie die Cholerafurcht in Ihrem Angstmagazin haben unterbringen können, als daß ich annehme, Sie haben vorher andere Aengste herausgeworfen. Sehen Sie, das nennt man in der Aesthetik satyrische Schreibart! Verlassen Sie sich darauf, daß unser Professor Oertel mit seiner Wasserkur gegen Cholera Recht hat. Ich habe keinen Augenblick daran gezweifelt. Ich habe gestern wieder zwei neue Hefte von Oertels Wasser-Bibel bekommen, worin schöne Beispiele vorkommen. Unter andern: Vor kurzem starb in Anspach eine alte Jungfer von 97 Jahren. Die Todtenweiber, die mit diesem armen alten Hunde keine Umstände machen wollten, wuschen sie, statt wie üblich mit warmem, mit kaltem Wasser. Davon erwachte die Jungfer aus dem Scheintode wieder und lebte noch drei Tage.

Ein Baron von Maltitz, seit kurzem hier, hat mich vorgestern besucht. Es ist der Schriftsteller, dessen Buch Gelasius der graue Wanderer ich kritisirt, und der mir in irgend einer Zeitung dafür gemüthlich gedankt.

und mich dabei: Alter Börne! angeredet hat. Seine Schriften machen Glück und werden viel gekauft. Vor mehreren Jahren ließ er in Berlin ein Schauspiel der alte Student (es ist gedruckt) aufführen. Das Stück enthielt Anspielungen auf die frühere Unabhängigkeit Polens. Diese wurden bei der Aufführung von jungen polnischen Studenten gehörig gedeutet und mit Enthusiasmus beklatscht. Zur Strafe wurde Maltitz, obzwar sein Stück die Censur passirt hatte, und er ein geborener Preuße ist, aus dem Lande verbannt. In der letzten Zeit schrieb er ein episches Gedicht Polonia, was viel gelesen wird. Selbst in Paris wurden 200 Exemplare verkauft.

Goethe's Tagebuch, von dem ich Ihnen neulich geschrieben, habe ich nun geendigt. So eine dürre, leblose Seele gibt es auf der Welt nicht mehr, und nichts ist bewundernswürdiger, als die Naivität, mit welcher er seine Gefühllosigkeit an den hellen Tag bringt. Das Buch ist eine wahre Bibel des Unglaubens. Ich habe beim Lesen einige Stellen ausgezogen, und ich lege das Blatt hier bei. Viele Bemerkungen hierüber waren gar nicht nöthig; Goethes klarer Text macht die Noten überflüssig. Und solche Consuln hat sich das deutsche Volk gewählt! Goethe — der angstvoller als eine Maus, beim leisesten Geräusche sich in die Erde hineinwühlt, und Luft, Licht, Freiheit, ja des Lebens Breite, wonach sich selbst die todtgeschaffenen Steine sehnen — Alles, Alles hingibt, um nur in seinem Loche ungestört am gestohlenen Speckfaden knuppern zu können — und Schiller, der edler aber gleich muthlos, sich vor Tyrannei hinter Wolkendunst versteckt, und oben bei den Göttern vergebens um Hülfe fleht, und von der Sonne geblendet die Erde nicht mehr sieht, und die Menschen vergißt, denen er Rettung bringen wollte. Und so — ohne Führer, ohne Vormund, ohne Rechtsfreund, ohne Beschützer — wird das unglückliche Land eine Beute der Könige und das Volk der Spott der Völker.

— Fragen Sie mich so oft Sie wollen nach dem Straßenkothe; aber fragen Sie mich nie nach der französischen Politik. Es ist ein gar zu schmutziges Ding. Voriges Jahr sagte ich: Der König ist verloren; jetzt sage ich: Frankreich ist verloren. Wenn nicht der Senator *** oder sonst so ein Frankfurter Philister besser Frankreich regierte als das Ministerium, will ich ein Schurke seyn. Gelobt wird auch die Regierung von allen fremden Kabineten wie ein Kind, das sich artig aufgeführt. — Es ist eine Schmach! und stolz sind sie auf dieses Lob — es ist Wahnsinn. — Der König wohnt jetzt in den Tuilerien. Er wollte es sich bequem machen, er ist jetzt dem Place Louis XV. etwas näher, als im Palais Royal.

In Berlin ist ein junger Referendarius zu einjähriger Festungsstrafe verurtheilt worden, weil er mehrere Artikel, die im Messager über die

preußische Regierung gestanden, ins Deutsche übersetzt und einigen Freunden zu lesen gegeben hatte. Das Urtheil lautet: „weil er versucht, Misvergnügen gegen die Regierung zu erregen.“ Jetzt ist es sogar ein Verbrechen, wenn Einem die Regierung kein Vergnügen macht! Da müßte man die Regierungen zuerst einsperren, denn diese verbreiten am meisten Misvergnügen gegen sich selbst. Alles geht zurück, theure Freundin. Der Jammer ist nur, daß wir nicht mit zurückgehen, und wieder jung und dumm werden. Adieu, ich gehe in's Louvre. Ich studiere jetzt Gemälde und Thiere. Vorgestern im Jardin des Plantes war ich ganz verloren in dem Anblick der herrlichen Löwen. Der Eine hat ein junges Hündchen zum Zeitvertreibe in seinem Käfig. Der Löwe schlief, das arme Hündchen saß in dem entferntesten Winkel, betrachtete den Löwen mit unverwandten Blicken, rührte sich nicht und sah betrübt, aber unterwürfig aus. Es war ein rührendes Bild der Willenlosigkeit, wie der Löwe ein schreckliches der Willkür. Ich wünschte Löwe oder Hündchen zu seyn; aber so in der Mitte stehen, den Stolz des Löwen und die Schwäche des Hündchens — das ist die Langeweile.

Tag- und Jahres-Hefte als Ergänznng meiner sonstigen Bekenntnisse, von 1789 bis 1806.

(Goethes Werke 31. Band.)

„Der Geist nähert sich der wirklichen, wahrhaften Natur, durch Gelegenheits-Gedichte.“ — Wie Einen Gelegenheits-Gedichte zur wahrhaften Natur führen können, begreife ich nicht, Goethe müßte denn auch die Liebe zu den Gelegenheiten rechnen — was ihm leicht zuzutrauen ist. Aber wer ein so wetterwendisches Herz hat, daß ihn die Gelegenheit leicht in ihre Kreise fortzieht, wem die Gelegenheit das Herz nicht bricht, der hat die Dichtkunst gefunden, gestohlen, erworben vielleicht mit seiner Händearbeit, geschenkt wurde sie ihm nie.

1789.

Kaum hatte sich Goethe nach seiner Rückkehr aus Italien in die Weimarischen Verhältnisse wieder eingesponnen, als die Revolution losbrach.

„Schon im Jahre 1785 hatte die Halsbandgeschichte einen unaussprechlichen Eindruck auf mich gemacht. In dem unsittlichen Stadt-, Hof- und Staatsabgrunde, der sich hier eröffnete, erschienen mir die gräulichsten Folgen gespensterhaft, deren Erscheinung ich geraumere Zeit nicht loswerden konnte; wobei ich mich so seltsam benahm, daß Freunde, unter denen ich mich eben auf dem Lande aufhielt, als die erste Nachricht hievon zu uns gelangte, mir nur spät, als die Revolution längst ausgebrochen war, gestanden, daß ich ihnen damals wie wahnsinnig vorgekommen sei. Ich verfolgte den Prozeß mit großer Aufmerksamkeit, bemühte mich in Sicilien um Nachrichten von Cagliostro

und seiner Familie, und verwandelte zuletzt, nach gewohnter Weise, um alte Betrachtungen loszuwerden, das ganze Ereigniß unter dem Titel: der Groß-Cophta, in eine Oper, wozu der Gegenstand vielleicht besser als zu einem Schauspiele getaugt hätte."

Die Ausbrüche der Revolution zu einer Oper begeistert! Wer jedes Gefühl, sobald es ihm Schmerzen verursacht, gleich ausziehen läßt wie einen hohlen Zahn, den wird freilich nichts in seinem Schlafe stören; aber mit Gefühllosigkeit, mit einer hohlen Seele ist der Schlaf doch etwas zu theuer bezahlt?

O welch' ein Klein-Cophta! Statt in der Hofgeschichte eine Weltgeschichte zu sehen, sieht er in der Weltgeschichte eine Hofgeschichte. Und wie ihn seine Philister-Ehrfurcht vor dem Großen wie blind und taub, so auch stumm gemacht! Den Cardinal Rohan verwandelt er in einen Domherrn. Die Königin in eine unvermählte Dame! Es ist gar kein Sinn in dieser Geschichte, so dargestellt. Aber Cagliostro! Es ist nicht zu leugnen, daß ihn Goethe mit Freundschaft behandelt. Es war Dankbarkeit. Einem moralischen Gourmand wie Goethe mußte Cagliostro's Lehre, die er im höchsten Grade seiner Mysterien, nach langer, langer Prüfung, endlich dem Eingeweihten offenbarte — die Lehre: — „Was du willst, das die Menschen für dich thun sollen, das thue für sie nicht" — diese Lehre des Anti-Christs mußte wohl einem Goethe munden.

1790.

Kehrte mit der Fürstin Amalia von seiner zweiten Reise in Italien zurück.

„Kaum nach Hause gelangt, ward ich nach Schlesien beordert, wo eine bewaffnete Stellung zweier großen Mächte den Congreß von Reichenbach begünstigte. Erst gaben Cantonierungsquartiere Gelegenheit zu einigen Epigrammen... In Breslau hingegen, wo ein soldatischer Hof und zugleich der Adel einer der ersten Provinzen des Königreichs glänzte, wo man die schönsten Regimenter ununterbrochen marschiren und manövriren sah, beschäftigte mich unaufhörlich, so widerlich es auch klingen mag, die vergleichende Anatomie, weshalb mitten in der bewegtesten Welt ich als Einsiedler in mir selbst abgeschlossen lebte. Dieser Theil des Naturstudiums war sonderbar angeregt worden. Als ich nämlich auf den Dünen des Lido, welche die venezianischen Lagunen von dem adriatischen Meere sondern, mich oftmals erging, fand ich einen so glücklich geborstenen Schafschädel, der mir ... jene große, früher von mir erkannte Wahrheit: die sämmtlichen Schädelknochen seien aus verwandelten Wirbelknochen entstanden, abermals bestätigte..."

Was? Goethe ein reich begabter Mensch, ein Dichter; damals in den schönsten Jahren des Lebens, wo der Jüngling neben dem Manne steht, wo der Baum der Erkenntniß zugleich mit Blüthen und mit Früchten pranget — er war im Kriegsrathe, er war im Lager der Titanen, da, wo vor vierzig Jahren der zwar freche, doch erhabene Kampf der Könige gegen die Völker begann — und zu nichts begeisterte ihn dieses Schauspiel, zu keiner Liebe, zu

keinem Hasse, zu keinem Gebete, zu keiner Verwünschung, zu gar nichts trieb es ihn an, als zu einigen Stachelgedichten, so werthlos, nach seiner eigenen Schätzung, daß er sie nicht einmal aufbewahrte, sie dem Leser mitzutheilen? Und als die prächtigsten Regimenter, die schönsten Officiere an ihm vorüberzogen, da — gleich der jungen blaßen Frau eines alten Mannes — bot sich seinem Beobachtungsgeiste kein anderer, kein besserer Stoff der Betrachtung dar, als die vergleichende Anatomie? Und als er in Venedig am Ufer des Meeres lustwandelte — Venedig, ein gebautes Mährchen aus Tausend und einer Nacht; wo Alles tönt und funkelt: Natur und Kunst, Mensch und Staat, Vergangenheit und Gegenwart, Freiheit und Herrschaft; wo selbst Tyrannei und Mord nur wie Ketten in einer schauerlichen Ballade klirren; die Seufzer-Brücke, die Zehen-Männer; es sind Scenen aus dem fabelhaften Tartarus — Venedig, wohin ich sehnsuchtsvolle Blicke wende, doch nicht wage ihm nahe zu kommen, denn die Schlange österreichische Polizei liegt davor gelagert, und schreckt mich mit giftigen Augen zurück — dort, die Sonne war untergegangen, das Abendroth überfluthete Meer und Land, und die Purpurwellen des Lichtes schlugen über den felsigen Mann und verklärten den ewig Grauen — und vielleicht kam Werthers Geist über ihn, und dann fühlte er, daß er noch ein Herz habe, daß es eine Menschheit gebe um ihn, einen Gott über ihm, und dann erschrak er wohl über den Schlag seines Herzens, entsetzte sich über den Geist seiner gestorbenen Jugend; die Haare standen ihm zu Berge, und da, in seiner Todesangst, „nach gewohnter Weise, um alle Betrachtungen loszuwerden — — verkroch er sich in einen geborstenen Schafs-Schädel und hielt sich da versteckt, bis wieder Nacht und Kühle über sein Herz gekommen! Und den Mann soll ich verehren? Den soll ich lieben? Eher werfe ich mich vor Fitzli-Putzli in den Staub; eher will ich Dalai-Lama's Speichel kosten. Hätte Deutschland, ja hätte die ganze Welt nur zwei Dichter, nur zwei Brunnen, ohne die das Herz verschmachten müßte in der Sandwüste des Lebens — nur Kotzebue und Goethe — tausendmal lieber labte ich meinen Durst mit Kotzebue's warmer Thränen-Suppe, die mich doch wenigstens schwitzen macht, als mit Goethe's gefrorenem Weine, der nur in den Kopf steigt, und dort hinauf alles Leben pumpt.

1792.

„In der Mitte des Sommers ward ich abermals in's Feld berufen, diesmal zu ernsteren Scenen. Ich eilte über Frankfurt, Mainz, Trier und Luxemburg nach Longwy, welches ich den 28. August (Goethe's Geburtstag — das vergißt er nie) schon eingenommen fand; von da zog ich mit bis Valmy, sowie auch zurück bis Trier; sodann, um die unendliche Verwirrung der Heerstraße zu vermeiden, die Mosel hinab nach Koblenz, Mannheim. Naturerfahrungen schlangen sich, für den Aufmerksamen, durch die beweg-

ten Kriegsereigniſſe. Einige Theile von Fiſcher's phyſikaliſchem Wörterbuche begleiteten mich; manche Langeweile, ſtockende Tage betrog ich durch fortgeſetzte chromatiſche Arbeiten. . ."

Kein Wort über die Kriegsereigniſſe! Intereſſirt ihn auch die Politik nicht, konnte ihn doch als Dichter und Beobachter das Kriegsleben, dem es an beliebter plaſtiſcher Dickleibigkeit gewiß nicht fehlt, Stoff zu Wahrnehmungen und künſtleriſchen Darſtellungen geben. Aber die ehrfurchtsvolle Scheu, von höchſten und allerhöchſten Perſonen und ihren höchſten und allerhöchſten Dummheiten zu reden, läßt ihn noch nach 40 Jahren verſtummen.

1793.

Während der Blockade von Mainz, der er bis zum Ende der Belagerung beiwohnte, beſchäftigte er ſich mit Reinecke Fuchs und übte ſich im Hexameter. Warum ſagt er nicht, was er zu jener Zeit ſo oft im Hauptquartier gemacht? Hat er vielleicht an der Abfaſſung des berühmten Manifeſts des Herzogs von Braunſchweig Theil gehabt? Auch fuhr er fort, am Rhein unter freiem Himmel die Farbenlehre zu treiben.

„Und ſo hielt ich, für meine Perſon wenigſtens, mich immer feſt an dieſe Studien, wie an einem Balken im Schiffbruch; denn ich hatte nun zwei Jahre unmittelbar und perſönlich das fürchterliche Zuſammenbrechen aller Verhältniſſe erlebt."

„Einem thätigen, productiven Geiſte, einem wahrhaft vaterländiſch geſinnten, und einheimiſche Literatur befördernden Manne wird man es zu Gute halten, wenn ihn der Umſturz alles Vorhandenen ſchreckt, ohne daß die mindeſte Ahnung zu ihm ſprach, was denn Beſſeres, ja nur Anderes daraus erfolgen ſolle. Man wird ihm beiſtimmen, wenn es ihn verdrießt, daß dergleichen Influenzen ſich nach Deutſchland erſtrecken, (die franzöſiſche Revolution eine verdrießliche Geſchichte!) uns verrückte, ja unwürdige Perſonen das Heft ergreifen. In dieſem Sinne war der Bürgergeneral geſchrieben, ingleichen die Aufgeregten entworfen, ſodann die Unterhaltungen der Ausgewanderten."

Der Bürgergeneral ward gegen Ende von 1793 in Weimar aufgeführt, „aber die Urbilder dieſer luſtigen Geſpenſter waren zu furchtbar, als daß nicht ſelbſt die Scheinbilder hätten beängſtigen ſollen."

Nun wahrhaftig, Die in Weimar müſſen unerhört ſchwache Nerven gehabt haben, wenn ſie dies Scheinbild der franzöſiſchen Revolution, das Goethe im erwähnten Luſtſpiele darſtellt, in Angſt verſetzt hat. Ich glaube es aber nimmermehr. Sie werden ſich wohl bei der Aufführung jener Poſſen eben ſo gelangweilt haben, als ich es beim Leſen gethan, mit dem ich eben fertig geworden; und Goethe ſchrieb das Gähnen ſtatt der Langeweile den Vapeurs zu. Des Bürgergenerals großer Inhalt iſt folgender Gevatter Schnaps, ein Dorfbarbier, ließ ſich weißmachen: Zu den Jacobinern in Paris, welche alle geſcheidte Leute in allen Ländern aufſuchten, an ſich zögen und benutzten, wäre ſein Ruf erſchollen, und ſeit einem halben

Jahre gäben sie sich alle erdenkliche Mühe, ihn für die Sache der Freiheit und Gleichheit zu gewinnen. Man kenne in Paris seinen Verstand und seine Geschicklichkeit. Ein Spaßvogel, der sich für einen Abgesandten der Jacobiner ausgibt, ernennt den Barbier zum Bürgergeneral und beauftragt ihn, in seinem Dorfe die Revolution anzufangen. Man gibt ihm eine Freiheitsmütze, Säbel, Uniform und einen falschen Schnurrbart. Die ganze Freiheits-Komödie geht aber darauf hinaus, den Bauer Marten um einen Topf Milch zu prellen. Und in diese alberne Milchsuppengeschichte wollte Goethe den Weimaranern einen Abscheu vor der französischen Revolution einbrocken! Und die Weimarer sollen wirklich Krämpfe davon bekommen haben! Es ist nicht möglich.

Noch lächerlicher ist das Lustspiel: die Aufgeregten. Auch in diesem dramatischen Bilde wollte Goethe die Gräuel der französischen Revolution darstellen, um die Deutschen vor Freiheitsschwindel zu bewahren. Nun lese man die Folgen, welche das unglückselige Revolutionsfieber in einem Dörfchen gehabt. Erste Folge. Louise sagt: sie habe vergangenen Winter ein Paar Strümpfe mehr gestrickt, weil ihr Vater, der Barbier, ihr Muße dazu gegeben, da er wegen der Zeitungen später nach Hause gekommen. Zweite Folge. Das Kind der Gräfin fällt sich ein Loch in den Kopf, weil sein Hofmeister, der die Zeitungen las, nicht auf dasselbe Acht gegeben. Und das ist Alles! Die Berliner freilich werden manches in diesem Drama sehen, was einem kurzsichtigen Süddeutschen entgeht. Sie haben einen Herschel'schen Göthoskop — wir nur unsere Augen.

1794.

„Man sandte mir aus dem südlichen und westlichen Deutschland Schatzkästchen, Sparthaler, Kostbarkeiten mancher Art, zum treuen Aufbewahren, die mich als Zeugniß großen Zutrauens erfreuten, während sie mir als Beweise einer beängstigten Nation traurig vor Augen standen."

Guter Gott, welche Gewichte sind es, die den zentnerschweren Haß Goethes gegen die französische Revolution bildeten! Seine liebe Mutter in Frankfurt hatte ein bequemes Haus mit schönen Möbeln, mit wohlversorgtem Keller, mit Büchern, Kupferstichen und Landkarten. Durch die Feindseligkeiten der Franzosen geängstigt, wollte die Mutter ihren Besitz veräußern, sich eine Wohnung miethen; aber eben wegen der unruhigen Zeiten wurden unvortheilhafte Kaufanträge gemacht; das Berathen mit Freunden und Mäklern war von unendlicher Verdrießlichkeit. Und das der Schmerz eines Dichters! Ist der ein Mann des Jahrhunderts, der mit solchem Herzen einer Eintagsfliege die Welt umfaßt?

Er erzählt, wie er sich über Fichte's Lehrweise in Jena entsetzte, daran verbrannte; wie Fichte sich in seinen Schriften „nicht ganz gehörig über die wichtigste Sitten- und Staatsgegenstände erklärt habe." Wie „uns dessen Aeußerungen über Gott und göttliche Dinge, über die man freilich besser ein tiefes Stillschweigen beobachtet, von außen beschwerende Anregungen zugezogen."

1795.

Mit Kapellmeister Reichardt zerfiel er, mit dem er „ungeachtet seiner vor- und zudringlichen Natur, in Rücksicht seines bedeutenden Talents in gutem Vernehmen gestanden; er war der Erste, der mit Ernst und Stätigkeit meine lyrischen Arbeiten durch Musik ins Allgemeine förderte .... ohnehin lag es in meiner Art, aus herkömmlicher Dankbarkeit unbequeme Menschen fortzudulden, wenn sie mir es nicht gar zu arg machen, alsdann aber meist mit Ungestüm ein solches Verhältniß abzubrechen. Nun hatte sich Reichardt mit Wuth und Ingrimm in die Revolution geworfen; ich aber, die gräulichen unaufhaltsamen Folgen solcher gewaltthätig aufgelösten Zustände mit Augen schauend und zugleich ein ähnliches Geheimtreiben im Vaterlande durch und durch blickend, hielt ein für allemal am Bestehenden fest, an dessen Verbesserung, Belebung und Richtung zum Sinnigen, Verständigen, ich mein Lebenlang bewußt und unbewußt gewirkt hatte, und konnte und wollte diese Gesinnung nicht verhehlen."

Goethe, wie alle Grenz-Menschen das Stadtthor seiner Welt, sie schließend, vertheidigend. Die Gemeinde erweitert sich, das Thor wird niedergerissen oder überbauet und dient zum Durchgange wie früher zur Abwehr.

„Reichard war von der musikalischen Seite unser Freund, von der politischen unser Widersacher, daher sich im Stillen ein Bruch vorbereitete, der zuletzt unaufhaltsam an den Tag kam."

Ich kannte Reichardt etwas. Er war ein Preuße, das heißt ein Windbeutel. Wo er sich befand, entstand gleich ein Luftzug, selbst im verschlossensten Zimmer. Er hatte bewegliche Gefühle, doch er fühlte; man konnte ihn herbeiziehen und wegschieben. Er stand nicht, gleich Goethe, wie eine Mauer im Leben da, die, wenn auch mit Obstspalieren bedeckt und verziert, doch unbeweglich, undurchsichtig bleibt, uns die Aussicht versteckt, und uns zu einem Umwege nöthigt, so oft wir in Gottes freie Welt gehen oder sehen wollen. Und naiv ist Goethe! Er gesteht, er habe Reichardt lieb gehabt, so lang er ihm nützlich gewesen, indem er durch Compositionen seiner Lieder diese verbreiten half; den Reichardt außer Diensten aber habe er gehaßt. Das ist sachdenklich!

1799.

Entwurf der natürlichen Tochter.

„In dem Plane bereitete ich mir ein Gefäß, worin ich Alles, was ich so manches Jahr über französische Revolution und deren Folgen geschrieben und gedacht, mit geziemendem Ernste niederzulegen hoffte.“

Ich will diese natürliche Tochter, dieses vieljährige Werk geziemenden Ernstes wieder einmal lesen, aber jetzt nicht, nicht in diesen rauhen Herbsttagen. Im nächsten Sommer, im Juli, in den Tagen, wo man Gefrorenes liebt.

1800.

„Der Propyläen drittes und letztes Stück ward bei erschwerter Fortsetzung gegeben. Wie sich bösartige Menschen dem Unternehmen entgegengestellt, sollte wohl zum Troste unserer Enkel, denen es auch nicht besser geben wird, gelegentlich näher bezeichnet werden.“

Nun, warum bezeichnet er es nicht näher? Warum? Darauf ist leicht Antwort gegeben. Goethe besann sich, daß etwas zum Troste der Enkel zu sagen, wie jede Menschenfreundlichkeit, nebulistischer Natur und eines so realen Mannes, wie er, ganz unwürdig sey.

1802.

Goethes Gesinnung über Preßfreiheit spricht sich hier gelegentlich aus. Schlegels Jon kam zur Aufführung und schon am Abende der Vorstellung trat „ein Oppositions-Versuch unbescheiden hervor; in den Zwischenacten flüsterte man von allerlei Tadelnswürdigem, wozu denn die freilich etwas bedenkliche Stellung der Mutter erwünschten Anlaß gab. Ein sowohl den Autor als die Intendanz angreifender Aufsatz war in das Mode-Journal projectirt, aber ernst und kräftig zurückgewiesen; denn es war noch nicht Grundsatz, daß in demselbigen Staat, in derselbigen Stadt es irgend einem Glied erlaubt sey, das zu zerstören, was andere kurz vorher aufgebaut hatten.“

1803.

Nichts Lächerlicheres, als bald der ernste dürre Ton, bald die breite kunstschmausende Behaglichkeit, in welchen Goethe in diesem seinen Büchelchen über das kleinstädtische Hof- und bürgerliche Stadtbauwesen in Weimar sich so oft ausläßt. Was der Kunstfreund an solcher Puppen-Architektur so Erquickliches finden mochte, daß er noch nach vielen Jahren sich damit beschäftigt, wäre ganz unerklärlich, wenn man Goethes Charakter nicht kennte. Des Lebens Behaglichkeit war ihm das Leben selbst. Darum ist ihm nichts klein, was diesen Kreis berührte, darum ist ihm Alles klein, was von diesem Kreise ablag.

1805.

Und in diesem Büchelchen auch, wie in den größten und bedeutendsten Werken Goethes, trat mir, was mich immer beleidigt, halb lächerlich, halb

ärgerlich entgegen. Zuvörderst die holländische Reinlichkeit des Styls, die jeden Zimmerboden mit gekräuseltem Sande bedeckt, und oft die Bäume vor den Häusern mit Oelfarbe anstreicht. Dann die aufgenöthigte Ruhe, das Bleigewicht, das Goethe an jede Empfindung, jeden Gedanken seiner Leser hängt. Endlich die tyrannische Ordnung, die Geist und Herz nach dem Takte eines Melzel'schen Metronomen sich bewegen heißt.

1806.

Man dachte daran, Oehlenschlägers Tragödie Hakon Jarl auf die Weimarische Bühne zu bringen, und schon war Alles dazu vorbereitet.— „Allein späterhin schien es bedenklich, zu einer Zeit, da mit Kronen im Ernst gespielt wurde, mit dieser heiligen Zierde sich scherzhaft zu gebärden."

Denkwürdigkeiten, die Goethe von diesem wichtigen Tage bemerkt. Am 30. Januar der Geburtstag unserer Großherzogin, und wie das Trompeter-Chor eines preußischen Regiments in dem Theater Proben seiner außerordentlichen Geschicklichkeit gegeben.—Theater-Repertoir. — geschenkte Zeichnungen und andere Kunstnachrichten. — Vollständiges Verzeichniß der von Goethe durch Gefälligkeit erworbenen Kunstgegenstände. — Reise nach Carlsbad und dort genossene Kupfersammlungen. Farbenlehre. Bei jeder Gefahr hält Goethe ein Prisma vor die Augen, um jene nicht zu sehen, und sonderbar genug versteckt er sich vor dem Lichte hinter Farben. — In Carlsbad:

„Fürst Reuß XIII., der mir immer ein gnädiger Herr gewesen, befand sich daselbst, und war geneigt, mir mit diplomatischer Gewandtheit das Unheil zu entfalten, das unsern Zustand bedrohte. — Mineralien."

„Ueber eine pädagogisch-militärische Anstalt bei der französischen Armee gab uns ein trefflicher, aus Baiern kommender Geistlicher Nachricht. Es werde nämlich von Offizieren und Unteroffizieren am Sonntage eine Art von Katechisation gehalten, worin der Soldat über seine Pflichten sowohl als auch über ein gewisses Erkennen, soweit es ihn in seinem Kreise förderte, belehrt werde. Man sah wohl, daß die Absicht war, durchaus kluge und gewandte, sich selbst vertrauende Menschen zu bilden; dies aber setzte freilich voraus, daß der sie anführende große Geist demungeachtet über Jeden und Alle hervorragend blieb und von Raisonneurs nichts zu fürchten hatte."

Daß man ja nicht denke, indem er solche Schulen lobend erwähnt, er sey der Meinung, daß man aus einem Soldaten einen denkenden Menschen machen sollte. Der Unterricht ist nur das Oel, womit man das Rad einer Maschine schmiert, daß diese besser gehe. Raisonniren soll das Rad nicht, sondern nur geschmeidiger werden, um der lenkenden Hand zu folgen. —

„Die prägnante Unterhaltung mit einem Fürsten im Hauptquartier zu Niederrosla" möchte schwer auszusprechen seyn.

Und als beim Herankommen des Ungewitters Jedermann ängstlich einen Schlupfwinkel suchte, rief Goethe, als man eben die ersten Lerchen speiste, aus: „Nun, wenn der Himmel einfällt, so werden ihrer viele gefangen werden.“ —

1807.

Schrieb in Carlsbad eine kleine mineralogische Abhandlung. „Ehe der kleine Aufsatz nun abgedruckt werden konnte, mußte die Billigung der obern Prager Behörde eingeholt werden, und so hatte ich das Vergnügen, auf einem meiner Manuscripte das visa der Prager Censur zu erblicken.“

In Carlsbad erwies ihm die Fürstin Solms „ein gnädiges Wohlwollen.“

1808.

Bekennt, daß er seit einigen Jahren keine Zeitungen gelesen. Nach Carlsbad aber nahm er die Jahrgänge 1805 bis 1807 der Allgemeinen Zeitung mit, ein Blatt, das er wegen seiner klugen Redaction noch leiden mag.

Schrieb ein Gedicht „zu Ehren und Freuden der Frau Erbprinzessin von Hessen-Cassel.“

1810.

„Die Gegenwart der Kaiserin von Oesterreich Majestät in Carlsbad rief gleich angenehme Pflichten hervor, und manches andere kleine Gedicht entwickelte sich im Stillen.“

1811.

Er und andere gingen nach Wehnditz, einem Dorfe bei Carlsbad, und tranken Ungarwein. „Man trug sich über eine solche Wallfahrt mit folgender Anekdote: „Drei bejahrte Männer gingen nach Wehnditz zum Weine!

Obrist Otto, alt . . .	87 Jahr
Reimschneider Müller	84 —
Ein Erfurter	82 —
	253 Jahre.

Sie zechten wacker, und nur der Letzte zeigte beim Nachhausegehen einige Spuren von Bespitzung; die beiden andern griffen dem Jüngern unter die Arme und brachten ihn glücklich zurück in seine Wohnung.

1813.

Durch die Kriegsereignisse geängstigt, suchte er Ruhe, indem er sich mit ernstlichem Studium dem chinesischen Reiche widmete.

„Hier muß ich noch einer Eigenthümlichkeit meiner Handlungsweise gedenken. Wie sich in der politischen Welt irgend ein ungeheures Bedrohliches hervorthat, so warf ich mich eigensinnig auf das Entfernteste.“

Unter den kleinen Bemerkungen über die Ereignisse des Tages findet sich: „Die Freiwilligen betragen sich unartig und nehmen nicht für sich ein.“

1816.

Man verzeiht Goethe faſt die kindiſche Aufregung, in welche ihn jeder Widerſpruch ſeiner Farbenlehre verſetzt, weil er doch da einmal aus ſeinem engen Egoismus, wenn auch auf verbotenem Wege, heraustritt, weil ihn doch da einmal das Urtheil der Menſchen kümmert. „Profeſſor Pfaff ſandte mir ſein Werk gegen die Farbenlehre, nach einer den Deutſchen angeborenen unartigen Zudringlichkeit.“ Das kann doch den Deutſchen wahrlich ihr ärgſter Feind nicht nachſagen, daß ſie unartig zudringlich wären. Nur zu ſchüchtern und artig ſind ſie! Goethe legte das Buch ungeleſen bei Seite!

Goethe war vergnügt und wie in Baumwolle gehüllt, als ihn ein Donner aufſchreckte. „Ein ſolcher innerer Friede ward durch den äußern Frieden der Welt begünſtigt, als nach ausgeſprochener Preßfreiheit die Ankündigung der Iſis erſchien, und jeder wohldenkende Weltkenner die leicht zu berechnenden weitern Folgen mit Schrecken und Bedauern vorausſah.“

1817.

„Ein Symbol der Souverainetät ward uns Weimaranern durch die Feierlichkeit, als der Großherzog den Fürſten von Thurn und Taxis in ſeinem Abgeordneten, mit dem Poſtregal belieh, wobei wir ſämmtliche Diener in geziemendem Schmuck nach Rangsgebühr erſchienen.“

„Zu jener Zeit erſchienen in Jena und Leipzig viele junge Griechen. Der Wunſch, ſich beſonders deutſche Bildung anzueignen, war bei ihnen höchſt lebhaft, ſowie das Verlangen, allen ſolchen Gewinn dereinſt zur Aufklärung, zum Heil ihres Vaterlandes zu verwenden. Ihr Fleiß glich ihrem Beſtreben; nur war zu bemerken, daß ſie, was den Hauptſinn des Lebens betraf, mehr von Worten als von klaren Begriffen regiert wurden.“

„Papadopulos, der mich in Jena öfters beſuchte, rühmte mir einſt im jugendlichen Enthuſiasmus den Lehrvortrag ſeines philoſophiſchen Meiſters. Es klingt, rief er aus, ſo herrlich, wenn der vortreffliche Mann von Tugend, Freiheit und Vaterland ſpricht. Als ich mich aber erkundigte, was denn dieſer vortreffliche Lehrer eigentlich von Tugend, Freiheit und Vaterland vermelde, erhielt ich zur Antwort: Das könne er eigentlich nicht ſagen, aber Wort und Ton klängen ihm ſtets vor der Seele nach: Tugend, Freiheit und Vaterland.“

Gott welch' ein Spott! Die Griechen haben es wohl gezeigt, was ſie darunter verſtehen, wenn auch der edle Jüngling Tugend, Freiheit und Vaterland nach Goethes dürrer Weiſe nicht zu ſchematiſiren verſtand.

„Hierauf ward mir das unerwartete Glück, Ihro des Großfürſten Nicolaus und Gemahlin Alexanders Kaiſerliche Hoheit, im Gebiet unſerer gnädigſten Herrſchaften bei mir im Haus und Garten zu verehren. Der Frau Großfürſtin Kaiſerliche Hoheit vergönnten einige poetiſche Zeilen in das zierlich prächtige Album verehrend einzuzeichnen.“

Das ſchrieb er in ſeinem 71ſten Jahre. Welche Jugendkraft.

Zwei und fünfzigster Brief.

Paris, den 13. October 1831.

Diese Woche war wieder sehr reich an Begebenheiten: die Verwerfung der Reform-Bill in England und die abgeschaffte Erblichkeit der Pairs in Frankreich. Dort hat die Aristokratie gesiegt, hier hat sie eine Niederlage erlitten. Es ist eine Compensation und es wird dabei für die gute Sache nichts gewonnen und nichts verloren. Der Sieg des Adels in England kann dort eine Revolution und die Volksherrschaft zur Folge haben; dagegen kann die Abschaffung der Erblichkeit der Pairs in Frankreich wieder zum Absolutismus führen. Wenn es noch eines Anlasses bedurfte, den Haß der großen Mächte gegen Frankreich zu entflammen, so ist er jetzt durch Herabwürdigung der französischen Aristokratie gefunden. Die Familie Von in Oesterreich und Preußen wird ihre Verwandtschaft rächen. In Deutschland nimmt Alles so eine schlechte Wendung, wie ich es vorhergesehen. Die Badische Kammer ist dem Preußischen Mauthsysteme beigetreten, das heißt, es hat sich der preußischen Politik unterworfen. Und alle Deputirten, die ich diesen Sommer in Carlsruhe gesprochen, haben doch gegen diese verderbliche Allianz mit Preußen wie gegen Gift geeifert. Welche Menschen! Mit ihrer Preßfreiheit ist es auch nichts. Ein in Carlsruhe erscheinendes französisches Blatt, ob es zwar unter Censur stand, ist auf Antrag des Bundestags unterdrückt worden. Ich habe mit der Hoffnung auch alle Mäßigung aufgegeben. Ich werde künftig über Politik nicht mehr schreiben, wie ich es bis jetzt gethan. Mäßigung wird ja doch nur für Schwäche angesehen, die zum Uebermuthe, und Rechtlichkeit für Dummheit, die zum Betruge auffordert. In dem ersten Artikel meines projektirten Journals trete ich mit einer trotzigen Kriegserklärung hervor. Ich sage unter andern: „In frühern Zeiten hatten wir die friedliche Wage in unsrem Schilde geführt. Glühendes Gefühl, unsere Liebe und unsern Zorn, unsere Hoffnung und unsere Furcht, den wilden Sturm des Herzens — Alles brachten wir unter Maaß, und brachten Ordnung in jede Leidenschaft. Zwar wurden die Machthaber immer von uns verwünscht, weil sie trotzig behaupten, das Glück und die Freiheit der Welt sey ihr Eigenthum und von ihrem guten Willen, von ihrer eigenen Schätzung hinge es ab, wie viel sie den Völkern davon zurückhalten, davon überlassen, und welchen Preis sie dafür verlangen mögen. Aber wir dachten: es sey! mit Krämern muß man feilschen; da ist Gold, da ist die Wage. Aber sie strichen das Geld ein, und warfen höhnisch das Schwert in die Schaale. Wollt Ihr's so? Nun es sey auch. Schwert gegen Schwert .... Denn seit wir gesehen, daß der

jüngſte König um die Gunſt der älteſten Tyrannen buhlt, und die älteſten Tyrannen ſelbſt den Raub einer Krone lächelnd verzeihen, wird nur zugleich mit der Krone die Freiheit auch geraubt — ſeitdem hoffen wir nichts mehr von friedlicher Ausgleichung. Die Gewalt muß entſcheiden. Beſiegen könnt Ihr uns, aber täuſchen nicht mehr.“ Ich werde das Journal die Glocke nennen.

Das Wetter hier macht einen ganz verwirrt. Im October zwanzig Grad Wärme! Vielleicht hat der Himmel beſchloſſen, daß ſich die Fürſten noch dieſen Herbſt die Hälſe brechen. Man fürchtet Unruhen in England. Nach geſtern angekommenen Nachrichten hat das Volk in der Provinz das Landhaus eines Pairs abgebrannt, der gegen die Reform geſtimmt. Wellington ſoll ſein Haus verrammelt haben. Wenn es in England Revolution gibt, werden die Alliirten über Frankreich herfallen, wovon ſie bis jetzt nur die Furcht vor England abgehalten.

Ich war vor einigen Tagen zum erſtenmale im neuen Theater des Palais-Royal, wo einige ganz allerliebſte Stücke mich ſehr unterhalten, und mir das ſaure Blut etwas verſüßt haben; beſonders that das ein Vaudeville: Le Tailleur et la Fée, ou Les Chansons de Bèranger. Beranger's Großvater, ein armer Schneider, ſitzt und näht. Neben ihm in der Wiege flennt der künftige Dichter, der eben auf die Welt gekommen. Die herbeigerufene Amme erſcheint, verwandelt ſich in eine Fee, und zwar in die Geſtalt der Göttin der Freiheit, den Spieß in der Hand, die rothe Mütze auf dem Kopfe. Sie gelobt dem alten Schneider, ſeinem Enkel das ſchönſte Lebensloos zu ſchenken, ihn zum Freiheitsdichter zu machen. Jetzt erſcheinen, von dem Zauberſtabe der Fee herbeigerufen, die Hauptlieder Beranger's, unter allegoriſchen Perſonen. Zuletzt wird ſeine Büſte bekränzt. Es iſt eine vollkommene Apotheoſe.

Beranger's Herkunft und Geburt ſind im Vaudeville hiſtoriſch dargeſtellt. In ſeinem Liede Le Tailleur et la Fée, erzählt der Dichter:

Dans ce Paris plein d'or et de misère,
En l'an de Christ mil sept cent quatre-vingt,
Chez un tailleur, mon pauvre et vieux grand-père,
Moi nouveau né, sachez ce qu'il m'advint.
Rien ne prédit la gloire d'un Orphée
A mon berceau, qui n'était pas de fleurs;
Mais mon grand-père, accourant à mes pleurs,
Me vit soudain dans les bras d'une Fée.
Et cette Fée avec de gais refrains,
Calmait le cri de mes premiers chagrins.

Es ist etwas, das die heutige französische Regierung lauter verdammt, als die Millionen der Getäuschten; schwärzer färbt, als alle Tagesblätter der Unzufriedenen: — Beranger hat seit der letzten Revolution nicht ein einziges Lied gesungen. Gleich in den ersten Tagen machte ihm die böse Ahnung dessen, was kommen werde, das Herz, und bald darauf die Erfüllung der schlimmsten Besorgniß die Zunge schwer. Selbst die Hoffnung mochte ihm nicht geblieben seyn, die ihm doch unter dem Drucke der Zeiten, da die ältern Bourbons herrschten, zu Wein-, Liebes-, Freiheits- und Spottliedern begeistern konnte. Die neuen Machthaber warfen auch nach Beranger ihre goldene Angel aus; doch er ließ sich nicht ködern und schwieg, und dieses stumme Lied schallt lauter gegen die Tyrannei, als es irgend eines seiner frühern Lieder gethan.

Ich habe Ihnen schon gesagt, daß ich anfange, mich mit der bildenden Kunst zu beschäftigen, und wie ernst es mir damit ist, habe ich neulich an meinem ersten Besuche im Museum selbst erprobt. Ich habe zum erstenmale in meinem Leben Alles so bedächtig, so genau betrachtet, daß ich nach zwei Stunden nicht über das erste Zimmer hinausgekommen, obzwar wenig Bedeutendes und Erfreuliches an Kunstwerken darin aufbewahrt wird. Es ist etwas, meinen alten Geist aufzufrischen, ihm einen neuen Standpunkt für alte Betrachtungen zu verschaffen. Das Licht wird mir mit der Zeit wohl aufgehen, und ich mache mich jetzt schon über mich selbst lustig, wie ich mich einmal später öffentlich über Kunst werde vernehmen lassen. Freilich fehlt mir etwas, was zum vollkommenen Verständniß der Kunstwerke ganz unentbehrlich ist, nämlich die Technik. Aber ich werde diese Unwissenheit, wie manche andere, schon durch rothe, grüne und gelbe Worte zu bedecken wissen. —

Die Gnade des Kaisers von Rußland gegen die unglücklichen Polen steht in voller Blüthe. In Warschau sind schon fünfzehnhundert Personen eingekerkert worden, und alle Flüchtlinge werden mit Steckbriefen verfolgt, wozu der gute Schwiegervater behülflich ist. Wird denn die Zeit niemals kommen, daß sich die Völker auch verschwägern und einander in der Noth beistehen?

— Der Baron *** aus Wien, dessen ich schon erwähnt, sagte mir, in Wien wäre kein gebildetes Haus, in dem man nicht meine Schriften hätte. Voriges Jahr war er in der Schweiz und blieb vier ganze Wochen oben auf dem Rigi. Ich fragte ihn: ob er Gesellschaft bei sich gehabt? Er erwiederte: „Ich war in Ihrer Gesellschaft dort.“ Er hatte nämlich meine Werke bei sich. Eigentlich habe ich die Wiener gern. Sie lesen weniger, besonders Journale, und haben darum keinen verschlemmten, abgenutzten

Geist. Wenn sie Verstand haben, ist er selbstständiger, origineller als der der Nordländer. Dabei sind sie gutmüthig und sind ganz glücklich, wenn man ihren Kaiser lobt.

Freitag, den 14. October.

Auf den Boulevards, und was noch wunderlicher ist, auf dem Platze vor der Börse findet man jetzt sehr häufig Bibeln zum Verkaufe ausgestellt. Die heilige Waare liegt auf der Erde unter andern profanen Büchern oder sonstigem schlechten Trödel. Sie sind sehr wohlfeil und gehen gut ab. Sie stammen von der hiesigen Bibelgesellschaft, die sie unentgeldlich austheilt, worauf sie denn, wie billig, von den Geschenknehmern verkauft werden. Gestern sah ich einen wohlgebildeten Mann von etwa fünfzig Jahren, der sich eben auf der Straße eine ungerupfte wilde Ente gekauft, die er mit Mühe in die linke Rocktasche zwängte, gleich darauf auch eine Bibel kaufen, die er unter dem rechten Arme forttrug. Es gefiel mir ungemein, daß er sich weniger schämte, die Bibel als die Ente öffentlich zu tragen, und daß er um die letztere länger gefeilscht als um die erstere. — — Ah je respire! Da ist Ihr Brief. Was kann ich dafür? Ich bin Ihr gelehriger Schüler immer gewesen, ich kann die Angst nicht lassen.

Aber was fällt Ihnen ein? Warum zweifeln Sie, daß ich in Paris vergnügt sey? Paris gefällt mir wie immer. Da ich mich aber wie zu Haus fühle, hat es natürlich — zwar immer noch den Reiz, aber nicht mehr den Ueberreiz der Neuheit. Ich genieße ruhiger, und Deutschland liegt so ferne von meinem Sinne, daß ich es, wie früher geschehen, mit Frankreich gar nicht mehr vergleiche.

Drei und fünfzigster Brief.

Paris, Mittwoch den 19. October 1831.

Es ist wieder von Stiftung einer deutschen Zeitung in Paris die Rede, und wenn sie zu Stande kommt, werde ich wahrscheinlich besonders thätig dabei seyn. Einflußreiche Personen fangen an einzusehen, wie wichtig für Frankreich selbst deutsche liberale Zeitungen werden können, und man zeigt sich geneigt, mit Geld und in anderer Weise zu unterstützen. Ich werde da freilich sehr vorsichtig seyn müssen, daß ich meine Unabhängigkeit nicht verliere. Doch brauche ich nicht zu ängstlich zu seyn; denn ich höre Ketten schon im siebenten Himmel rasseln, und habe immer Zeit, meine Freiheit sicherzustellen. Wer von den hohen Personen die Sache angeregt, das weiß ich eigentlich noch gar nicht; denn was man mir zu verstehen gegeben, glaube ich nicht. Ich werde mich aber gewiß in nichts einlassen, bis ich die

Hand gedrückt, die den ersten Ring faßt; sonst könnte geschehen, daß ich glaubte, mit dem Teufel zu thun zu haben, und hätte doch mit Beelzebub zu thun gehabt. Das wird der ganze Unterschied seyn zwischen meinen verschiedenen Vermuthungen. Doch das schreckt mich nicht ab, man muß leben und leben lassen, und wenn ich der guten Sache nützlich sein kann, mögen Andere auch ihren persönlichen Vortheil dabei finden.

Intriguen, die ich in Baden schon geahnet, wurden mir hier bestätigt. Die Wohlfeilheit, bei einer an deutschen Zeitungen ungewöhnlichen Schönheit des Drucks und Papiers, der in München erscheinenden Tribüne, — der mysteriöse Umstand, daß ein Pforzheimer Kaufmann (Würtembergischer Unterthan) aus Patriotismus die Fonds dazu hergibt — der Geist der Widersetzlichkeit gegen die Bayerische Regierung, der das Blatt beseelt — gab mir allerlei Vermuthungen. In Paris, wo man Alles erfährt, habe ich denn endlich erfahren, daß der König von Würtemberg die Tribüne gestiftet und bezahlt, um sie als Waffe gegen Bayern zu gebrauchen. Bayern hat sich nämlich im künftigen Kriege gegen Frankreich an die heilige Allianz angeschlossen. Baden, Würtemberg und andere kleine Staaten sollen ganz aufgelöst und zwischen Oesterreich, Preußen und Bayern getheilt werden. Und so weiter.

In Stuttgart läßt jetzt die Regierung auch eine Zeitung errichten, um der Oppositon widerstehen zu können (so wird gesagt; wohl eigentlich aber mehr, sich der Despotie des deutschen Bundes entgegenzusetzen). Sie hat zum Redacteur einen guten Schriftsteller, Professor Münch, berufen, und gibt ihm drei tausend Gulden Gehalt. Lindner ist Mit-Redacteur. Auch an der Tribüne schreibt er viel. Wo auch immer im Geheimen etwas Moralisches vorgeht, — er muß dabei seyn.

Der König von Bayern, den man neulich fragte, welche Anstalten man für ihn und sein Haus gegen die Cholera treffen solle? hat darauf zur Antwort gegeben: „Gar keine. Bin ich nicht an den Ständen gestorben, wird mich auch die Cholera verschonen.“ Also Freiheit und Pest sind einem Könige ganz einerlei! Auch der Freiheit Pest und König.

Donnerstag, den 20. October.

Ich war seit einer Woche zweimal im italienischen Theater, und habe die Pasta und den vergötterten Rubini gehört, beide im Othello und Tancred. Die Pasta soll an dem einen Ende ihrer Stimme einige Tone verloren, dafür aber an dem andern einige Töne gewonnen haben. Ob oben oder unten, weiß ich nicht. Die Pasta singt immer noch herrlich, aber ihre Stimme drang mir nicht in das Herz. Ihr Vortrag ist höchst edel, aber

kalt, plastisch, antik; sie singt nicht christlich. In Gluck's Opern wäre sie an ihrer Stelle. Das ist mein Urtheil. Die Andern finden nichts an ihr zu wünschen übrig. Als Desdemona verglich ich sie mit meiner immer noch angebeteten Malibran, und diese Vergleichung konnte sie nicht ertragen. Rubinis verherrlichter Gesang ließ mich auch kalt; ich liebe diese stählernen Stimmen nicht, und dann hat seine Stimme etwas Raisonnirendes, eine Art Echo hinter sich. Aber meine Ignoranz bleibt unter vier Augen. Als Tancred gefiel mir die Pasta besser, das fra tanti palpiti hätten Sie hören sollen. Es war närrisch darüber zu werden. O ihr armen deutschen Kleinstädter mit euern Achtzehn-Batzen-Prima-Donnas! Eine dicke deutsche Dame, und wahrscheinliche Berlinerin, die hinter mir saß und die ich, noch ehe sie deutsch sprach, daran als Landsmännin erkannte, daß sie bravo statt brava schrie — schwitzte Entzücken. Ich mußte ihr geradezu ins Gesicht lachen. Diesen Winter ist die italienische Oper auf allen Vorplätzen, Treppen, Corridors, von unten bis oben, mit scharlachrothem Tuche bedeckt. Man glaubt in einem Pallaste zu seyn. Das hat noch gefehlt, diesem adeligen Vergnügen völlig ein aristokratisches Ansehen zu geben. Zwischen den Akten habe ich, wie es die jungen Leute pflegen, in alle Logen hineingesehen. (Sie erinnern sich, daß die Logenthüren Fenster haben.) Die Pracht und der Geschmack der weiblichen Anzüge gewährte wirklich einen herrlichen Anblick, selbst männlichen, alten und schon beschäftigten Augen, wie die meinen. Aber beim Ausgange aus dem Theater ließ ich alle die geputzten Damen die Musterung passiren, und es fanden sich nicht zwei schöne Gesichter dar unter, — wahrhaftig nicht zwei!

Sagen Sie mir, was hat das für einen Grund, daß in der letzten Zeit der Frankfurter Senat einige außergewöhnliche Heirathserlaubnisse ertheilt? Ist das contagiös oder miasmatisch? Auf jeden Fall ist eine kometenartige Erscheinung und Vorläufer der Cholera. Der Senat und der gesetzgebende Körper sollten sich Flanellbinden um den Kopf wickeln, vielleicht schwitzen sie die rostrothe Philisterei aus, und werden gesund.

*** ist gestern nach Amerika zurückgereist. Das ist ein unordentlicher Mensch! So arg habe ich es doch nie getrieben. Um fünf Uhr wollte er abreisen und um drei Uhr traf ich ihn ganz athemlos auf der Straße laufen, erst bei seinem Bankier das nöthige Geld zu holen. Dann begleitete ich ihn nach Hause. Seine zwei großen Koffer wurden erst gepackt und wie! Noch nasse Federn, mit denen er eben erst geschrieben, wurden im Koffer auf die Wäsche gelegt. Während gepackt wurde, schrieb er eine Vorstellung an den König. Kein Accent im ganzen Briefe. Dann legte er ihn zusammen, wie einen Waschzettel, und ließ die Besorgung an den König dem Portier

zurück. Dazwischen kamen Rechnungen, Besuche — es war den Schwindel zu bekommen. Wenn er den Postwagen nicht versäumt, hat er Glück gehabt. Denn er wollte auf dem Wege noch Seidenwaaren für seine Familie einkaufen. Eine glückliche Natur! Bei Tische hätten Sie ihn sehen sollen, wenn ich und *** Witze machten. Da er nie weniger als ein halbes Pfund Fleisch auf einmal in den Mund nimmt, brachte ihn sein Lachen oft dem Ersticken nahe.

Warum ist denn der dumme *** nach *** zurück? Warum hat er sich fangen lassen? Hoffte er, seine Dummheit würde ihn vor Verfolgung bewahren? Dann kannte er wenig unsere Zeit. Dumm zu sein, auch ohne weiteres Vergehen, wird heute als ein Eingriff in die Majestätsrechte angesehen, und als solches bestraft.

Montag, den 24. October.

Seit der Revolution sind die Theater völlig frei, und alle Censur der aufzuführenden Stücke ist aufgehoben. Nun hatte vorgestern das Theater des Nouveautés ein neues Drama Procés d'un Maréchal de France angekündigt. Der Prozeß des Marschalls Ney sollte darin vorgestellt werden, die Pairskammer erscheinen, vollständiges Gericht gehalten und alle Pairs beim Namen aufgerufen werden, die für oder gegen Neys Tod gestimmt. Die Regierung fürchtete die üblen Folgen, und daß hierdurch der Haß, den man hier gegen die Pairs hat, noch mehr angefacht werden möchte. Sie ließ also durch die Polizei die Aufführung des Stückes verbieten. Der Theater-Director erklärte, er werde sich an das Verbot nicht kehren, da es gesetzwidrig wäre, und ließ Abends sein Haus öffnen. Da wurde aber das Theater von der Polizei umstellt, Jedem der Eingang ins Haus verwehrt, und so die Aufführung mit Gewalt verhindert. Gestern war das Stück abermals angekündigt, und das Haus abermals gesperrt. Ich war beide Abende zugegen. Der ganze Börsenplatz war von der bewaffneten Macht und dem Volke besetzt; letzteres verhielt sich aber ruhig. Der Theater-Director hat gegen diese Gewalt protestirt und erklärt, er würde jeden Abend das Stück ankündigen lassen, die Polizei bei den Gerichten belangen, und um Schadenersatz anhalten. Nun will ich zwar gerne glauben, daß das Drama scandalös sein, daß es Unruhe erregt haben mag, und daß die beleidigten Pairs Grund genug bekommen hätten, den Theater-Director und den Verfasser vor Gericht zu ziehen. Aber die Aufführung durfte nicht verhindert werden, denn durch die neue Charte ist alle vorhergehende Censur aufgehoben, und die Regierung hat sich hierbei einer wahren Verletzung der Constitution schuldig gemacht. Es ist eine Ordonnanz-Geschichte in kleinem Fuße.

Vier und fünfzigster Brief.

Paris, den 29. October 1831.

Von einem merkwürdigen Werke, das zehn Bände haben wird, ist gestern der erste Theil erschienen. Er liegt vor mir auf meinem Tische, ich habe ihn aber noch nicht gelesen. Sie sollen später darüber genaue Rechenschaft bekommen. Das Buch heißt: Paris, ou le Livre des Cent-et-un. Wie auch das Buch beschaffen sein mag, auf jeden Fall ist es eine von den Erscheinungen, wie sie nur Paris hervorbringt, und die Allen, die im Geiste leben, den hiesigen Aufenthalt so angenehm machen. Das Buch ist auf folgende Art entstanden. Ladvocat, einer der bedeutendsten hiesigen Buchhändler, ist durch den Druck dieser Zeit in Noth und Verlegenheit gekommen. Ihm aufzuhelfen haben alle die Schriftsteller, die ihre Werke früher von ihm herausgeben ließen, sich vereinigt, gemeinschaftlich ein Buch zu schreiben, und es dem Ladvocat unentgeldlich zu überlassen. Sie haben zu diesem guten Werke noch andere Schriftsteller eingeladen, so daß der Verein bis zu hundert und sechszig angewachsen ist. Das erlassene Circular lautet wie folgt: „Les soussignés, voulant donner a Mr. Ladvocat libraire, un témoignage de l'intérêt qu'il leur inspire, dans les circonstances fâcheuses où il se trouve, par toutes les pertes qu'il a éprouvées depuis un an, ont résolu de venir à son secours en s'engageant à lui donner chacun au moins deux chapitre qui devront composer un ouvrage intitulé. le Diable boiteux à Paris, ou Paris, et les moeurs comme elles sont. Ils invitent tous les hommes de lettres qui n'étaient pas prèsentes à leur réunion, à venir se joindre à eux pour secourir un libraire qui a si puissammest contribué à donner de la valeur aux productions de l'esprit, et à consacrer l'indépendance de la profession des hommes de lettres.“ Darauf folgt das alphabetische Verzeichniß von hundert und sechszig Schriftstellern, worunter alle bedeutende, die Frankreich hat: Béranger, Chateaubriand, Cuvier, De Lamartine, Delavigne, Salvandy, Etienne, Guizot, Victor Hugo, Jouy, Kératry, Mignet, Royer-Collard, Scribe, Thiers, Villemain u. s. w. Ladvocat sagt: „dans l'impossibilité ou se trouve l'Editeur de témoigner sa reconnaissance à la littèrature contemporaine pour la bienveillance tout paternelle qu'elle lui a prodiguée, il se borne à inprimer l'engagement et la liste des hommes de lettres, qui sont venus à son aide avec tant de zèle et de chaleur ; il conserve cette liste chargée de leurs noms comme on conserverait des lettres de noblesse acquises sur le champ d'honneur.“ Das Buch kann nur höchst interessant seyn. Denn sind auch unter dessen

Verfassern Schriftsteller wie Paul de Kock und solche andere, so muß doch das dem Werke, wegen seiner besondern Art und Beschaffenheit, einen Werth mehr geben. Es wird nämlich ein neues Tableau de Paris gleich dem von Mercier, Jouy und Andern. Aber diese sind alt, und da die Sitten sich verändert, nicht mehr treu. Uebrigens wurden jene Tableaux immer nur von einem Verfasser geschrieben; die Ansichten der Pariser Dinge und Verhältnisse mußten daher individuell bleiben. Jetzt aber beobachten hundert und sechszig Menschen, jeder von seinem Standpunkte aus; das Gemälde muß daher treuer werden. Und es sind Schriftsteller von den verschiedensten Geistesrichtungen und bürgerlichen Verhältnissen und Gesinnungen. Prosaiker und Dichter, Philosophen und Dramatiker, Staatsmänner, Deputirte, alte und junge, Männer und Weiber, Classiker und Romantiker, Liberale, Ministerielle, Ultras, Royalisten, Bonapartisten, Carlisten. Diese werden sich selbst zeichnen, und das ist der Gewinn. Selbst gemeine Schriftsteller, wie Pigault-Lebrün, Paul de Kock müssen dem Buche zum Vortheile gereichen, denn solche Naturen bemerken Vieles in der Welt, was bessern und geistreichern Menschen entgeht.

Warum die Tribüne nicht im Frankfurter Casino gehalten wird, will ich Ihnen erklären. Erstens: durfte sie die Frankfurter Post wahrscheinlich nicht kommen lassen, und zweitens: war das auch nicht der Fall, so haben die Herren Gesandten ihre Anhänger im Casino, die es anzustellen wissen, daß jenes Blatt nicht angeschafft wird. Uebrigens hat die Tribüne aufgehört. Wie ich gestern erfahren, hat der Redakteur Wirth sich geflüchtet, weil er erfahren, daß er gleich nach der Auflösung der Kammern arretirt werden solle, und daß es ihm dann schlecht ergehen würde. O wie habe ich Alles vorhergesehen, vorhergesagt, und wenn meine Briefe nicht schön sind, werden sie doch wahr seyn! Haben Sie in den Zeitungen die Note des russischen Kaisers an die kleinen deutschen Höfe gelesen? Gleich nach dem Falle Warschau's stieg seine Sprache vom kalten Null bis zu 20 Grad Unverschämtheit. Er sagt ihnen: es wäre endlich einmal Zeit, daß sie dem revolutionären Unfug in ihren Staaten ein Ende machten: er droht ihnen mit seinem Beistande, wenn sie sich allein nicht zu helfen vermöchten. Und gleich haben die kleinen Vögel gepipst wie der alte Vogel gesungen. Die kleinen Ministerchen in Karlsruhe, die diese ganze Zeit über gelispelt, wie eine Kindbetterin nach schwerer Geburt, fangen jetzt an und brüllen wie die Löwen. Lachen muß man immer über eine deutsche Bestie, sie mag noch so wild und gefährlich seyn. Der Badische Finanzminister, den neulich ein Deputirter in der Kammer an die Vorlage einer Finanz-Rechnung erinnert, die man schon längst erwartet habe, erwiderte: man solle ihn mit

solchen Fragen ungeschoren lassen. „Ja, sie wollen scheeren, aber sich scheeren lassen, das wollen sie nicht.“ Aber der Deputirte (Buchhändler Winter aus Heidelberg) hat ihm tüchtig darauf geantwortet. Er sagte: das Volk habe ihn nicht gewählt, damit er die Minister ungeschoren lasse. Noch eine merkwürdige Sitzung fand neulich in Karlsruhe statt. Der Deputirte Welker, der für seinen Geist, seinen Muth und seine Beharrlichkeit die Bewunderung und den Dank von ganz Europa verdient, (denn die Freiheit selber des kleinsten Staates ist eine Angelegenheit der ganzen Welt) hat die Motion gemacht: die badische Regierung solle bei der deutschen Bundesversammlung den Antrag machen, daß neben den Diplomaten, die doch eigentlich nur die Fürsten repräsentiren, auch eine deutsche Volkskammer gebildet werde. Die Karlsruher Minister, als diese Motion von Welker angekündigt wurde, hatten nicht einmal den Muth, sie mit anzuhören und sind vor Angst aus der Kammer gelaufen. Ist das nicht köstlich, deutsch, eine in Spiritus zu verwahrende Geschichte? Auch Rotteck und Fecht haben sich bei dieser Gelegenheit herrlich benommen. Aber alle diese kühnen Redner, wie Mauguin neulich in der Kammer sagte, „stehen schon auf der Proskriptionsliste,“ und, wie ich im vorigen Winter prophezeit — wenn Prophetengeist dazu gehört, eine tausendjährige Vergangenheit zu beurtheilen — es wird in Deutschland mit einer großen Hängerei endigen. Auch habe ich aller Mäßigung, ja aller Gerechtigkeit entsagt. Vorgestern fing ich einen Aufsatz an, mit dem mein projektirtes Journal beginnen sollte. Darin heißt es: „Auf dem Wege nach Paris fing ich an, ein eitler Narr zu werden, und bin es geblieben diese vier Wochen lang, die ich hier schon zugebracht. Erst gestern schüttelte ich mich und kam wieder zur Besinnung. Ich wollte es dem großen Goethe nachthun, ich wollte das Unnachahmliche nachahmen. Ich wollte werden, seyn wie er — unnahbar, kalt, wurzelfest, theilnehmend aber nicht theilgebend und gefühlloser als selbst eine Steinwand, die doch Empfindung schwitzt, wenn sich der Frühling naht. Schlachten und Stürme und jammervoller Schiffbruch, Tyrannenwuth, athemlos gehetzte Freiheit, gemordete Unschuld, Himmel und Erde, Feuer und Frost, die Natur und die Geschichte — Alles wollte ich mir in behaglicher Ordnung in meinem Zimmer aufstellen, und mir dann aus Wahrheit und Lüge, aus Recht und Betrug, aus Treue und Verrath, aus Liebe und Haß, aus Gott und Teufel ein köstliches Ragout bereiten, und kunstschmausend alle Stunden aller meiner Tage verleben, und nur während der Verdauung milde und leise beklagen, daß der Arm des Teufels viel zu kurz, und daß Gott der Vater etwas nachgedunkelt ... Titanen-Uebermuth! Kindische Vermessenheit! Nicht bis an die ersten

Wolken kam ich. Ich fiel herunter; aber mit blutigem Munde küßte ich meine gute Erde und vergaß meine Schmerzen. Ich will lieben und ſtreiten wie vor. Und keine Milde, ja keine Gerechtigkeit mehr! Sie haben Milch in Blut, Blut in Eſſig verwandelt, und haben den Eſſig vergiftet. Ein Thor, wer noch in unſern Tagen die Schamloſen durch Großmuth zu beſchämen, die Hartherzigen durch Bitten zu erweichen gedenkt! Teufel gegen Teufel! . . . . Weil ſie die Völker ſo lange wie Kinder behandelt, ſind ſie bis zu Kindermädchen herabgeſunken. Sie dahlen und tändeln, und lügen und drohen, und platſchen und ſchmeicheln, und kitzeln und windeln, und waſchen mit dem Schwamme. Aber das Sprudeln und Weinen der Kinder macht ſie leicht ungeduldig. Sie ziehen dann ihr weiſes Häubchen ab, und zeigen die düſtre Krone darunter; ſie legen die Ruthe weg und holen den Scepter. Nun wohlan! An der Grenze eurer und unſerer Geduld erwarten wir Euch! . . . Zwar ſollten die Menſchen verſtummen, wenn Gott ſelbſt ſpricht, wenn der Himmel mit der taubſtummen Welt in Zeichen redet. Aber die Unglückſeligen haben nur franzöſiſch gelernt; die Sprache des Himmels verſtehen ſie nicht, ſeine Zeichen verſpotten ſie. Wir wollen Dollmetſcher des Himmels ſeyn, wir wollen deutſch mit den Herren ſprechen. Ihres Dankes ſind wir nicht gewärtig, um ihre Verzeihung, daß wir ſie zu retten geſucht, werden wir nicht betteln. Der Löwe bezahlte den Storch, der ihm den Tod aus dem Halſe gezogen, zwar mit Löwentrotz — doch er bezahlte ihn. Aber das war ein König der Thiere; die Könige der Menſchen ſind ſo großmüthig nicht."

Kann ich aber in einer ſolchen Stimmung ein Journal ſchreiben? Es iſt nicht möglich. Mit dieſer Wuth iſt man ein guter Soldat, aber ein ſchlechter Feldherr. Nun wohl, ich entſage lieber der Ehre und will lieber ein gemeiner Soldat ſeyn, denn ich will ſtreiten wie ein Bär. Ich habe es mit dem Journal ernſtlich verſucht, aber es ging nicht. Ich konnte den Stoff nicht bemeiſtern. Ich hatte mir verſchiedene Kapitel beſtimmt, über dieſen und jenen Gegenſtand. Wenn ich nun Materialien zu meinem Aufſatze genug hatte, brachte mir der Tag wieder neuen Stoff, den ich zum alten geſellte, und ſo kam ich nie zum Anfange. Auch bin ich zu bewegt, ich muß mir täglich Luft machen, ich muß Einen haben, mit dem ich alle Tage, zu jeder Stunde ſpreche; kurz ich kann nur auf Briefpapier ſchreiben. Und jetzt werden Sie mich wieder auslachen und triumphiren. Thun Sie das, Sie haben doch den Schaden davon. Ich werde Ihnen alſo wieder Briefe ſchreiben wie vorigen Winter, und weiter nichts arbeiten.

Samstag, den 30. October.

In London hat man jetzt angefangen, Zeitungen auf baumwollene Schnupftücher zu drucken. Dadurch erspart man die drückende Stempeltaxe, die auf den Papierzeitungen liegt. Wenn diese Erfindung sich auch außer England verbreitet, wird die deutsche Bundesversammlung, weil es schwer zu verhindern ist, daß unter die unschuldigen Schnupftücher sich nicht auch jene staatsgefährlichen mischen, den Beschluß fassen, daß einstweilen auf fünf Jahre alles Nasenbluten verboten sey. O Gott! weit davon entfernt ist man nicht. In Preußen sind sie toll zum Binden. Sie wollen es Oesterreich nachmachen! Die Dummköpfe. Sie sehen es nicht ein, daß mehr als zu irgend einer Kunst, zur Dummheit angebornes Genie gehört. In Berlin wird bald eine Verordnung erscheinen, die jede Anzeige eines Buches im ganzen Lande verbietet, wenn sie nicht vorher in einer Berliner Zeitung stand. Wenn ich sage, daß unsere deutschen Regierungen sämmtlich verrückt sind, so meine ich das im wirklichen mediciniſchen Sinne. Sie haben eine unheilbare fixe Idee, die französische Revolution ist ihnen in den Kopf gestiegen, und ich fürchte, sie können selbst durch viele Schläge nicht mehr kurirt werden. O wie traurig! Denn wenn die Regierungen verrückt sind, werden alle vernünftige Leute eingesperrt.

Die Griechen haben sich von ihrem Tyrannen Capo d'Istrias auf ächt antike Weise befreit. Nicht durch Zeitungen und feiges Liberal-Geschwätz, sondern durch das Schwert. Das ist plastische, das ist nicht unsere romantische, gemalte Freiheit! Es war kein Meuchelmord, wie die Hof- und Minister-Zeitungen verleumden; es war ein ehrlicher offener Kampf. Capo d'Istrias war von seinen Trabanten umgeben, und mitten unter ihnen haben ihn zwei kühne Spartaner erschlagen. Sie rächten das Land, sie rächten ihr eigenes Blut. Der eine war der Sohn, der andere der Bruder, eines der edelsten Griechen, den Capo d'Istrias, weil er sich seiner Tyrannei widersetzte, schon seit lange in einem Kerker gefangen hielt. Es war mir immer in der tiefsten Seele zuwider, diesen listigen, abgeseimten, in der Schule des Despotismus ergrauten Staatsmann an der Spitze eines edlen Volkes zu sehen, das nur für Freiheit und Glauben lebte und starb. So regierte er auch. Es war ein unaufhörlicher Kindermord, es war ein täglicher Vergiftungs-Versuch der Freiheit. Mit allen Schlechten unter den Griechen verband er sich, die Guten zu unterdrücken, mit allen kleinen Tyrannen, die Helden der Freiheit in Fesseln zu schlagen. Jeden Aufschwung des Geistes suchte er durch alle Höllenkünste der russischen und östreichischen Polizei niederzuhalten. Hohe Schulen, die über das Rechnen und Schreiben hinausgingen, unterdrückte er; die Preßfreiheit wurde mit der Wurzel

ausgeriſſen und einem Kinderwolke wurde ſchon ſein Stammeln zenſirt. Aber wie wird es den unglücklichen Griechen jetzt ergehen! Sich auf Capo d'Iſtrias Zuchtruthe verlaſſend, ließen die despotiſchen Mächte die Griechen einige Jahre unbeobachtet. Jetzt werden ſie ſie wieder unter eigne Aufſicht nehmen. Alle, alle Völker, und das franzöſiſche zuerſt, werden wieder ſchändlich betrogen. Der Ländertauſch, der Länderſchacher wird wieder im Stillen getrieben. Und gewiß gründet ſich darauf die freche Sprache Caſimir Perriers, und ſeine kecke Friedens-Verſicherung. Bald wird er mit einer Provinz in Papier vor die Kammer treten und triumphirend ausrufen: Seht, das haben wir im Frieden gewonnen; wer hat nun Recht? Das Volk wird wieder in Zentnern, das Vaterland Morgenweiſe verkauft. Was ſie im Geheimen brüten, wer kann das wiſſen? Die öffentliche Meinung hat ſich ſchon fürchterliche Dinge erdacht; aber die Furcht der öffentlichen Meinung iſt die einzige, die nicht trügt, und die immer lange vorher weiß, zwar nicht auf welchem Wege die Gefahr kömmt, aber daß ſie kommt. So ſpricht man: Polen ſolle an Preußen kommen — das wäre die Sklaverei ſtatt in Eſſig, in Zucker eingemacht, die weit verderblichere, hoffnungsloſere, weil ſie mundet. Und dafür Griechenland an Rußland, und ſo weiter den Völker-Trödel. Möchte Einem nicht die Bruſt zerſpringen vor Wehmuth, möchte Einem nicht das Herz ausbluten, wenn man bedenkt, daß die edlen, hochherzigen, geiſtreichen Griechen — verkannt nur von jenem zahmen Viehe, das ein polizeiſtörriges Herz für ein ruchloſes Herz hält — verkannt nur von allen thörichten Flitter-Götzendienern, die den ungeſchliffenen Diamanten als ſchlechtes Geſtein verwerfen — verkannt nur von den ſchuldbewußten, abergläubiſchen Machthabern, welchen ein Geiſt das Ende ihrer Tage verkündet — daß dieſes edle Volk darum ſieben Jahre lang ſoll mit ſeinem Blute das Land getränkt, das Meer gefärbt, ſoll Alles aufgeopfert haben, Leben und Gut, Weib und Kind, und oft die Hoffnung ſelbſt, um endlich nach Allem die Herrſchaft der Baſtonade gegen die Herrſchaft der Knute zu vertauſchen?

— Ueber die Anzeige eines deutſchen Buchhändlers habe ich geſtern herzlich lachen müſſen. Er ſpricht auf die kläglichſte, weinerlichſte, herzzerreißendſte Art von den ſchrecklichen Folgen der Cholera. Doch ſetzt er unbegrenztes Vertrauen auf Gott, daß das nächſte Jahr glücklicher ſeyn werde. Und warum jammert der Mann, warum wendet er ſich in ſeiner großen Noth zum Himmel? Seine zwei Taſchenbücher: die Roſen, und das Vergißmeinnicht von Clauren, ſind fertig, aber er fürchtet, in dieſer betrübten Zeit zu geringen Abſatz zu haben, und will daher die Taſchenbücher erſt im nächſten Jahre verſenden. Er endigt ſeine Klage

und ſein heißes Gebet mit den Worten: „Ich halte mich in der Hoffnung überzeugt, daß dann die wiedergewonnene Ermuthigung und Erheiterung über das Beginnen einer beſſern Zukunft, dieſen beiden Werken der freudige Zuruf — Willkommen — ſo wie eine freundliche Aufnahme bereitet ſeyn wird.“ Schöne Reconvalescenz! Sich an Claurens Vergißmeinnicht nach langen Leiden zu erholen!

Fünf und fünfzigſter Brief.

Paris, Mittwoch den 2. November 1831.

Ich bin ein rechter Unglücksvogel, daß ich die Frankfurter Revolution nicht mit angeſehen. Vor einigen Tagen ſchrieb mir Dr. D . . . ein kurzes Billet: „In Frankfurt haben die Bürger mit der Linie einen Kampf gehabt.“ Was! rief ich voll Erſtaunen aus, die Frankfurter haben die Linie paſſirt, ſie, die ſeit Jahrhunderten nicht über die Warttbürme hinausgekommen? Komet!

Verfloſſenen Sonntag war ein Konzert im italieniſchen Theater, dem ich aber ſelbſt nicht beigewohnt. Es begann mit einer „ouverture à grand orchestre“ — und errathen Sie von welchem Komponiſten? Von Don Pedro, dem Kaiſer von Braſilien. Es iſt überflüſſig noch zu bemerken, daß die Muſik erbärmlich war. Der Herr Kaiſer thäte auch beſſer, ſeinen Mord-Bruder aus Portugal zu verjagen, als die friedlichen Leute aus dem Theater. Ich habe wenigſtens Einen geſprochen, dem auf die kaiſerliche Muſik-Sudelei ganz übel geworden, und der darum aus dem Konzerte lief. Was aber Paris ein närriſcher Ort iſt! Es iſt das wunderlichſte Ragout von Scherz und Ernſt. Der Dey von Algier gab auch Stoff zu mehreren Theaterſtücken. Einmal, wie er eine Mädchen-Penſion beſucht; das muß luſtig ſeyn. Im neueſten Hefte der Revue de Paris ſteht eine Novelle von dem ehemaligen Miniſter von Martignac. Eine neue Oper: la Marquise de Brinvilliers (die berüchtigte Giftmiſcherin unter Ludwig XIV.) haben neun hieſige Komponiſten gemeinſchaftlich verfertigt: Cherubini, Boildieu, Herold, Paer, Auber und Andere. Iſt das nicht toll! und eine tragiſche Oper! Melpomene in der Harlekinsjacke. Die Sinnlichkeit, höhere wie niedere, iſt aber bei den Pariſern ſo abgeſtumpft, daß ihnen Teufelsdreck noch zu fade vorkömmt; man muß ihnen täglich neuen Geſtank erfinden. Neulich wurde im Theater des Nouveautés an einem und demſelben Tage ein neues Stück zu ſchreiben beſchloſſen, entworfen, ausgeführt, die Muſik dazu gemacht, einſtudirt, aufgeführt, und — ausgepfiffen! Es war eine Wette. Kotzebue's berüchtigter Rebbock

wird unter dem Namen: le Chevreuil in den Variétés aufgeführt und hat großen Beifall. In Deutschland sorgt man auf eine edlere Weise für das Vergnügen des Publikums. In Berlin ist erschienen (durch die Cholera veranlaßt): „Begräbniß-Büchlein zum Gebrauche bei Beerdigungen in den Städten und auf dem Lande. Nebst einem Anhange von Grabschriften." Schönes Stammbuch! Eines der hiesigen kleinen Blätter enthält heute einen Aufsatz über die in Berlin erscheinende Cholera-Zeitung, worin es unter Anderm heißt: c'est une invention prussienne; on n'eût pas dit que le domaine de la presse s'aggrandit ainsi dans les domaines de Fréderic-Guillaume. Peut-être aussi le titre n'est-il qu'une epigramme pour montrer et désigner le venin de la presse et la contagion du Journalisme.

Donnerstag, den 3. November.

In Deutschland haben sie das Geheimniß gefunden, die Dummheit in ewig blühender Jugend zu erhalten. Es giebt keine Götter mehr, sonst müßte man sie auf der Erde lachen hören, denn der alte Olymp war ein lustiger Himmel. Soeben las ich in der preußischen Staatszeitung, daß im königlichen Theater am 26. Oktober, zum erstenmale, „der dumme Peter, Original-Lustspiel in zwei Akten", aufgeführt wird. Ein Stück, das seit sechszehn Jahren in allen deutschen Residenzen gegeben wird, nennen sie ein Original-Lustspiel! Unglückliches Land! Die Sonne sinkt, die Fledermäuse steigen auf. Polens Revolution war die Abendröthe der Freiheit. Von Hannover schreiben sie: das schöne Oktoberwetter habe den besten Einfluß auf den Gesundheitszustand gehabt, und die politische Entzündung habe sich gleichfalls merklich gelegt. Man fange an einzusehen, daß man im hannoverischen Lande so viel Freiheit und Sicherheit als in England genieße, und darum habe es mit einer Constitution gar keine Eile. Wenn nur der Adel eine festere Einrichtung bekomme, dann sei allen Uebeln abgeholfen... Und die Allgemeine Zeitung nimmt solche Unverschämtheiten auf, und jedes Wort verdienter Zurechtweisung weis't sie zurück. Die badischen Stände bekommen keine Preßfreiheit. Die Deputirten haben sich bis jetzt kräftig benommen, ob zwar die guten deutschen Seelen immerfort „von den Hallen" der Volkskammer reden. Jetzt wollen wir sehen, ob sie beharrlich sind, eingedenk der heiligen Schrift: aber wer beharret bis am Ende, wird selig werden. Nichts gleicht der Frechheit, mit welcher das Preßgesetz abgefaßt ist, welches die Minister in Karlsruhe der Kammer vorgelegt. Die Presse sei frei — mit Ausnahme aller Bücher unter zwanzig Bogen, mit Aus-

nahme aller Werke, die von der Bundesversammlung reden. O Schmach über das Volk, das sich diesen Hohn gefallen läßt! Einen dummen Karpfen fängt man mit mehr Witz. O Beaumarchais, hättest du deutschen Stoff gehabt, das wäre ein ganz anderer Figaro geworden! In Cassel liegen die Beamten und Offiziere der neuen Maitresse zu Füßen, und bald wird auch die Constitution da liegen. Um diesen Preis wird die Dame von dem Durchlauchtigen deutschen Bunde gegen die Kurfürstin und gegen die Hessen beschützt und geschützt. — Bei Euch ist ja „unbegrenzte Trauer," wegen des Todes des Fürsten von Hohenzollern-Sigmaringen. Steht Ihnen die schwarze Kleidung gut?

Freitag, den 4. November 1831.

Sie reden immer noch von der Bockenheimer Zeitung, als wenn die lange dauern würde! Lassen Sie nur erst die belgische Angelegenheit in Ordnung gebracht sein, und die Schaumburg Wurzel gefaßt haben, und man wird die Bockenheimer Zeitung nur noch im Kuchengarten finden. Für jetzt ist Alles verloren. Nur der König von Holland kann noch retten, wann er so klug ist, ein Narr zu sein. Die Revolution, die sich jetzt mit großen Schritten in England naht, gereicht uns Deutschen gar zum Verderben. Deutschland ist das ewig offene Fontanell, wodurch alle, aus dem übrigen Europa verjagte Despotie abfließt; und je reiner die übrigen Länder werden, je schmutziger werden wir. Sie glauben mir das noch nicht, aber wir werden es erfahren. Meine Pariser Briefe vom vorigen Winter werden erst Ende künftigen Sommers ihre Bedeutung bekommen, und was ich unter Vespertinchen verstanden, wird dann erst der Welt klar werden. Von Frankreich mag ich gar nicht reden. Es mag sein Testament machen. König Philipp trägt eine Schlafmütze unter seiner Krone, und der Kaiser von Oesterreich eine Schlafmütze über der seinigen. Es ist eine neue Freundschaft zwischen beiden, welche die alten Früchte tragen wird. König Philipp kann seine Nachtmütze nicht mehr abziehen, ohne daß ihm die Krone vom Kopfe fällt, Oesterreich aber kann jeden Augenblick seine Mummerei wegwerfen, und steht dann gerüstet da. Die Papiere stehen hoch, die Börse jauchzt. Ich rufe wie Fiesko aus: Wohl bekomm' euch die Verdammniß!

Sechs und fünfzigster Brief.

Paris, Freitag den 4. November 1831.

Das Buch der hundert und ein Schriftsteller hat meinen Erwartungen nicht entsprochen. Es wird hier freilich von allen Parteien gelobt, weil Schriftsteller aus jeder Partei daran gearbeitet haben. Aber für

mich, fürchte ich, wird es ein Buch der hundert und ein Täuſchungen werden. Gleich anfänglich ärgerte ich mich darüber, daß dieſe Sittenmaler ſo verächtlich von ihrem alten Meiſter Mercier ſprechen, aus deſſen Schule ſie alle hervorgegangen. Sie ſagen: „Il faut faire pour le Paris d'aujourd'hui ce que Mercier a fait pour le Paris de son temps, avec cette différence que cette fois les tableaux des moeurs seront rarement écrits sur la borne.“ Mercier nennen ſie einen Gaſſenjungen! Wahrhaftig, er ſagt mehr in einer einzigen Zeile, als die neuen auf einem ganzen Bogen. Er malte in Oel; Jouy und ſeine Nachahmer malten mit Paſtellfarben. Das ſieht freilich ganz artig aus, aber man kann es wegblaſen. Auch war Merciers Zeit günſtiger zur Sittenmalerei als die jetzige. Damals fingen gerade die Stände an ſich zu vereinigen, und da konnte man eben am beſten ihre Trennungen kennen lernen; jetzt aber, da ſie vereinigt ſind, kann man nur noch ihre Naht zeichnen. Doch lieſ't ſich das Buch immer angenehm weiter; man lernt daraus, man reiſt darin, und kömmt weiter.

Eines einzigen Artikels im ganzen Bande muß ich als Ausnahme mit großem Lobe gedenken. Es iſt das Kapitel: Le Bourgeois de Paris von A. Bazin, einem Schriftſteller, der mir ganz unbekannt iſt. Das iſt eine vortreffliche Zeichnung, mit Geiſt und Gemüth entworfen. Von den übrigen Kapiteln ſind zwei zu erwähnen, bei welchen der Reichthum des Stoffes die Armuth der Kunſt vergütet, nämlich: L'Abbaye-aux-bois von der Herzogin von Abrantes, und une Fête au Palais-Royal von Salvandy. L'Abbaye-aux-bois heißt das Haus, ein ehemaliges Kloſter, worin Madame Recamier wohnt, ſeit ſie die große Welt verlaſſen. Aber die große Welt iſt ihr dorthin nachgezogen, oder eigentlich nachgeſtiegen, ich glaube bis in den dritten Stock hinauf. In dem Hauſe wohnen noch mehrere Frauen, die ſich aus dem Geräuſch der großen Welt zurückgezogen, um — nicht überſehen und überhört zu werden. Alle dieſe frommen Weiber bilden ihren eigenen Mittelpunkt, haben ihren eigenen Zirkel. Die Herzogin erzählt nun, wie es in dieſen verſchiedenen Geſellſchaften, beſonders bei Madame Recamier, hergeht, welche Staatsmänner, Schriftſteller, Künſtler ſich da verſammeln, welche Werke da vorgeleſen, welche Kunſtwerke vorgezeigt werden, und was ſonſt da getrieben wird. Madame Recamier wird wegen ihrer Liebenswürdigkeit, Beſcheidenheit, Entſagung, Mildthätigkeit geprieſen. Ich habe das von dieſer berühmten Frau ſeit zwanzig Jahren ſchon oft geleſen, und will es auch Alles glauben; nur fürchte ich immer, daß die Tugend, der es nicht gelingt, unbemerkt zu bleiben, es gar nie mit Ernſt verſucht hat. Die Herzogin von Abrantes (ſie hat auch verfloſſenen Sommer Memoiren aus den

Zeiten des Kaiserreiches herausgegeben) ist übrigens eine rechte Klatschliese, und erzählt Alles im Tone einer bürgerlichen Frau Base. Sie mag eine muntere Französin sein, denn die Sentimentalität, die sie manchmal versucht, gelingt ihr gar nicht; sie bringt keine Thräne zu Stande, und wenn sie darauf hinarbeitet, sieht es so komisch aus, wie ein Mensch, der niesen möchte und nicht kann. „Une Fête au Palais-Royal" von Salvandy, dem Schüler Chateaubriands in Styl und Politik, beschreibt das glänzende Fest, welches der Herzog von Orleans vier Wochen vor der Revolution dem Könige von Neapel gegeben, wobei Charles X. zugegen war. Da war leicht schön beschreiben; schon dieses mein kurzes Inhaltsverzeichniß ist ein Gemälde, ein Gedicht, ein Drama. Salvandy ist einer von den bequemen Carlisten, die in Pantoffeln und im Schlafrock die Rückkehr Heinrichs V. abwarten, und unterdessen manche Thräne in ihren Wein fallen lassen. Er erinnert sich mit Wehmuth jenes herrlichen Festes, das auf der Grenze zweier Monarchien gegeben worden. Weil ihm das Herz so schwach, traut er seinem Kopfe nicht. Er frägt: „De quel style décririez-vous les danses dont rétentissait peut-être Herculanum la veille du jour qui se leva le dernier sur la cité condamnée?" So sind die Legitimisten. Wenn sich Peter statt Paul auf einen Thron setzt, sehen sie darin den Untergang eines verfluchten Landes. Viertausend Gäste waren versammelt, Charles X. trat zwischen dem Herzoge von Orleans und dem Könige von Neapel in den Saal. Nach wenigen Wochen war der Eine vom Throne gestürzt, der Zweite todt, der Dritte König! Charles X. sagte, den Himmel betrachtend, zu Salvandy: „Il fait beau temps pour ma flotte d'Alger." . . . Au moment où j'écris, le pirate que Charles X décréta de punir, se promène au milieu de nous, paraît dans le même Palais-Royal d'où Charles X suivait son foudre vengeur lancé sur l'aile des vents, le day d'Alger enfin peut vivre dans nos murs. Charles X ne pourrait pas y mourir." Salvandy sprach mit einem der Minister Karls über die Gefahren des Kampfes, worin die königliche Gewalt sich eingelassen. „Nous ne reculerons pas d'une semelle," m'avait-il dit. Eh bien, lui repondis-je, le roi et vous reculerez d'une frontière." Das ist schön, wenn es wahr ist. . . — Auch unser Béranger hat ein Gedicht in das Buch geliefert und ein recht schlechtes. Es ist eine Ode an Chateaubriand in Genf, die ihn freundlich bittet, nach Frankreich zurückzukehren:

Chateaubriand, pourquoi fuir ta patrie,
Fuir son amour, notre encens et nos soins?
N'entends-tu pas la France qui s'écrie:
Mon beau ciel pleure une étoile de moins?

Pleure une étoile de moins! Was iſt nur dem ſchlichten Béranger eingefallen, ſich mit ſolchem abſcheulichen eau-de-mille-fleurs zu parfümiren! Wer hieß auch den ehrlichen Mann Lobgedichte ſchreiben? Wer nicht zu ſchmeicheln gewohnt iſt, dem gelingt es ſchwer, ſelbſt das Verdienſt zu loben. Chateaubriand antwortete ihm in einem Briefe, der, ob zwar in Proſa geſchrieben, weit dichteriſcher iſt, als Bérangers Gedicht. Chateaubriand weiß die Lobpreiſung eines unbeſtechlichen Mannes zu ſchätzen. Comment serais-je invulnérable à la flatterie d'une Muse qui a dédaigné de flatter les rois?" Aber nein, ſagt er, ich werde nicht zurückkommen. „Jamais je ne me rapprocherai de ces hommes, qui ont dérobé à leur profit la révolution de juillet, de ses écornifleurs de gloire, de courage et de génie." Schmarotzer des Ruhmes — man kann das nicht beſſer ſagen: „Malgré les génuflexions de notre diplomatie et à cause même de ses mains mendiantes, il ne me paraît pas très-certain qu'on nous aumone la paix." Perrier und ſeine Leute nennt er: "la côterie colérique, sans dignité, sans élévation." Uebrigens verſpricht er, über die Lage Frankreichs bald eine neue Broſchüre herauszugeben. Dieſe iſt auch bereits erſchienen, und ich werde darauf zurückkommen. Es wird Einem doch immer warm, ſo oft man Chateaubriand lieſ't, zuweilen auch ſchwül; aber was liegt daran? Beſſer als kalt; das Fenſter iſt leicht geöffnet.

— Ich hätte, ſo gerne nachholen mögen, was während meiner Abweſenheit von Paris an bedeutenden Komödien auf die Theater gekommen, was an guten Büchern erſchienen iſt; aber nicht möglich nachzukommen. Nicht einmal das Neueſte jedes Tages iſt zu verbrauchen. Es iſt zu verzweifeln. Das iſt gar nicht Leben zu nennen, wenn die Vergangenheit ſtündlich wächſt, und die Gegenwart gar nicht aufkommen kann und gleich nach der Geburt ſtirbt. Da iſt es doch in unſerm guten Vaterlande beſſer; da ſteht die Gegenwart mit ihrem dicken Bauche und breiten Rücken feſt auf den Beinen und nimmt ſo viel Platz ein, daß nicht die ſchmalſte Zukunft vorbei kann. Geſtern las ich das Verzeichniß der in dieſem Herbſte erſchienenen neuen deutſchen Bücher. Hundert und mehr Schriften über die Cholera! Ich bekam Leibſchmerzen nur vom Leſen des Catalogs. Sonſt habe ich nichts von Bedeutung angezeigt gefunden, außer dem folgenden Werke, wonach ich ſehr ſchmachte. Es iſt wahrſcheinlich eine Satyre gegen den deutſchen Bundestag; denn unſere maliciöſen Landsleute, man kann es nicht leugnen, mißbrauchen die Preßfreiheit gar zu arg. Das Buch hat den Titel: „Das Schabbes-Gærtle von unnere Leut; ebbes mit e Roritæt Geblumes fuere Brautsehmuck. E Chetisch Meloche, von Itzig Feitel Stern. Mit eppes neun Stueck ganz feine gillmelirte Kupferstich-

lich etc." Es ist in Meißen erschienen, wo man gutes Porzellan macht und das beste Deutsch spricht. Unter Schabbes-Gærtle wird gewiß die Bundesversammlung gemeint, und unnere Leut, das sind Baden, Baiern und die andern kleinen Fürsten, welche sechs Monate lang bei ihren sauern Stände-Arbeiten sehr geseufzet und geschwitzt, jetzt aber im siebenten sich ausruhen und im Schabbes-Gærtle spazieren gehen. Chetisch Meloche ist der Untergang der Polen und Roritaet Geblumes sind die schönen Reden der patriotischen Deputirten in Karlsruhe und München. „Ein Pferd, ein Pferd — nein einen Esel, einen Esel, ein Königreich für einen Esel!" Was ich damit machen will? Die Haut will ich ihm abziehen und Jemanden hinein nähen. Wen? Das ist ein Geheimniß. Es ist nur gut, daß ich über dreißig Jahre alt bin; jetzt brauchte ich nur badischer Staatsbürger zu werden, dann kann ich in Carlsruhe eine Zeitung herausgeben, sobald ich Kaution geleistet. Einen Esel, einen Esel, meine sämmtliche Schriften für einen Esel! Man kann aber über Deutschland gar keinen dummen Spaß mehr machen. Man soll den Teufel nicht rufen, auch nicht im Scherze. Als ich Ihnen voriges Jahr geschrieben: Geben Sie Acht, man wird bei uns Censur und Kaution zugleich festsetzen, schämte ich mich Narr später und dachte bei mir: du bist aber auch gar zu argwöhnisch; so dumm, so schlecht sind sie nicht. Ueber das Schabbes-Gärtle darf man gar nicht sprechen, und so oft jetzt unsere Fürsten die Klagen ihrer Völker nicht werden hören wollen, werden sie sich in das Schabbes-Gärtle zurückziehen. Der Deputirte Seufert in München hat mit deutscher Bangigkeit die Kammer aufgefordert, sich zurückzuziehen und den Kampf um Freiheit aufzugeben. Sie wissen ihre Hände nur zum Schreiben zu gebrauchen, diese unglückseligen Gelehrten! Er sagte:

„Warschau ist gefallen, die Reformbill ist gefallen, die Feinde der fortschreitenden Entwicklung freisinniger Staatseinrichtungen erheben mit frischem Muthe das Haupt, die Vorstellungen und Reklamationen der Diplomaten, welche den Absolutismus repräsentiren, werden dem Vernehmen nach zudringlicher und hochfahrender."

So spricht ein Mann, der sich einen Vertheidiger des Volkes nennt! Also weil wir Widerstand gefunden, sollen wir gleich die Waffen strecken? Haben sie denn erwartet, daß man ihnen die Freiheit auf goldenen Schüsseln mit einem artigen Complimente in das Haus bringen werde? Wie feige macht doch die Gelehrsamkeit! Tausende von edlen Polen haben Armuth und Verbannung einer schmachvollen Unterwerfung vorgezogen. Die Unglücklichen! Das Korps des Generals Rybinski, das sich nach der preußischen Grenze zurückgezogen, ist dort im jammervollsten Zustande angekommen. Alle, die Mitglieder der National-Versammlung, Minister, Generale,

Magistratspersonen, Offiziere, Soldaten, sogar die Weiber und Kinder, wanderten barfuß durch den Koth, und sehr wenige hatten eine Kopfbedeckung. Selbst der Generalissimus Rybinski hatte weder Hut noch Mantel. Und als sie in solcher Erschöpfung das preußische Gebiet erreicht, war die erste Sorge der preußischen Behörden, alle Minister und Senatoren in ein Kloster zu sperren, und dort mußten sie fünfzehn Stunden ohne Nahrung zubringen! Und so ein Würzburger Professor, der im Schlafrocke am Kamin sitzt und Bier trinkend seine Reden ausarbeitet, sagt seinen Feldergenossen, sie hätten lang genug gekämpft, Heldenmuth genug gezeigt, und sie sollten sich der Nothwendigkeit unterwerfen! Welche Welt ist das! Sie zu ertragen haben wir einen Gott zu viel oder einen zu wenig. Christus muß den Himmel verlassen, daß wir alle Hoffnung und allen Glauben verlieren, Liebe und Freiheit als thörichte Träume vergessen, und in der Menschheit nicht mehr erblicken, als mechanische und chemische Kräfte, die sich wechselseitig verdrängen und zerstören, sich aus Eigennutz verbinden und aus Habsucht verschlingen. Oder ein anderer Christ muß kommen, der uns für neue Leiden neuen Glauben, neue Hoffnung bringt.

Mittwoch, den 9. November.

Ein ministerielles Blatt ärgert sich sehr über das Fallen der Renten, das Montag statt gehabt, und schilt die reichen Leute Poltrons. Der Krämer-Minister Perrier hat seinen Puls auf der Börse und zwischen zwei und vier Uhr Nachmittags ist er immer krank. — O Schande über die Nation! Schmach über Israel! Herr von Rothschild ist von den hiesigen Gerichten zu zweitägiger Gefängnißstrafe verurtheilt worden, weil er trotz wiederholter Ermahnung sein Cabriolet nicht wollte numeriren lassen. Wahrscheinlich trotzt er auf den diplomatischen Charakter, den ihm sein General-Consulat gibt. Ein Rothschild soll sich gegen das Numeriren wehren! Hätte er niemals numerirt, wäre er nicht geadelt und diplomatisirt worden. Um seiner schönen Augen willen ist es nicht geschehen.

Gestern Abend habe ich doch einmal wieder eingesehen, wozu Gott den Menschen Ohren geschaffen hat; man vergißt das leicht und oft. Ich habe die Malibran in der diebischen Elster gehört. Nun, jetzt bin ich doch wieder verliebt, und Casimir Perrier kann froh darüber seyn; das wird ihm etwas Ruhe vor mir verschaffen. Sie trat nach langer Abwesenheit zum erstenmal wieder auf und wurde vom Publikum mit noch mehr Liebe als Geräusch empfangen. Das war deutlich zu merken. Auch mußte sie die angefangene Arie wieder unterbrechen, denn die Rührung unterdrückte ihre Stimme. Nun möchte ich wissen, ob das Natur oder Kunst war: dem Teufel kann

man trauen, aber keiner Komödiantin. Ich kann ganz mit Ernst versichern, daß ich verliebt in sie bin, nicht in ihre Person, aber in ihren Gesang und noch mehr in ihr Spiel. Und Spiel in einer Oper! wer denkt nur an so etwas, wer erwartet es? Nie habe ich eine Schauspielerin gesehen, die so aufmerksam ist, auf sich und auf die andern. Sie vergißt nichts, weder bei der leidenschaftlichsten Bewegung, noch in der gleichgültigsten Ruhe. Sie vergaß nicht einmal die Servietten auszuschütteln, als sie den Tisch abdeckte. Es steht Keiner auf der Bühne und es mögen der Mitspielenden noch so viele, deren Rollen noch so unbedeutend seyn, für den sie nicht einen eigenen Blick, eine eigene Bewegung hätte. Sie spielt für Alle. Die Darstellung der thätigen Leidenschaften, des Hasses, des Zorns, der Verachtung, der handelnden Verzweiflung gelingt ihr meisterhaft, und ganz durchsichtig wie sie ist, sieht man die Leidenschaften nicht blos in ihrer Reife, sondern man kann sie vom ersten Keime an bis zu den Früchten verfolgen. Sie muß viel studiren, viel nachdenken, viel lesen, sogar Medizinisches. Woher wüßte sie sonst alle pathologischen Bewegungen des Körpers so naturtreu darzustellen? Ich mußte manchmal die Augen von der Bühne abwenden, um nur wieder Athem zu schöpfen; denn wenn man die Pulsschläge zählt, die zu solchen Gemüthsbewegungen gehören, wird einem ganz Angst bei der Rechnung. Mein kühles Urtheil: daß die Malibran oft zu natürlich spiele, hieß ich mit Unwillen schweigen, so recht es auch hat. In der Tragödie, sowohl im Gedichte als in der mimischen Darstellung, darf zwar die Person handeln; aber leiden darf nur der Mensch. Die Person leiden zu sehen — was hat man davon? (Es ist doch schön, daß ein Kritiker nichts zu fürchten hat; hätte das: „was hat man davon?" ein Anderer gesagt, ich wollte mich schön über ihn lustig machen.) Der Körper soll die Leiden der Seele durchblicken lassen; wird er aber selbst trübe, wie kann da die Seele durchscheinen? Das vergißt die Malibran zuweilen und ihre leidenschaftlichen Bewegungen werden dann zu Nervenkrämpfen. Aber ach! wenn man mit der Geliebten schmollt, es dauert nicht lange. Sie spielt doch himmlisch. Und Rubini, Lablache! Was soll ich noch viel sagen? Ich könnte doch nicht mehr herausbringen, als unsere deutschen Morgen- und Abendblätter: „der gestrige Abend war ein genußreicher Abend."

Jetzt, Adieu Malibran II.! Malibran I. kömmt. So schrieb ich, als ich Konrad mit Ihrem Briefe hereintreten sah. Aber ich bitte, gebrauchen Sie künftig statt vier nur drei Oblaten. Dann könnte ich doch wenigstens satyrisch seyn und Ihr fürchterliches Gesiegel mit dem dreiköpfigen Cerberus vergleichen, der grimmig alle Neugierigen abwehrt. Lieber Satan, sagen Sie mir doch, wer, der nicht muß, wird denn in Ihren sauren Brief hinein-

sehen? O wie verwünsche ich die Cholera, daß sie mir durch ihre Räucherungen mein Glück so versäuert! Sie fragen mich: wie es denn meine Bekannten hier machen, wenn die Cholera kömmt? Mein Gott, wenn Sie darunter fremde Deutsche verstehen, so sind ja das meistens sorgenlose junge Leute, die erstens solche Gefahren gar nicht beunruhigen, und die, da es ihnen oft an Geld fehlt, an weite Flucht nicht denken können. Heine sagt mir, er würde nicht hier bleiben, sondern nach der Schweiz gehen. Sie können sich denken, daß die reichen lebenslustigen Pariser, die keine Nothwendigkeit an Paris fesselt, fortlaufen werden. Was mich betrifft, so will ich mir voraus gar nicht darüber den Kopf zerbrechen. Da die Nachricht von der Cholera in England heute widerrufen wird, sehe ich nicht ein, wie sie so schnell nach Paris kommen soll, und das wird sich wohl noch bis zum Frühlinge hinziehen. Vor einiger Zeit habe ich recht angenehm geschwärmt mit meiner Flucht. Ich wollte nach Marseille reisen und von da nach Genua, damit ich doch einmal das Meer und italienischen Himmel zu sehen bekäme. Es ist doch eine rechte Sünde, daß ich hier sitze und das viele Geld verzehre, und für das nämliche Geld, ja für weniger, könnte ich den Winter im südlichen Frankreich oder im nördlichen Italien verträumen. Ich habe die größte Sehnsucht einmal aus diesem nordischen Klima der Politik und des Verstandes zu wandern, und unter einem Himmel der Natur und Kunst u athmen. Was halten Sie davon?

Die Schröder-Devrient hat vor einigen Tagen beim italienischen Theater als Donna Anna debütirt und hat in hohem Grade misfallen. Sie wird in den öffentlichen Blättern streng beurtheilt, und man scheint Recht zu haben. Im deutschen Theater gefiel sie den Parisern sehr, und da kam die Eitelkeit über sie und stach ihr die Augen aus. Jetzt begeht sie gar noch den tollen Uebermuth und tritt nächsten Sonntag zugleich mit der Malibran und zwar in einem Stücke auf, worin sie deren Rolle übernimmt. Sie wird im Othello die Desdemona singen und die Malibran den Mohr. *** sagte mir heute: die Malibran (es ist ihr Benefiz) habe das so angezettelt, um die Devrient auf einmal und für immer zu stürzen. Mein vaterländisches Herz blutet mir bei dieser traurigen Aussicht. Ich bin in einer schrecklichen Lage. Ich wünsche den Triumph der Malibran, und würde doch den Fall der Devrient beweinen. So zwischen Liebe und Patriotismus geklemmt — was soll ich thun, wie soll ich mich erleichtern? Theure Freundin, helfen, rathen Sie. Welche Zeit! wohin soll man sich wenden? wo findet das zerrissene Herz einen geschickten Schneider? Wo? Im Weimarischen, in dem glücklichen Lande, „wo die Liebe befiehlt und die Liebe gehorcht.“

Donnerstag, den 10. November.

Das Verbot der Bockenheimer Zeitung — das ist die graue Narrheit, die vor Alter kindisch geworden. Sie wollten keine Blitzableiter; nun um so besser. Dann wird das Donnerwetter, statt in die Erde, auf die Dummköpfe selbst herabfahren, und wir werden sie los. Selbst der türkische Kaiser läßt jetzt eine Zeitung schreiben! Wenn die türkische Regierung im Liberalismus so weit vorschreitet, als Deutschland zurückgeht, dann werden Frankfurt und Konstantinopel bald auf einander treffen. Wahrhaftig ich bewundere den Sultan, ob ich zwar das gar nicht nöthig hätte, um unsere christlichen Fürsten zu verachten. Bei diesen, wo ihr böser Wille aufhört, beginnt erst ihre Schwäche. Keiner von ihnen hat den Muth, dem Widerstreben ihres Hofes, ihres Adels gegen die Entwickelung der Volksfreiheit sich entgegen zu setzen. Der Kaiser von Rußland ist so feige und schwach, daß er nicht wagt, die Polen frei zu geben, weil es seine russischen Hofbären nicht wollen. Und der Sultan steht ganz allein, hat kein Volk auf seiner Seite, gegen sich aber den Pöbel, die Geistlichkeit und die Aristokratie, und doch läßt er sich nicht einschüchtern und geht auf dem Wege der Verbesserungen muthig vorwärts! Und der Adel, der dem Sultan feindlich entgegensteht, ist kein entnervter, hasenfüßiger, an seidenen Bändern wie Hündchen geführter europäischer Adel; es sind keine parfümirten Diplomaten in seidenen Strümpfen und glacirten Handschuhen — es ist eine Militair-Aristokratie, es sind die reichen wilden Janitscharen. Aber freilich ist Mahommed nicht am Kreuze gestorben, und Dulden und Warten wird seinen Gläubigen nicht als Heldenmuth gelehrt. Ich begreife nur nicht, wie sich der Sultan jetzt schon so viele Jahre unter seinen zahllosen Feinden, gegen die, im Dunkeln schleichend, kein Muth schützt, hat erhalten können. Ganz gewiß ließ er sich von Wien einen Kunstverständigen kommen, der ihm eine geheime Polizei auf christlichem Fuße eingerichtet hat.

Der König von Würtemberg hat einen öffentlichen Befehl erlassen, wodurch den Offizieren streng untersagt wird, von Politik zu sprechen und Gesellschaften zu besuchen, worin dieses geschieht. Ich habe doch in dieser unglücklichen Zeit wenigstens die Schadenfreude, wahrzunehmen, wie sehr sich die deutschen Fürsten seit einem Jahre geärgert haben. Jetzt steigt ihnen die Säure auf, so stark, in solcher Menge, daß man die ganze nordische Briefpost an der französischen Grenze damit desinfiziren könnte. Es gibt doch nichts Komischeres, als solch' eine altväterische Regierung. Von der Cholera, die doch gewiß kontagiös ist, haben sie aus politischen Gründen behauptet, sie sey miasmatisch, und von der Politik, die miasmatisch ist, behaupten sie aus choleriſchen Gründen, sie sey kontagiös. Doch will

ich mit diesem O! keineswegs gesagt haben, daß mir der König Philipp nicht auch soll gestohlen werden. Hat mir dieser Volks-König, der sich ein halbes Jahr lang den Parisern nie anders zeigt, als wie ein deutscher Opern-König mit der Hand auf dem Herzen, ein großes Stück von meinen Tuilerien weggenommen, und ich betrete nie den Garten, ohne zu erstaunen über diese Kühnheit und über diese Nachsicht auf beiden Seiten. Das hat keiner der legitimen Könige vor Orleans zu thun gewagt, zu thun je Lust gezeigt. Er läßt sich einen Privat-Garten für sich und seine Kinder aus dem usurpirten Theile machen. Er hat gar nicht das Recht dazu, denn die Tuilerien gehören ihm nur als König, und was ihm als König gehört, daran hat das Volk auch Theil. Und was noch bedenklicher ist, nicht die Habsucht, die Furcht hat Louis Philipp zu dieser Usurpation verleitet. Er läßt hohe Terrassen aufwerfen, Mauern und Graben ziehen, um das Schloß von der Gartenseite gegen einen Andrang zu schützen. Er fürchtet sich — Frankreich mag sich vorsehen. Die Verkleinerung des Tuilerien-Gartens, das wäre also die einzige Folge der französischen Revolution, die sich mathematisch bezeichnen läßt; alles übrige ist Metaphysik. Die Folgen, welche die Juli-Revolution für Deutschland gehabt, sind viel deutlicher. 1) Die Cholera. 2) In Braunschweig hatten sie sonst einen Fürsten, der es wenigstens nicht mit dem Adel hielt; jetzt haben sie Einen der sich vom Adel gängeln läßt. 3) Die Sachsen haben statt einen Fürsten jetzt zwei. 4) Die Hessen haben statt der alten fürstlichen Maitresse eine junge bekommen. 5) In Baden konnte man früher eine Zeitung schreiben ohne Kaution, jetzt muß man eine leisten. 6) Wer in Bayern den König beleidigte, mußte früher vor dessen Oelbilde Abbitte thun; jetzt kommt der Beleidiger auf fünf Jahre in das Zuchthaus. Da weiß man doch wenigstens, woran man ist.

Sieben und fünfzigster Brief.

Paris, Freitag den 11. November 1831.

Die Geschichte mit Belgien ist noch nicht zu Ende, auch nicht einmal in dem Sinne der guten kurzsichtigen Menschen, die in der Ausgleichung dieses Streites das Ende aller Verwirrung sehen. Was mich betrifft, werde ich die Annahme des aufgezwungenen Friedens von beiden Parteien doch nur als einen Waffenstillstand für diesen Winter ansehen. Und auf dieses miserable Fundament von Backsteinen glaubt Casimir Perrier das schwache Gebäude des europäischen Friedens stützen zu können, und ehe es noch aus der Erde herausgearbeitet, steckt er schon ein Bäumchen auf und

hält eine betrunkene Kranzrede, als wäre das Dach fertig! Die Wage des Schicksals in der bemehlten Hand eines Krämers zu sehen, — nein, man könnte darüber von Sinnen kommen! Giebt es denn etwas Lächerlicheres, als das Schmunzeln dieses Ministers, so oft er eine Nachricht erhalten, Preußen oder Oesterreich vermindere seine Truppen, beurlaube sie! Es ist wie die Freude eines Kindes, wenn es wahrnimmt, daß Mama die Ruthe wieder hinter den Spiegel steckt, die sie drohend hervorgeholt. Es ist wie die Heiterkeit, wie das aufblühende Gesicht eines Bauchflüssigen, wenn er erleichtert vom Nachtstuhle aufsteht, wohin ihn Leibschmerzen getrieben, und ach! ruft. Dieses Frankreich, vor dem, es ist noch kein Jahr, zwanzig Fürsten hinter den zwei Millionen ihrer Wachen zitterten; dieses Frankreich der drei Tage, das ein erschrecktes Jahrtausend vor sich hertrieb — es ist folgsam wie ein Schulbube, und lernt alle Tage seine Lektion, und läßt sich alle Tage examiniren, um zu zeigen, daß es seine Lektion gelernt hat. Und was zum Lohne für alle diese schmachvollen Opfer? Daß der junge König Philipp mit den alten Königen wird spazieren gehen dürfen, wenn diese nach einer sauern Woche wieder einen Feiertag bekommen! Aber Sie müssen die neue Schrift von Chateaubriand lesen. Sie hat mich erquickt durch alle Adern. Mein ganzes Herz hat er ins Französische übersetzt, und wie viel schöner ist die Uebersetzung als das Original! Ich weiß nicht, was die schönste Freude des Lebens ist; aber die größte ist gewiß die Schadenfreude, die wir über die Niederlage und Beschämung unserer Feinde empfinden. Chateaubriand schlägt mit eisernen Keulen, die er in seinem Zorn glühend gemacht, auf die französische Zwergregierung, die ich hasse, ob ich sie zwar verachte. Frankreich hat sie nur der Gegenwart beraubt, und wie groß der Raub auch ist, man kann ihn zählen, berechnen; man weiß was man verloren, was man wieder zu bekommen suchen muß. Uns, uns Deutschen aber, hat König Philipp eine ganz unberechenbare Zukunft gestohlen. Gestern hörte ich, der Kaiser von Oesterreich habe dem Casimir Perrier den Stephans-Orden schenken wollen, aber der österreichische Gesandte hier, darüber vorläufig um Rath gefragt, habe erwidert: es sey noch nicht die Zeit. Wie tief wird Frankreich noch sinken, wie hoffnungslos wird noch Deutschland werden müssen, bis Perrier den Stephans-Orden verdient! Wie verhöhnt ihn aber auch Chateaubriand. „Redet nicht von Ehre, die Renten würden um zehn Centimen fallen.“ Wegen seines Muthes, seiner Treue und seines glühenden Eifers für Recht und Wahrheit, darf man diesem Schriftsteller die Kinderei nachsehen, daß er für das Kind Bordeaux sich bemüht, und man soll nur lächeln darüber, als über eine Schwachheit. Die Menschen haben immer wunderliche Gottheiten gehabt;

der eine betet Fizli-Puzli, der andere die Legitimität an. Aber Alles, was er gegen das französische Ministerium sagt, gegen dessen Verwaltung im Innern und nach Außen, ist klar wie die Sonne und rein wie Gold.

„Die Wahl-Monarchie hat der Fahne, deren sie sich bemächtigt, bis jetzt noch wenig Ruhm verschafft. Sie weht nur über der Thüre der Minister und unter den Mauern von Lissabon; sie wurde nur von den Winden zerrissen; der Regen färbt ihren Purpur und ihr Himmelblau ab, und übrig bleibt ein schmutzig weißer Lappen, die natürliche Farbe der Bastard-Legitimität ... Der Scepter des jungen Heinrich, gestützt von den Händen des jungen Frankreich, wäre für die Ruhe Frankreichs, ja für das Glück seines jetzigen Beherrschers selbst, weit ersprießlicher gewesen, als eine um einen Pflasterstein gewundene und aus dem Fenster geschleuderte Krone; eine Krone, die zu leicht, wenn sie sich von ihrem Gewichte trennt, zu schwer, wenn sie daran befestigt bleibt .... Ehrwürdige Personen, die Prälaten der Quast-Legitimität, betrachten uns als tolle Hunde, immer bereit auf Europa loszufahren, wenn nicht tüchtige Knechte uns an der Kette hielten. Das haben Franzosen öffentlich geäußert! Sie haben ihr Vaterland aufgedeckt, sie haben mit dem Finger auf dessen geheime Schäden gezeigt; sie haben es dem Hohne der Mächte blosgestellt; sie haben uns diesen als eine leichte Beute gezeigt, oder als Menschen, denen nur der Schrecken Energie geben würde. Also unser Muth von einst, bezeugt durch so viele Eroberungen, wäre nur das Ergebniß der Furcht gewesen, die hinter uns stand; unser Ruhm nur die Folge unserer Verbrechen! Seyd artig, hat man uns zu sagen sich erfrecht, und man wird nicht über euch herfallen. Und ein solches Wort konnte aus dem Munde eines Franzosen kommen! Und das Herz derer, die es gehört das Wort, hat nicht gezuckt! Und das Blut hat nicht gekocht in ihren Adern! Wenn das Gebäude vom July nur auf der Hingebung der Nationalwürde ruht, wird es zusammenstürzen; man baut kein dauerhaftes Denkmal auf Unehre. Triumphbogen, die man mit Koth zusammen knetete, würden nicht auf die Nachwelt kommen."

Ueber die thörichten Friedenshoffnungen des Ministeriums und wie sie, von Furcht geblendet, der Gefahr zueilen, die sie fliehen möchten, drückt sich Chateaubriand wie folgt aus:

„Zweifelt nicht daran, die fremden Mächte, welche die Freiheit unserer Presse und Rednerbühne, schon mit der Legitimität, mit Mühe aushielten, werden sie mit dem eingestandenen Prinzipe der Volkssouveränität und einer auf der Straße zugeschlagenen Krone noch schwerer ertragen. Sie mögen sich verstellen, abwarten, vielleicht auf einige Zeit bis auf einen gewissen Grad entwaffnen; sie mögen euch sagen, daß ihr durch euer friedliches System die Retter Europas seid, und euer Stolz ist vielleicht naiv genug, an diese grobe Schmeichelei zu glauben. Wenn ihr aber den verschiedenen Mächten Zeit laßt, die Revolutionen, Töchter der eurigen, zu ersticken; wenn ihr ihnen ganz laut erklärt, ihnen darthut, daß ihr keinen Krieg führen könnet, ohne in einen Bankerott, oder in eine Schreckensregierung zu stürzen — dann habt ihr gegen die einfachsten Regeln eurer Selbsterhaltung gefehlt. Nicht die, welche die Ehre Frankreichs vertheidigen, führen den Krieg herbei; ihr seyd es, die durch euer albernes Betragen Frankreich einem neuen Einfalle blosstellt. Ihr werdet für jetzt den Frieden haben, ich will es wohl glauben; man kann Keinem den Degen in den Leib stoßen, der uns den Rücken zukehrt. Aber fordert man in Frankreich, in dem Vaterlande der Ehre, auf solche Weise den Frieden?"

Die Cholera ist jetzt wirklich in England, und wird dort, wenn sie sich einmal verbreitet, verheerender werden, als in jedem andern Lande, weil England, Gott sey Dank, eine schlechte Polizei hat. Hat die Nachricht auf der Frankfurter Börse keinen Eindruck gemacht. Der Dr. *** hier will ein sicheres Mittel gegen die Cholera gefunden haben: man soll jeden Morgen Tisane von Sauerampfer trinken. Das ist ein saueres Frühstück. *** hat sich gegen die Cholera tausend Stück Blutigel ins Haus genommen — où peut on être mieux qu'au sein de sa famille?

Dienstag, den 15. November.

Ihr heutiger Brief hat mir sehr großes Vergnügen gemacht, und besonders freue ich mich über Ihre Freude an dem guten Erfolge meines Buches. Ich hätte das nicht erwartet. Ich sehe daraus wieder, wie wenig Kunst das Herz bedarf, um zu gefallen; daß die Aufrichtigkeit immer bewegt, und daß man der Wahrheit selbst den Mangel der Wahrheit verzeiht. Denn weiß ich es nicht, wie oft ich mich geirrt haben kann? Weiß ich es nicht, daß tausend Leser anderer Meinung sind als ich? Aber sie sehen, sie fühlen, daß ich meine Gesinnung treu ausgesprochen, und darum sind sie zufrieden mit mir und glauben mir, wenn sie auch nicht meinen Reden glauben. Es wäre doch erschrecklich, wenn ich wirklich nicht mehr wagen dürfte, nach Deutschland zu kommen! Dann könnte ich ja auch Deutschland nicht mehr verlassen, und ich wäre um die schönsten Stunden meines Lebens geprellt. Es wird aber so schlimm nicht seyn, Ihr seyd zu ängstlich. Man hat jetzt größere Dummheiten, größere Missethaten zu begehen; zu solchen kleinen Betisen und Spitzbübereien hat man keine Zeit. Was das diplomatische Geschwätz heißen soll, ich hätte hier vielen nichtsnutzigen Deutschen Stellen verschafft, weiß ich wahrhaftig nicht. Vielleicht meint man Anstellungen bei Zeitungsredactionen. Und auch dieses hat keinen Sinn. Es wird wohl nichts Anders seyn, als daß ich mehreren Deutschen Nachrichten und Stoff zu mißfälligen Zeitungsartikeln geliefert habe.

Mittwoch, den 16. November.

Eines der kleinen hiesigen Blätter enthielt gestern Folgendes: „au cimetière Montmartre on lit cette inscription sur une tombe nouvelle: Ci gît M. le Baron Jean de Bruckmann, conseiller actuel de sa majesté le roi de Prusse. La place qu'occupe actuellement Mr. Bruckmann, ne lui sera enviée par personne.“ Es ist schon traurig genug, daß deutsche Hofräthe nicht unsterblich sind; aber daß sie gar in Paris sterben, das ist herzzerreißend. Man sieht die schrecklichen Folgen. Erfrecht sich ein unverschämter Franzose, sich

über einen königlich-preußischen Rath lustig zu machen, was würde er sich nicht erst gegen einen unreellen erlauben! Es muß doch ein unerklärlicher wunderbarer Zauber in einem Titel seyn! Es ist das dritte edle Metall. Mancher, der dem Silber widersteht, widersteht doch dem Golde nicht, und wer dem Golde widersteht, unterliegt oft einem Titel. Da ist ein gewisser M ü n ch, ein politischer Schriftsteller von einigen Talenten; der war früher ein heißer Demagog, sein Liberalismus stand auf 30 Grad Reaumür im Schatten. Der König der Niederlande machte ihn vor einigen Jahren zum Professor, und augenblicklich sank sein Liberalismus auf 15 Grad. Kürzlich wurde er vom Könige von Würtemberg zum geheimen Hofrath ernannt, darauf kam Herr Münch dem Gefrierpunkte sehr nahe. Wird er einmal geheimer Regierungsrath, sinkt er gar unter Null herab. Zwar erwarb er sich durch sein Sinken nicht blos einen Titel, sondern auch einen jährlichen Gehalt von dreitausend Gulden; aber das Geld ist doch hier nur das Gebackene zur Chocolade, dazu gegeben, um sie bequemer auszutunken; die Hauptflüssigkeit bleibt der geheime Hofrath. Für den Gehalt besorgt Herr Münch die Stuttgarter Bibliothek, aber für den geheimen Hofrath arbeitet er an der Hofzeitung, und sucht alle Tage zu beweisen, daß die Regierung immer Recht hat dem Volke gegenüber, und daß es sehr löblich ist, wenn sie alles Schlimme ohne langes Zaudern auf einmal thue, damit das Volk den bittern Trank schnell hinunter schlucke; das Gute aber nur allmählig, daß man es mit langsamen Zügen hinunterschlürfe und der Genuß um so dauernder sey. Mit welcher rastlosen Feindseligkeit in Deutschland die öffentliche Meinung verfolgt wird, mit welcher Unverschämtheit die Censur jede Wahrheit unterdrückt, und sich zur unverlangten Beschützerin selbst jeder ausländischen Lüge hervordrängt, sobald diese Lüge zum Vortheile einer Regierung gereicht — davon liegt eben ein neuer Beweis mir unter den Augen. Dr. ***, der ein Korrespondent der Allgemeinen Zeitung ist, berichtete kürzlich von dem Prozesse des Journalisten Marrast, der in seiner Zeitung, die T r i b ü n e, den Ministern Soult und Perrier öffentlich vorgeworfen: sie hätten bei dem Waffen-Ankauf in England ihren großen Vortheil gehabt. Der Bericht sagt:

„Von Soult glauben viele Leute, es sey nicht unmöglich, daß er neben seinen militairischen Beschäftigungen auch auf Profit ausgehe; man erinnert an sein Benehmen in Spanien, an seine unbezahlte Bildergallerie. Perrier steht ebenfalls im Rufe, als lasse er sich nicht gern einen Profit entgehen; auf ihn bezieht man allgemein das Wort des Figaro: d'autres ont pretè à la petite semaine. D o c h w i r h a l t e n b e i d e M i n i s t e r i n B e t r a c h t i h r e s a l l g e m e i n r e c h t l i c h e n C h a r a k t e r s f ü r u n s c h u l d i g."

Zu diesen unterstrichenen Worten bemerkte ***, von dem ich die Allgemeine Zeitung leihe, mit der Feder: dies habe ich nicht geschrieben. Oder vielleicht hat es der Redakteur der Allgemeinen Zeitung selbst gethan — ein talentvoller aber wunderlicher Mann, der seit zwanzig Jahren mit wahnsinniger Beharrlichkeit den Stein der Weisen sucht, und sich abmüht, die Diplomatik mit der Wahrheit zu amalgamiren, um eine goldene Zeitung hervorzubringen.

Acht und fünfzigster Brief.

Paris, Donnerstag den 17. November 1831.

In dem Buche des Cent-et-un ist auch ein Kapitel: la Première Représentation. Der Verfasser Merville, selbst ein dramatischer Dichter, beschreibt die Nöthen und Aengste, die der Dichter während einer ersten Aufführung erleidet: die unberechenbare Laune des Publikums, der Eigensinn, die Willkür und der Unverstand der Schauspieler, die geheimen Schliche der Feinde, die Falschheit der Freunde — es ist wirklich schauderhaft. Ein Thor, wer nach Ruhm strebt, und sein Glück den Winden, seine Ruhe dem Wasser anvertraut!

Nun, euere Allerheiligen-Revolution ist ja schon wieder gedämpft! Du brauchst dich nicht zu schämen, Frankfurt; auch Warschau ist gefallen, und war doch mehr als du. Die räthselhafte Geschichte war mir ganz klar, noch ehe ich in einem öffentlichen Berichte aus Mainz gelesen, daß man einen Theil der Bundesgarnison, um Platz zu gewinnen, nach Frankfurt verlegen wolle. Das ist's. Vierzig Jahre der Kriege und Revolutionen sind durch Frankfurt gezogen, und nicht einmal während solcher stürmischen Zeit hat dort das Militair eine Gewaltthätigkeit, die Bürgerschaft sich eine Empörung gegen die Gesetze zu Schulden kommen lassen. Ganz gewiß wurde hier oder dort der schwache Funke der Unzufriedenheit angeblasen und Brennmaterialien darauf geworfen. Das war leicht zu machen. Frankfurt ist ja seit 1814 das Hauptquartier der vaterländischen geheimen Polizei, und der Generalstab ist aus den vortrefflichsten Schurken zusammengesetzt. Unsere weise Regierung wird nun von den zehntausend Bücklingen, die sie seit fünfzehn Jahren der Bundesversammlung verehrt hat, nichts als die Rückenschmerzen übrig behalten. Jetzt ist wieder die verdammte Bockenheimer Zeitung schuld an Allem! Sie werden in Deutschland noch verrückt über die Zeitungen; es sind die Furien, die das Gewissen unserer Regierungen verfolgen. Ich las mit gespenstischem Grausen, daß der Senat den Schatten einer Verordnung von 1660 aus dem Grabe hervorgerufen, um die

Bockenheimer Zeitung damit zu vertilgen; die Hexe von Endor hätte es nicht schauerlicher machen können. Aber die Naivität, die unbeschreiblich heitere Naivität: daß jene alte Verordnung von 1660 mit der jungen Gesetzgebung der deutschen Bundesversammlung in der liebevollsten Eintracht lebe — wie unser Senat erklärte, — verscheuchte alle Schrecken der Nacht von mir, und ich mußte laut auflachen. Hätte ich so etwas gesagt, hätte man es für frevelhaften Spott und Preßfrechheit erklärt. Alle Arretirungen in Frankfurt während der Unruhen wurden bei Nacht vorgenommen. Was mich betrifft, so erkläre und entschuldige ich einen solchen schändlichen Friedensbruch leicht damit, daß dort die Regierung wie überall der Antipode des Volks ist, und sie daher Tag hat, während jenes Nacht. Wie aber unsere Bürger, unsere Advokaten, die sich mit mathematischer Geographie und Moralphilosophie nicht viel beschäftigen, eine solche schauderhafte Gewaltthätigkeit, einen solchen finstern Uebermuth aus dem Mittelalter ertragen — das begreife ich, das verzeihe ich nicht. In Frankreich ist man ja freier im Gefängniß, als bei uns in der Freiheit. Der Polizei, die nur von Willkür lebt, die fürchterliche Gewalt zu geben, jeden, den sie anschuldigt, jeden, den sie beargwohnt, aus seinem selbst bei jedem Mörder heiligen unverletzlichen Asyl, aus seiner Ruhestätte zu reißen, den Unschuldigen oft von dem einzigen Zeugen seiner Unschuld, vom Tageslicht zu trennen — ist eine Tyrannei so schändlicher Art, daß wer sie schweigend duldet, noch strafbarer ist, als wer sie übt. Und das in einem Staate, wo die Gerichte im Dunkeln Recht sprechen, und wo die Presse unter der schmählichsten Sklaverei steht! Wenn eine solche nächtliche Arretirung einen Fremden trifft, dann ist er wie verschwunden von der Erde, denn kein Tagesblatt darf Nachricht geben von dem Werke der Finsterniß, und der Tod gewährte dann einem Solchen größere Sicherheit als die Gefangenschaft; denn einem Verstorbenen wird doch wenigstens ein öffentlicher Todesschein ausgestellt. Was machen denn in Frankfurt unsere jungen Gesetzgeber, unsere jungen Senatoren? Wie dulden sie solche Schändlichkeiten? Wozu denn haben sie die Universitäten des neunzehnten Jahrhunderts besucht? Wenn sie sich in Frankfurt mit einem Staatsrechte und einer Gesetzgebung aus dem sechszehnten Jahrhundert begnügen, hätten sie ihren Eltern die Studienkosten ersparen können. Das eben ist der Jammer — wir haben keine Jugend. Sobald sie in den gesetzgebenden Körper kommen, werden sie dickbäuchig; sobald in den Senat, werden sie grau; sie beginnen mit geheuchelter Sympathie und endigen mit aufrichtiger.

— Sind Sie heute bei Verstand? Diese Frage darf Sie nicht beleidigen; ich würde Sie nie fragen: sind Sie heute bei Herz? Nun, wenn

Sie bei Verstand sind, will ich Ihnen ein Räthsel aufgeben, das mich gestern Abend eine halbe Stunde lang beschäftigt hat, und das der erste Philosoph in der Rue de Provence nicht zu lösen vermochte. Beschämen Sie mich. In den hiesigen Blättern stand vor einigen Tagen folgende öffentliche Ankündigung, die aus der Gazette de la valée Cherry entnommen war. Ob dieses Thal in Frankreich oder in der französischen Schweiz liegt, weiß ich nicht. „Il est des à présent inderdit à toute personne quelconque d'épouser ma fille Betzy. Unterzeichnet: J. G. Miller!" Welche Ursache kann ein Vater haben, Jedem ohne Ausnahme zu verbieten, seine Tochter zu heirathen? Eines der erwähnten Blätter zerbricht sich auch den Kopf darüber und stellt allerlei Vermuthungen auf, von welchen aber eine immer dümmer ist als die andere. Selbst die letzte, die der Zeitungsschreiber festhielt, befriedigte mich nicht, ob sie zwar etwas für sich hat. Der Zeitungsschreiber sagt: nachdem er viele gelehrte Personen, unter andern Apotheker, Lastträger, Schriftsteller und Zahnärzte zu Rathe gezogen, sey er endlich bei der Idee stehen geblieben: daß die Tochter des J. G. Miller ein Sohn sey. Diese Sache ist für einen Franzosen zu tief, in Deutschland wird man es leichter herausbringen. Machen Sie sich also an das Werk. Ich hätte große Lust, die Sache in eine Frankfurter Zeitung zu setzen, um die dortigen Gelehrten aufzufordern, sich mit dieser wichtigen Angelegenheit zu beschäftigen: aber die Censur würde den Artikel streichen. Denn das Mädchen aus dem Thale heißt unglücklicher Weise Betzy, und diesen Namen führt auch in Frankfurt ein Pastetenbäcker. Es wäre Preßfrechheit, so etwas drucken zu lassen.

Nichts Pikanteres gibt es zum Frühstücke, als die täglich hier erscheinen, den kleinen Blätter nichtpolitischen Inhalts. Es ist wie Austern und Caviar. Mich wundert nur, daß bei dem großen Beifalle, den sie nothwendig finden müssen, deren nicht mehrere herauskommen. Ich kenne nur drei: Der Figaro ist mit unendlich viel Geist geschrieben, und hat das ganze Jahr durch aber auch nicht einen trüben Tag. Die beiden andern, ob sie zwar keinen solchen Luxus von Witz ausbreiten, lesen sich doch auf das angenehmste, und ich erinnere mich nicht, daß ich je eine einzige Zeile darin hätte übergehen mögen. Dabei kann ich mich nun nie enthalten, diese Blätter mit unsern deutschen ähnlicher Art zu vergleichen, und ich komme dann immer auf ein Resultat, das mir nicht ganz klar ist. Alles was die hiesigen Blätter, den deutschen gegenüber, an äußern günstigen Verhältnissen voraus haben: die Freiheit der Presse, die ungestörte Benutzung der Politik, besonders der reich zusammengehäufte täglich wechselnde Stoff, den ihnen

die große Hauptstadt, in Kunst, Wissenschaft, Theater, Literatur, geselligem Leben und Tagsgeschichten, darbietet — das Alles stelle ich den deutschen Blättern zur Rechnung, und bringe es in Abzug ihrer Schuld. Aber selbst nach dem Allen haben sie mir wegen ihrer ewigen Einförmigkeit und unendlichen Langweiligkeit noch Rede zu stehen. Es liegt eben eine Monatssammlung von einem der erwähnten Blätter vor mir auf dem Tische; es heißt L'Entr'acte und ist das Unbedeutendste von allen. Ich nehme die ersten acht Blätter zur Hand, um deren Inhalt zu zählen, zu messen und zu wiegen. Das Blatt ist gleich dem Morgenblatte, in Quart gedruckt, aber etwas weitläufiger, so daß es weniger enthält als jenes. Von den vier Seiten des Blattes fallen erstens zwei Seiten weg, die ganz mit den Anzeigen der Theaterstücke des Tages und den Namen der darin auftretenden Personen ausgefüllt sind. Von den zwei übrigen Seiten bringe ich täglich eine Spalte in Abzug, welche sogenannte Miscellen, hier causeries genannt, erhalten. Gegen diese könnte man freilich einwenden, daß die unbeschränkte satyrische Freiheit ihnen zu statten komme. Hier darf man die Uebermüthigen und die Narren mit Nadeln stechen, in Deutschland nur zuweilen mit dem Kopfe eines Nagels tüpfen. Bleiben also für jedes nur noch drei Spalten übrig. Und in dem engen Raume dieser drei Spalten enthalten die acht ohne Wahl herausgerissenen Blätter: 5 Bücherkritiken, 3 Theaterkritiken, 2 Romane und 12 Aufsätze, deren Titel ich Ihnen mittheile, damit Sie daraus sehen, daß es frei gewählte Formen sind, allgemeine Stoffe, die den deutschen Schriftstellern der kleinsten Stadt auch zu Gebote ständen. Die Musik wie ich sie liebe. Der Tag nach der Hochzeit. Erörterungen unter Freunden. Der finstere Mann. Der fröhliche Mann. Die Cholera-Zeitung. Die Kunst von den Damen zu lesen. Warum der Fußgänger mehr Ideen hat, als der im Wagen sitzt. Das Ende der Welt. Die Ecke am Kamin. Der ehrliche Mann wider Willen. Ueber die verschiedenen Arten, wie die Menschen mit ihren Kleidern verfahren. Und was solche Artikel besonders auszeichnet, ist deren Kürze. Das Kurze misfällt nie; man kann in zwei Minuten nicht langweilig seyn, es gehört Zeit dazu. Ist ein solcher Artikel unangenehm, so war es doch eine Pille, keine Mixtur, man schluckt es hinunter; denn der Kopf hat wie der Magen seine Geschmacksnerven, was einmal darüber hinaus ist, schmeckt der Geist nicht mehr. Warum können oder wollen nun unsere deutschen Schriftsteller in ihren Journalen keine solchen kurzen Aufsätze machen? Ich kann nicht klug daraus werden, und bitte Sie daher, wenn Sie nach Auflösung des großen

Räthsels von der Betzy Miller noch etwas Verstand übrig behalten, auch über dieses dunkle Geheimniß nachzudenken.

Samstag, den 19. November.

In einer Anzeige von Heine's Adelsbriefen heißt es unter Anderm: „Auch setzt man einigen Zweifel in die Aufrichtigkeit der Gesinnungen Heine's, indem es einiges Aufsehen macht, den burlesken Satyriker oder den niedern Komiker auf einmal als Freiheits-Apostel wiederzufinden.“ Das steht in den Leipziger Blättern für literarische Unterhaltung, der größte Viehstall, den ich je gesehen.

— Haben Sie denn wirklich gemeint, das Loben meiner Briefe würde immer so fortgehen? O, lassen Sie nur erst die preußischen Rezensenten kommen und den Leipziger Viehstall aufthun; da werden Sie noch ganz andere Dinge hören. Wenn ich Wunden scheute, hätte ich den Kampf vermieden. Die Leute thun mir gar nicht Unrecht, die in den Briefen meine frühere Mäßigung nicht finden; aber sie thun sich selbst Unrecht, daß sie sie suchten. Die Zeiten der Theorien sind vorüber, die Zeit der Praxis ist gekommen. Ich will nicht schreiben mehr, ich will kämpfen. Hätte ich Gelegenheit und Jugendkraft, würde ich den Feind im Felde suchen; da mir aber beide fehlen, schärfe ich meine Feder, sie so viel als möglich einem Schwerte gleich zu machen. Und ich werde sie führen, bis man sie mir aus der Hand schlägt, bis man mir die Faust abhaut, die mit der Feder unzertrennlich verbunden ist. Die Mäßigung ist jetzt noch in meiner Gesinnung, wie sie es früher war; aber sie soll nicht mehr in meinen Worten erscheinen. Damals, als ich so ruhig schrieb, stürmte es gerade am heftigsten in mir; weil ich noch nicht wußte was ich wollte, ging ich langsam und sprach bedächtig. Jetzt aber, da mir klar geworden, was sie wollen, weiß ich auch, was ich will, ich darf mich dem Strome meines Herzens überlassen, habe nichts mehr zu wählen und nichts mehr zu bedenken.

Was fällt nur den Leuten ein, daß ich ein Feind von Rothschild sey? Ein Glück für mich, daß ich es nicht bin; denn wäre ich es, hätte ich nicht von ihm gesprochen, und hätte die Wahrheit meiner Ehre aufgeopfert. Gegen den Menschen Rothschild habe ich gar nichts, aber weil er Rothschild ist, setze ich ihn den Königen gleich, und das kann doch ihn gewiß nicht verdrießen, wenn er auch nicht zu ihnen gehören möchte, da er am besten weiß, wie tief jetzt ein König unter Pari steht. Aber er ist der große Mäkler aller Staats-Anleihen, welcher den Fürsten die Macht gibt, der Freiheit zu trotzen, und den Völkern den Muth nimmt, sich der Gewalt zu widersetzen. Rothschild ist der Hoheprieſter der Furcht, die Göttin, auf deren Altar Freiheit, Vaterlandsliebe, Ehre und jede Bürgertugend geopfert werden.

Rothschild soll in einer Börsenstunde alle seine Papiere losschlagen, daß sie in den tiefsten Abgrund stürzen, dann eile er in meine Arme und er soll es spüren, wie fest ich ihn an mein Herz drücke. Wahrhaftig, es scheint, daß diese Menschen die Freiheit der Andern noch mehr fürchten als ihre eigene Armuth, sonst würden sie nicht mit so ängstlicher Eile ihr Gold zu den Füßen der Könige werfen, sobald sie es verlangen. Ob wir einmal frei werden, weiß ich nicht, aber für die künftige Armuth der Papier-Reichen will ich mich verbürgen.

Der hohe Senat erzeigt mir zu viel Ehre, wenn er ungehalten gegen mich ist. Habe ich denn wirklich gesagt, die Franzosen wären bei ihrem Rückzuge in Frankfurt schlecht behandelt worden? So viel ich mich erinnere, habe ich nur erzählt, daß es so von den Franzosen hier behauptet worden. Meine Pension können sie mir nicht entziehen, denn sie haben sie mir nicht gutwillig zuerkannt, sondern waren durch einen Beschluß der deutschen Bundesversammlung dazu verpflichtet worden. Freilich würde ich in solcher Gefahr auf den Schutz der hohen deutschen Bundesversammlung nicht rechnen dürfen, denn diese greift nie in die Ungerechtigkeit eines einzelnen deutschen Staates ein, sondern nur in die Gerechtigkeit. Aber fürchten Sie doch nicht, daß sie mir in Frankfurt etwas zu Leide thun. Geschieht es, geschieht es ja nur aus Rache, und Menschen solcher Gesinnung würden mich nach sich selbst beurtheilen, und sich fragen, was gewinnen wir dabei, wenn wir ihm seine Pension entziehen? Er würde uns dann erst recht feindlich entgegentreten. Hat doch, wie sie behaupten, die einzige Bockenheimer Zeitung Mord und Todtschlag in Frankfurt erregt, was könnte ich nicht erst anstiften, dem alle Blätter offen stehen! Und um jährlich vierhundert Gulden herauszumorden, würde Frankfurt nicht genug seyn, der Untergang von ganz Deutschland müßte dazu beitragen. Das würde man bedenken.

Gestern fand ich in einem deutschen Blatte, als ganz kürzlich erschienen, angezeigt: „Iam Kippur der Versoehnungstag. Novelle von David Russa.“ Es ist das erste Werk eines jungen Schriftstellers, und wird (freilich vom Verleger selbst) sehr gelobt. Empfehlen Sie das Buch unsern Juden. Es soll ihr Herz auflockern, damit man nach ausgejäteten Metalliques etwas Liebe und Menschlichkeit hineinsäen könne. Es ist in Leipzig erschienen.

Sonntag, den 20. November.

Die Theilnahme der Pariser für die unglücklichen Polen zeigt sich ebenso warm, als früher für die kämpfenden. Es macht ihnen Ehre, ich hätte es kaum erwartet. Die kämpfenden Polen gewährten ein schönes Schau-

ſpiel, die beſiegten, vor der Tyrannei flüchtigen Polen zeigen nur den nackten, häßlichen Ernſt. Alle Theater wollen nach der Reihe Vorſtellungen zum Beſten der Polen geben, und ſie bereiten dazu eigene aus der neueſten polniſchen Geſchichte bearbeitete Stücke vor. Geſtern machte das Theater de la Porte St. Martin den Anfang. Sie gaben la Vieillesse de Stanislas. Das Stück wird ſeit ohngefähr vierzehn Tagen gegeben, und bei jeder Vorſtellung wird den Polen eine eigene Loge unentgeldlich überlaſſen. Die Miniſter in ihren Blättern ärgern ſich gar ſehr darüber, und laſſen ſagen: ob denn das Mitleid wäre, wenn man den unglücklichen Polen jeden Abend das Bild ihrer Leiden vor die Augen bringe? Bis zur Gemeinheit zeigen ſie ihren Aerger. Die Hauptrolle im Stanislas hat der zwar alte aber noch immer friſche Pottier, und da ſagen die miniſteriellen Theater-Artikel, das Stück ſollte nicht heißen la Vieillesse de Stanislas, ſondern la Vieillesse de Pottier. Sie möchten gern ihre zugleich niederträchtige und wahnſinnige Politik, die ſie gegen Polen und Rußland befolgt haben, vergeſſen machen, und es muß ſie darum aufbringen, jeden Abend im Theater die Begeiſterung, den Spott und den Groll der Pariſer neu angefacht zu ſehen. Die vielen Polen, die jetzt hier zuſammentreffen, machen den Miniſtern grauſame Kopfſchmerzen, und ſie gehen mit dem Gedanken um, ſie alle nach dem ſüdlichen Frankreich zu verweiſen. Es iſt ihr warmes Sibirien. Der Kaiſer Nikolas preßt ſeinen Sieg aus bis auf den letzten Tropfen, und wirft dann dem König Philipp die Schalen vor die Füße. Es wundert mich nicht und ich nehme es ihm gar nicht übel. Die deutſchen Diplomaten und ihre Federknappen haben ſeit einem Jahre die Milde, Großmuth und Gerechtigkeit, welche künftig Kaiſer Nikolas gegen die Polen zeigen würde, ſo hoch in den Himmel erhoben, daß Nikolas, in der Verzweiflung, das erhaltene Lob zu erreichen, lieber gar nicht danach ſtrebt, ſondern bleibt, wo, was und wie er iſt — der Beſchützer und Verbündete jedes Tyrannen und der Feind und Unterdrücker jeder Freiheit in Europa. Die ganze polniſche Armee, die ſich nach Oeſterreich und Preußen zurückgezogen, iſt verbannt und darf nie in ihr Vaterland zurück. Schon dreitauſend Polen wurden nach Sibirien geſchickt. Viele wurden hingerichtet, Unzählige ihrer Güter beraubt und mit ihren Kindern dem Hungertode preisgegeben. Sie machen gar kein Geheimniß aus ihrer Rache. Die Namen der Hingerichteten, Verbannten, Beraubten, werden in den Zeitungen amtlich mitgetheilt. Es iſt fürchterlich zu leſen. Die naive preußiſche Staatszeitung theilt dieſes Alles mit, wahrſcheinlich damit die deutſchen unartigen Kinder Furcht vor der großen ruſſiſchen Ruthe bekommen. Es liegt grade ſo ein Rache-Verzeichniß vor. Mir ſchaudert, wenn man lieſ't,

daß in Rußland die Landgüter nach Seelen gemessen werden, wie bei uns nach Morgen. So heißt es in einem Confiscations-Register von Gütern polnischer Rebellen: ein Gut von hundert ein und siebenzig männlichen Seelen, ein jährliches Einkommen 1318 Rubel, 80 Kopecken Silber bringend, dem N. N. gehörig — ein Gut von hundert acht und neunzig Seelen, — ein Gut von zwei hundert männlichen Seelen. Das sind schöne männliche Seelen, die sich eine solche Behandlung gefallen lassen, und sich dabei nicht so viel rühren, als die Scholle hinter dem Pfluge! Nichts macht einen komischeren Eindruck, als wenn man nach den prächtigen kaiserlichen Strafen der polnischen Rebellen die armseligen Belohnungen lies't, mit welchen man die treugebliebenen Polen erfreut. So wurde ein lithauischer Edelmann, „der beim Ausbruch des Aufstandes seinen Bauern die Waffen abnahm, und selbst als einfacher (sollte heißen einfältiger) Freiwilliger in der russischen Armee gegen die Insurgenten kämpfte, worin er sich augenscheinlich Gefahren aussetzte, in Betracht „seiner so ausgezeichneten treuen Dienstleistungen" — zum Titular-Rath ernannt. Da sind doch unsere deutschen Hofräthe klüger; sie setzen sich für ihre Titel keiner größern Gefahr aus, als höchstens zum Narren gehalten zu werden. Was mich nun, nach solchen schändlichen Handlungen der Despotie, wie immer, am meisten bewegt, das sind ihre schändlichen Reden, ihr Spott, der, ohne ihre Macht zu vermehren, nur den Schmerz der Unterdrückten vergrößert. Wenn man jetzt die Artikel lies't, welche alle Tage die russische Warschauer Zeitung enthält, muß man sich den Kopf zusammenhalten, daß er nicht auseinander fällt. Es ist eine genialische Unverschämtheit. Ein solcher Artikel sprach in diesen Tagen über die Ursachen der polnischen Revolution, und untersucht, welche gegründete Beschwerden denn die Polen gegen die russische Regierung gehabt hätten? Der Kaiser hätte sie mit Wohlthaten überschüttet, und hätten sie auch kleine Beschwerden gehabt, wo es denn ein reines Glück in der Welt gäbe? Man wolle nun die vermeintlichen Beschwerden der Polen über die Verletzungen der Constitution besprechen, und sonnenklar zeigen, wie ungegründet sie waren ... Die Unterdrückung der Preßfreiheit? Aber seit wann können wir uns ohne dieselbe nicht mehr behelfen? ... Der Mangel eines constitutionellen Budgets! Aber die Minister haben den Kammern das Budget nicht vorgelegt, weil sie vorher sahen, es würde verworfen werden. ... Die geheime Polizei! Aber wie gelind muß diese gewesen seyn, da sie den Ausbruch der Revolution nicht verhindern konnte. ... Die Aufhebung der Oeffentlichkeit in den Reichstags-Verhandlungen! Nun, was ist's denn weiter? Dadurch

hat das Publikum nur eines seiner unentgeldlichen Schauspiele verloren. Und darum eine Revolution anfangen? „Selbst England (hören Sie, hören Sie!) würde gern einwilligen, daß die Thüren seines Parlaments dem Publikum verschlossen werden, und daß man seine Preßfreiheit beschränkt, wenn es sich gegen ein so geringes Opfer eines Theiles seiner National-Schuld entledigen, und seinen Fabrikanten den Markt des ganzen Nordens eröffnen könnte!" — O! das ist zu himmlisch! Wenn der österreichische Beobachter das lies't, wird er ausrufen: Pends-toi, Figaro, tu n'as pas deviné celui-là! Aber die preußische Staatszeitung, die die Streiche mittheilt, scheint sich über die Schelmerei ihrer russischen Suzane nicht zu wundern; denn sie denkt wohl, bei Gelegenheit könne sie es noch schöner machen.

Jetzt heißt es, der Kaiser Nikolas sey darum nach Moskau gereis't, um mit seinen getreuen Edelleuten dort zu überlegen, ob er seinen Völkern etliche Freiheiten und welche er geben solle. Und das thut er, um die Eifersucht der Russen zu beschwichtigen, daß sie nicht murren, wenn den Polen nicht Alles geraubt wird. Wir wollen sehen. Ist es aber nicht wunderlich, daß die Fürsten, so oft sie die Freiheit unterdrücken wollen, keines Menschen Rath brauchen, sondern auf der Stelle mit sich einig und entschlossen sind; sobald sie aber ihren Völkern Freiheit geben wollen, bei allen Leuten herumfragen, was sie davon halten, und sehr herablassend dem geringsten ihrer Unterthanen erlauben, nur ohne Scheu seine Meinung zu sagen? Die künftige polnische Freiheit wird man in Wien auf der Straße predigen dürfen; so unschuldig wird sie seyn. Darin aber irren sich so viele Menschen, daß sie glauben, Rußland, Oesterreich und Preußen versagten ihren Völkern constitutionelle Freiheit, und verhinderten deren Entwickelung in den kleinen Staaten, blos aus Haß gegen die Freiheit allein und aus Liebe zur unbeschränkten Herrschaft. Das ist freilich ein Hauptbeweggrund, aber es ist nicht der einzige. Der andere liegt darin: daß wenn die großen Mächte ihren Staaten Konstitutionen gäben, sie unfehlbar ihren politischen Einfluß auf die kleineren Mächte verlieren würden — einen Einfluß, den sie nur dadurch erwerben und erhalten, daß die Aristokratie in diesen kleinen Staaten, in ihrer Angst vor dem Andrang der Demokratie, sich um Schutz flehend nach Petersburg, Wien und Berlin wendet — ein Schutz, der ihnen auch verkauft wird, und den sie mit Verrath ihres Vaterlandes und ihres Fürsten theuer bezahlen. Darin ist die Hoffnungslosigkeit der gegenwärtigen Lage Europas, und darin ist die Thorheit der hiesigen Minister, welche träumen, alle Verwirrung könnte friedlich gelöset werden.

Montag, den 21. November.

Gestern trat die Devrient in Rossini's Othello auf. Sie spielte die Desdemona, Madame Malibran den Mohren. Allen Dilettanti und den vielen Amanti der schwarzen Schönen war sehr bange vor dem kühnen Unternehmen, und ich fand, daß ihre Furcht noch lange nicht groß genug gewesen. Wäre nicht eine der Grazien, aus gewohnter Liebe, der Malibran treu geblieben, sie hätte sich sehr lächerlich gemacht. Was doch die Eitelkeit schlecht rechnet! Sie wollte donnern und blitzen, wie ein afrikanisches Gewitter, aber die Stecknadelnatur des weiblichen Zornes stach überall hervor, und das dünne spitze Grimmchen war gar zu komisch. Die Malibran hat eine zarte feine Gestalt, und so blieb ihr nichts anders übrig, um einen Mann vorzustellen, als Alles was ihr von männlicher Kraft bekannt war, um Mund und Augen anzuhäufen. Sie warf in einem fort die Lippen höhnisch aus, rollte die Augen, zog die Augenbrauen finster zusammen. Das sollte Eifersucht, Wuth, Rachedurst vorstellen; aber es glaubte ihr Niemand ein Wort. Ihrer schönen Stimme that sie Gewalt an, daß man sich erbarmen mußte. Ich sah doch, daß die Leute hier unparteiisch sind und sich von keiner vertrauten Vorliebe bestechen lassen. Der Beifall war kalt, noch mehr, er war kühl, und man konnte merken, daß die alte Gewohnheit verführen wollte, man ihr aber kein Gehör gegeben. Die Devrient, noch eine schöne Frau, hat eine volle, klangreiche Stimme, die mir nur manchmal zu heldenmäßig vorkam. Ich glaube, sie hat einigemal geschrieen. Haben Sie nichts gehört? Ihr Spiel ist zu loben; sie hat gelernt und gebraucht schöne akademische Stellungen. Den Schmerz der Desdemona spielt sie oft edler als die Malibran; die gläubige Deutsche hat einen Zug von der schmerzensreichen Mutter um ihre Lippen, den die ungläubige Französin nicht auszudrücken vermag .... Selbst der Zufall machte sich über diese lächerliche Vorstellung lustig. Als am Schlusse Desdemona und Othello todt auf dem Boden liegen und der Vorhang fallen sollte, blieb er hängen. Die Devrient, die als Fremde wohl nicht recht wußte, wie sie sich zu betragen habe, erhob ihren Kopf und sah nach der Malibran hin, um ihrem Beispiele zu folgen. Diese aber ließ sich gar nicht irre machen und blieb todt. Da gab es denn ein unbändiges Gelächter, und auf diese Weise konnte jeder Unzufriedene mit Anstand seinem Spott Luft machen... Nach Othello kam noch eine kleine komische Oper: la Prova d'un Opera seria, so eine Art von Kapellmeister von Venedig, den man in Deutschland spielt. Lablache und die Malibran waren unvergleichlich. Aber das ist ein altes Wort für eine ganz neue Empfindung, und das ich bloß aus Noth gebrauche. Die Malibran und das Haus vergüteten sich reichlich an

Verdienst und Lohn, was sie in der vorhergegangenen Vorstellung einander schuldig geblieben. Ich will aber weiter kein Wort darüber sprechen. Ich wäre ja ein Narr, wenn ich Ihnen immer aufrichtig berichtete, was ich für ein Narr gewesen!

Unser König hat gestern sechs und dreißig Stück Pairs gemacht, neue Säulen den Thron zu stützen, neue Faschinen in den Strom der Zeit zu legen, daß der demokratische Schlamm sich daran festsetze. Gestern war Sonntag, aber die Gewalt hat keinen Feiertag. Mir war diese Sache immer gleichgültig gewesen. Sie mögen Pairs haben oder keine, erbliche oder nur lebenslängliche: das ändert nichts. Neue Ruinen, wie in den englischen Gärten, das sind unschädliche Spielereien. Man mag einem Kinde eine graue Perücke aufsetzen, es wird nicht alt davon. Was ich in dieser Sache nur wichtig finde, ist, daß der König, indem er Pairs ernannte, wozu ihn die Constitution von 1830 nicht berechtigte, einen Staatsstreich begangen. Und hat er einmal dem Teufel einen Finger gegeben, wird er ihm auch später die Hand reichen, und sich ihm endlich ganz überlassen.

So eben lese ich in der neuesten Hamburger Zeitung folgende Broschüre angezeigt: „Gegen L. Börne, den Wahrheit-, Recht- und Ehrvergessenen Briefsteller aus Paris, von E. Meyer Dr.“. Ich kann es mir nicht erklären; aber sobald ich den Titel gelesen, bekam ich gleich einen heftigen Appetit, und ich schickte den Konrad weg, mir vom Restaurateur ein tête de veau au Naturel zu holen. Ich pflege sonst nie à la fourchette zu frühstücken. Ach! könnten nur viele Menschen, wie ich, Wahrheit, Recht und Ehre noch vergessen — es stünde besser mit der Welt! Wenn ich nur diese Schrift bald in Paris haben könnte; ich würde wahrscheinlich darauf antworten. Zwar liegt das sonst nicht in meiner Art, aber ich muß diesmal zum Schutz der guten Sache das schwere Opfer bringen, mich gegen persönlichen Angriff zu vertheidigen. Vielleicht können Sie in Frankfurt erfahren, wer dieser Dr. Meyer ist. Es ist immer gut, das zu wissen. Sie sehen aber daraus wieder, was ein Gelehrter ausstehet, und seyn Sie froh, daß Sie dumm sind.

Dienstag, den 22. November.

Eben erhalte ich zwei dicke Briefe von Hamburg. Genannte Schrift von Dr. Meyer und noch andere Kriegsmanifeste liegen darin. Hurrah! Ich habe bis jetzt weder Briefe noch Broschüren gelesen; aber ich brenne vor Begierde, und schließe darum. Acht Franken kosten mich die Hamburger Grobheiten!

Neun und fünfzigster Brief.

Paris, Freitag den 25. November 1831.

Lange hat mir nichts so viele Freude gemacht, als die Schrift des Dr. Eduard Meyer in Hamburg. Man schrieb mir von dort, er wäre ein langer Mensch mit ganz unerreichbarem Kopfe: aber ich will ihn schon erreichen, und wenn ich einmal mit ihm zusammentreffe, steige ich auf einen Stuhl und küsse ihn herzlich. Er hat seinen Nachfolgern alle großen und schweren Steine weggenommen, und wenn noch einer nach mir werfen will, muß er leichten Kies dazu gebrauchen. Gesteinigt zu werden — es ist wenigstens ein heiliger biblischer Tod. Nie hätte ich gedacht, daß die deutsche Sprache eine solche Kraft besitze; man könnte damit den Montblanc in Staub verwandeln. Hören Sie nur, was ich in der Schrift des Dr. Meyer alles bin, wie ich genannt werde. Elend — seicht — gräulich — ruchlos — lächerlicher Thor — superkluger Schreier — ditto eingebildeter — heilloser Gesell — Haupträdelsführer einer jämmerlichen Scriblerbande — Mensch — ditto gottloser — Kerl — jämmerlicher Wicht — entarteter Bursch — Mordbrenner — schamloser Bube — Jude. — — „Eduard, Eduard! warum ist dein Schwert so roth?" Verglichen mit dem, was ich bin, habe ich sehr wenig, wie es allen edlen Naturen zu gehen pflegt. Ich habe nichts als Anmaßung — Frechheit — Unverschämtheit — ditto unerhörte — grundschlechte Gesinnung — schaudernerregende Naivität. Daß mich Herr Dr. Meyer wenigstens Herr nennte, daß er Herr Mordbrenner, Herr jämmerlicher Wicht zu mir sagte! Aber nicht ein einziges Mal thut er das. Diese Herrnlosigkeit gibt seiner Schrift ein ehrwürdiges, deutschamtliches Ansehen. Auch schrieb mir einer von Hamburg, sie wäre auf Befehl des Mufti verfaßt worden.

Nach allen seinen unvergleichlichen Kraftäußerungen hat Eduard Meyer noch die Bescheidenheit, zu fürchten, man möchte seine Art sich auszudrücken mit „gemeinen Schmähungen" verwechseln und er bittet seine Leser dies nicht zu thun. Er meint: man wundere sich vielleicht, daß er, als zahmer Deutscher, mit einem Male so wild geworden; aber man kenne die Deutschen noch gar nicht. „Der Deutsche ist geduldig, aber doch nur bis zu einem gewissen Grade. Wenn die Geduld ihm reißt, wenn er das Schweigen bricht und einen Entschluß gefaßt hat, so wird sich mancher wundern über die scheinbare Verwandlung seiner Natur. Und ich fühle es, daß auch ich ein Deutscher bin." Anch'io son pittore!

Er habe nie Freude an literarischen Streitigkeiten gefunden, aber „was zu arg ist, ist zu arg.“ Man müsse „dem Gesindel einmal auf die Finger klopfen, das etwas Furcht hineinfährt.“ Aber, guter Gott! was hilft da etwas, was hilft selbst viel? Es mag noch so viel Furcht in die Finger hineinfahren, ein tapferes Herz jagt sie wieder in die Schlacht zurück. Vor die Brust hätte er mich stoßen, auf den Kopf hätte er mir klopfen sollen, daß da Furcht hineinfährt. Der Mann ist zu gutmüthig.

Er sagt: In meinem Buche wäre keine neue Idee. „Nichts als leeres, langweiliges Kaffeehaus- und Zeitungsgeschwätz, von der Oberfläche geschöpfte Bemerkungen, wie tausend vorlaute Raisonneurs sie täglich machen.“ Da haben Sie den alten Deutschen wieder! Neue Ideen wollen sie haben! Eine Idee, wenn sie sie achten sollen, muß eine Handschrift seyn, auf Pergament geschrieben, in Schweinsleder gebunden, und als einziges Exemplar in einer einzigen Bibliothek verwahrt werden. Was in tausend Jahrbüchern der Geschichte gedruckt zu lesen, was der Himmel selbst herabgedonnert, was drei Welttheile widerhallten, was der Lastträger auf der Gasse, wie der Denker in seinem Zimmer, was der Bürger in seiner Werkstätte, der Bauer hinter dem Pfluge, der Soldat unter seinem Joche, der Bettler in seinen Lumpen spricht, denkt, fühlt, klagt, wünscht und hofft — das verschmähen sie, das ist ihnen Kaffeehaus- und Zeitungsgeschwätz! Was Alle wissen, verdiente Keiner zu lernen! Gut, Ihr sollt neue Ideen haben; zeigt nur erst, daß Ihr deren würdig seid; gebt Rechenschaft, wie Ihr die alten verwendet.

Mein Eduard ist zwar ein bescheidener junger Mann, aber an Welterfahrung scheint ihm noch viel zu fehlen. Er sagt: er müsse sich gegen den Vorwurf verwahren, als hasse er die Sache einer gesetzmäßigen Freiheit, doch deren Vertheidigung müsse man dem Himmel überlassen. „Wenn Fürsten ihre Zeit und ihre Völker verkennen, oder gar der Schlechtigkeit huldigen, wird gerechte Vergeltung ihrer Misgriffe sie selbst am schwersten treffen. Dies wünsche, hoffe und weiß ich.“ Dieses wünsche, hoffe und weiß ich auch. Aber mein lieber Eduard, wer soll denn jene gerechte Vergeltung an den Fürsten vollziehen? Selten schickt Gott ein himmlisches Strafgericht herab, die Verwaltung seiner Stellvertreter zu untersuchen, und so oft es noch geschah, wurde nichts dadurch gebessert. Die himmlischen Commissaire waren auf der Erde fremd, gingen irre oder ließen sich wohl gar bestechen. Das haben wir ja kürzlich erst an der Cholera-Morbus gesehen, die, statt die Unterdrücker, die Unterdrückten züchtigte. Nur dem hilft Gott, der sich selbst hilft, Aide-toi, et le ciel t'aidera!

Noch ein anderer Herr hat gegen mich geschrieben, Wurm genannt, in den kritischen Blättern der Börsenhalle. Der ist aber sehr sanft in Vergleich mit Dr. Meyer und gebraucht nur milde Adjektive und Nominative, und diese nur in geringer Zahl. Fadaisen, Niaiserien, politisches Geschwätz, Effronterie, sanskulottischer Witz, Geselle, Auswürfling — und das ist Alles! Einmal neckt er mich mit einem schönen Milchmädchen, das ich in England hatte heirathen wollen, das mir aber einen niedlichen Korb gegeben. Auf Ehre, ich weiß nicht, worauf sich das bezieht; ich will aber in der Chronik meines Lebens nachschlagen. Herr Wurm schließt seinen Artikel — doch gewiß nur in der Absicht, daß man trotz seiner Freiheit merke, es habe ihn ein Deutscher geschrieben — mit folgenden Worten: „Wenn dieser Löwe, oder wie er sonst heißen möchte, auf guten Rath hören will, so wird er bleiben wo er ist, wo man ihn nicht kennt. Ob eine deutsche Regierung von seinen politischen Lästerungen Notiz nehmen würde, wissen wir nicht. Aber laßt ihn keinen Versuch machen, sich in gute Gesellschaft einzudrängen. Er wird aus jeder Gesellschaft, in der man auf Ehre hält, auf beschimpfende, und wenn es Noth thut, denn dieses Geschlecht ist zudringlich, auf physisch empfindliche Weise entfernt werden. Das ist die Sprache, die man mit diesen Gesellen reden muß: eine andere verstehen sie nicht." . . . Daß diese Thoren mich noch daran erinnern, daß sie mir unter die Augen bringen, was mich vergessen zu lassen, ihnen noch wichtiger seyn müßte, als es mir gleichgültig ist, ob sie selbst es vergessen oder nicht! Wenn ich nicht kämpfte für das geschändete Recht und die mishandelte Freiheit aller Menschen, dürfte ich ein Herz haben für die Leiden eines Volks, eines Geschlechts, für meine eignen allein; dürfte ich mir nach den Tagesmühen saurer Gerechtigkeit einen Feierabend süßer Ruhe verstatten; dürfte ich das; wollte ich das; wollte ich meine Kraft gebrauchen diesem Zwerggeschlecht gegenüber — wahrlich, es bliebe nichts von ihm übrig, es als kleines Siegeszeichen an den Hut zu stecken. Manchmal überschleicht es mich; aber dann, die menschliche Schwachheit an mir selbst erfahrend, lerne ich sie an andern verzeihen, und ich ermanne mich wieder. Diesen Sommer in Baden, als ich unter meinen Papieren suchte, fiel mir ein altes Blatt in die Hand, das mich auf das heftigste bewegte. Das Herz befahl meiner Hand, die Hand ergriff die Feder — nach fünf Minuten legte ich weg; ich konnte nie zu meinem Vortheile schreiben. Es war ein Paß. Im Jahre 1807, da ich Student war, ließ ich mir in Frankfurt einen Paß ausstellen, um über Mainz nach Heidelberg zu reisen. Ich kam aus dem Leben der Freiheit, kehrte in dasselbe zurück, und berührte das Land der Gleichheit.

Der Schreiber auf dem Römer, der den Paß ausfertigte, war eine Misgestalt, mit einem giftigen Krötengesichte. Als ich den Paß in die Hand nahm, las ich darin: Juif de Francfort. Mein Blut stand stille; doch durfte ich nichts sagen, noch thun, denn mein Vater war gegenwärtig. Damals schwur ich es in meinem Herzen: wartet nur! ich schreibe euch auch einmal einen Paß, euch und Allen! Und nicht wahr, ich habe meinen Schwur gehalten?

Sonntag, den 27. November.

Lyon hat mich günstiger rezensirt als Hamburg — doch davon später. Ich will zuerst auf Ihren gestrigen Brief antworten. Das Buch ist noch nicht hier angekommen, doch schrieb mir Campe, es wäre abgeschickt worden. Aber auf die hiesigen Urtheile brauchen Sie nicht begierig zu seyn. Die wenigen Deutschen meiner Bekanntschaft werden mir wohl ihre Meinung nicht immer aufrichtig sagen; Franzosen lesen es nicht; da kann sich also keine öffentliche Meinung bilden, und höchstens eine individuelle laut werden. Campe schreibt mir: „Sonderbar sind die Elemente in diesem Augenblicke angeregt, angeregt durch diese Briefe. Die Aristokraten werden keck und rücken heraus und kämpfen ... Ich kann Ihnen die Bemerkung, die ich über den Eindruck, den Ihre Briefe bei Vielen der Bessern gemacht haben, nicht verhehlen, die aufrichtig bedauern, das Sie sich so ganz rücksichtslos haben gehen lassen, so daß Sie den Platz als Zuschauer verließen und selbst Acteur wurden! Dadurch haben Sie einen beträchtlichen Theil Ihres wohlerworbenen Ruhms eingebüßt, der Ihnen schwer wieder zu erringen seyn möchte. Dieses Urtheil ist die allgemeine Stimme, und Sie werden von vielen Seiten so zurecht gewiesen werden, daß dieses der Refrain durchweg bleiben wird. Das Volk ist gläubig und sagt Amen!" Wie mich dieser Mann kennt! Ich habe nie für meinen Ruhm, ich habe für meinen Glauben geschrieben. Ob ich den Lesern gefalle oder nicht — will ich denn gefallen? Ich bin kein Zuckerbäcker, ich bin ein Apotheker. Es ist wahr, daß ich den Platz als Zuschauer verlassen und unter die Handelnden getreten, aber war es nicht Zeit, dem faulen Leben eines Theaterkritikers endlich zu entsagen? Sie sehen, wie ich wirke, an meinen Gegnern am meisten. Ich habe den zähen deutschen Boden aufgewühlt; es ziehe jeder seine Furche wie ich; für die Saat wird Gott sorgen. Wenn nun eine aufgebrachte Scholle an meinen Füßen, an meinem Pfluge hängen blieb und sie beschmutzte — was schadet mir das?

Campe war wegen des Buches in einer Woche viermal vor Gericht. Man legte ihm ein Exemplar vor, worin mehr als fünfzig verdammliche

Noch ein anderer Herr hat gegen mich geschrieben, Wurm genannt, in den kritischen Blättern der Börsenhalle. Der ist aber sehr sanft in Vergleich mit Dr. Meyer und gebraucht nur milde Adjektive und Nominative, und diese nur in geringer Zahl. Fadaisen, Niaiserien, politisches Geschwätz, Effronterie, sanskulottischer Witz, Geselle, Auswürfling — und das ist Alles! Einmal neckt er mich mit einem schönen Milchmädchen, das ich in England hatte heirathen wollen, das mir aber einen niedlichen Korb gegeben. Auf Ehre, ich weiß nicht, worauf sich das bezieht; ich will aber in der Chronik meines Lebens nachschlagen. Herr Wurm schließt seinen Artikel — doch gewiß nur in der Absicht, daß man trotz seiner Freiheit merke, es habe ihn ein Deutscher geschrieben — mit folgenden Worten: „Wenn dieser Löwe, oder wie er sonst heißen möchte, auf guten Rath hören will, so wird er bleiben wo er ist, wo man ihn nicht kennt. Ob eine deutsche Regierung von seinen politischen Lästerungen Notiz nehmen würde, wissen wir nicht. Aber laßt ihn keinen Versuch machen, sich in gute Gesellschaft einzudrängen. Er wird aus jeder Gesellschaft, in der man auf Ehre hält, auf beschimpfende, und wenn es Noth thut, denn dieses Geschlecht ist zudringlich, auf physisch empfindliche Weise entfernt werden. Das ist die Sprache, die man mit diesen Gesellen reden muß: eine andere verstehen sie nicht." ... Daß diese Thoren mich noch daran erinnern, daß sie mir unter die Augen bringen, was mich vergessen zu lassen, ihnen noch wichtiger seyn müßte, als es mir gleichgültig ist, ob sie selbst es vergessen oder nicht! Wenn ich nicht kämpfte für das geschändete Recht und die mishandelte Freiheit aller Menschen, dürfte ich ein Herz haben für die Leiden eines Volks, eines Geschlechts, für meine eignen allein; dürfte ich mir nach den Tagesmühen saurer Gerechtigkeit einen Feierabend süßer Ruhe verstatten; dürfte ich das; wollte ich das; wollte ich meine Kraft gebrauchen diesem Zwerggeschlecht gegenüber — wahrlich, es bliebe nichts von ihm übrig, es als kleines Siegeszeichen an den Hut zu stecken. Manchmal überschleicht es mich; aber dann, die menschliche Schwachheit an mir selbst erfahrend, lerne ich sie an andern verzeihen, und ich ermanne mich wieder. Diesen Sommer in Baden, als ich unter meinen Papieren suchte, fiel mir ein altes Blatt in die Hand, das mich auf das heftigste bewegte. Das Herz befahl meiner Hand, die Hand ergriff die Feder — nach fünf Minuten legte ich weg; ich konnte nie zu meinem Vortheile schreiben. Es war ein Paß. Im Jahre 1807, da ich Student war, ließ ich mir in Frankfurt einen Paß ausstellen, um über Mainz nach Heidelberg zu reisen. Ich kam aus dem Leben der Freiheit, kehrte in dasselbe zurück, und berührte das Land der Gleichheit.

Der Schreiber auf dem Römer, der den Paß ausfertigte, war eine Misgestalt, mit einem giftigen Krötengesichte. Als ich den Paß in die Hand nahm, las ich darin: Juif de Francfort. Mein Blut stand stille; doch durfte ich nichts sagen, noch thun, denn mein Vater war gegenwärtig. Damals schwur ich es in meinem Herzen: wartet nur! ich schreibe euch auch einmal einen Paß, euch und Allen! Und nicht wahr, ich habe meinen Schwur gehalten?

Sonntag, den 27. November.

Lyon hat mich günstiger rezensirt als Hamburg — doch davon später. Ich will zuerst auf Ihren gestrigen Brief antworten. Das Buch ist noch nicht hier angekommen, doch schrieb mir Campe, es wäre abgeschickt worden. Aber auf die hiesigen Urtheile brauchen Sie nicht begierig zu seyn. Die wenigen Deutschen meiner Bekanntschaft werden mir wohl ihre Meinung nicht immer aufrichtig sagen; Franzosen lesen es nicht; da kann sich also keine öffentliche Meinung bilden, und höchstens eine individuelle laut werden. Campe schreibt mir: „Sonderbar sind die Elemente in diesem Augenblicke angeregt, angeregt durch diese Briefe. Die Aristokraten werden keck und rücken heraus und kämpfen ... Ich kann Ihnen die Bemerkung, die ich über den Eindruck, den Ihre Briefe bei Vielen der Bessern gemacht haben, nicht verhehlen, die aufrichtig bedauern, das Sie sich so ganz rücksichtslos haben gehen lassen, so daß Sie den Platz als Zuschauer verließen und selbst Acteur wurden! Dadurch haben Sie einen beträchtlichen Theil Ihres wohlerworbenen Ruhms eingebüßt, der Ihnen schwer wieder zu erringen seyn möchte. Dieses Urtheil ist die allgemeine Stimme, und Sie werden von vielen Seiten so zurecht gewiesen werden, daß dieses der Refrain durchweg bleiben wird. Das Volk ist gläubig und sagt Amen!" Wie mich dieser Mann kennt! Ich habe nie für meinen Ruhm, ich habe für meinen Glauben geschrieben. Ob ich den Lesern gefalle oder nicht — will ich denn gefallen? Ich bin kein Zuckerbäcker, ich bin ein Apotheker. Es ist wahr, daß ich den Platz als Zuschauer verlassen und unter die Handelnden getreten, aber war es nicht Zeit, dem faulen Leben eines Theaterkritikers endlich zu entsagen? Sie sehen, wie ich wirke, an meinen Gegnern am meisten. Ich habe den zähen deutschen Boden aufgewühlt; es ziehe jeder seine Furche wie ich; für die Saat wird Gott sorgen. Wenn nun eine aufgebrachte Scholle an meinen Füßen, an meinem Pfluge hängen blieb und sie beschmutzte — was schadet mir das?

Campe war wegen des Buches in einer Woche viermal vor Gericht. Man legte ihm ein Exemplar vor, worin mehr als fünfzig verdammliche

Stellen mit Bleistift angestrichen waren. Eine Stelle, worin es vom Bundestage heißt: der sey toll geworden, war doppelt und noch einmal so dick als die übrigen angestrichen. Die Stelle war im Buche mit einem Papierstreifen bezeichnet. Diesen ließ Campe, als er das Buch in die Hand nahm, wie zufällig herausfallen, so daß der Untersuchungsrichter die toll gewordene Stelle nicht mehr finden konnte. Das muß recht komisch gewesen seyn.

Ein Kaufmann, Namens ***, den ich in Hamburg vor einigen Jahren kennen gelernt, hat mir die zwei gegen mich gerichteten Artikel zugeschickt. Er schreibt unter Andern: „. . . Die Hamburger Kaufleute erklärten darauf ohne gerade die Scribler zu loben, daß in den Börne'schen Briefen zerstörende Ideen enthalten sind, die nur ein Aufwiegler oder Sansculot ans Tageslicht befördern kann. Dies hat das Verbot der Briefe herbeigeführt."

Suchen Sie doch, von dem Brillantring, den ich vor einigen Jahren vom Herzog von Weimar erhalten haben soll, etwas Näheres zu erfahren. Das Ding kann schön werden. „Ringe sind es, die eine Kette bilden" — sagt Königin Elisabeth. Aber ein Ring! Was kann der nützen? Zum Halseisen ist das doch zu eng und meine Feder zu erwürgen viel zu weit.

Den *** bedaure ich; es gibt wenige Menschen, die den Muth haben, anders als der Pöbel-Ausschuß zu denken, der an jedem Orte die öffentliche Meinung verwaltet. Eigentlich sind es weniger übelwollende als unwissende Menschen, die nicht zu rechnen verstehen. Für die Hälfte von Mühen und Sorgen, die es sie kostet, ihrem Geiste einen Ehrendienst bei der vornehmen Dummheit zu verschaffen, könnten sie dessen Freiheit behaupten und gewönnen dabei, selbst an sinnlichem Glücke. Die Frankfurter mögen nur schweigen und dem Himmel danken, daß einer unter ihnen lebt, der besser ist als sie. Die Zeit kann, die Zeit wird kommen, und bald vielleicht, wo man ihre Freiheit, so anspruchslos und demüthig sie auch ist, in den Edelmannsklubbe des deutschen Bundes nicht länger wird dulden wollen, und dann werden wir sehen, wer von jenen Römerpatrioten, wer von jenen Zunftheldeu, wer von jenen Stadtgerichts-Schreiern den Muth haben wird, sich den stolzen und mächtigen Räubern entgegen zu stellen! Dann kommen sie vielleicht und streicheln meine Katzenpfote. Ich erwarte sie.

Sechszigster Brief.

Paris, Mittwoch, 30. November 1831.

Vorgestern besuchte mich ***. Er blieb aber nur eine Viertelstunde, er war auf dem Wege nach der Kammer. Der Mann ist klar, wie ein Waldbach, der über Kieseln fließt; doch ist es nicht erfreulich, einer mensch-

lichen Seele bis auf den Grund zu ſehen. Eine Tiefe iſt nicht klar. ***, weil er ſo klare Augen hat, glaubt, Alles wäre ihm klar, was er nur flüchtig anſieht und er urtheilt zu ſchnell, um immer richtig zu urtheilen. Ich habe in . . . manchmal darüber lachen müſſen: man mag ihm noch ſo kurz antworten auf ſeine Fragen, ſo war ihm die Antwort noch immer um die Hälfte zu lang; er verſtand ſie ſchon um die Mitte. Das iſt Franzoſen Art, die für alle Verhältniſſe fertige mathematiſche Formeln haben. Sage ich zwei mal zwei — fällt mir *** in die Rede und fährt fort: iſt vier. Als wäre nicht möglich, daß ich etwas Anders hätte ſagen wollen. Er misverſteht Einen zwar nie, aber er verſteht Einen nur halb, weil er nicht zu Ende hört. Die Verhältniſſe von Frankreich, eben weil es franzoſenartige Verhältniſſe ſind, die kennt er freilich gut. Er verſicherte mich auf das beſtimmteſte, daß die hieſige Regierung auf nichts Anders ſinne, und nach nichts Anderem trachte, als die Dynaſtie Karls X. zurückzuführen und König Philipp ſelbſt ſey damit einverſtanden. So wird freilich Alles verſtändlich. Mir wäre es ſelbſt recht, ſie verſuchten es. Ich liebe die großen Maſſen auch in der Dummheit; ein Narrenhaus iſt mir lange nicht ſo erſchrecklich, als ein einzelner verrückter Menſch. Glauben Sie mir auf mein ehrliches Wort: ich kenne alle Tollheiten, die ſeit dreitauſend Jahren von den Königen begangen worden ſind, von Saul bis auf Karl X., aber unſere gegenwärtige Zeit iſt reicher an Wahnſinn, als es jene dreitauſend Jahre waren. Wenn man alle fürſtlichen Paläſte Europa's nebeneinander ſtellte, es gäbe eine ganze Narrenſtadt. Täglich vermehren ſich meine Nachrichten aus Deutſchland, daß man den Plan gefaßt, Frankreich zu vertheilen, wie eine Paſtete; ja König Philipp ſelbſt ſoll ein Stück davon bekommen. Die alten Bourbons ſollen die Schüſſel mit der Kruſte behalten. Die köſtliche Naivität finde ich nicht darin, daß ſie glauben, es ausführen zu können, ſondern, daß ſie glauben, *wenn* ſie das ausgeführt, wäre ihnen geholfen. Kindern macht man weiß, die Kinder, und den Fürſten, die Revolutionen kämen aus den Brunnen. Jetzt denken ſie, ſie brauchten den Brunnen nur zuzuſchütten und dann wäre Alles aus. Wer gibt mir Geduld genug, mit Narren zu raiſonniren? Ich muß wohl ſelbſt ein Narr ſeyn. Frankreich war ſeit vierzig Jahren der Krater Europa's. Wenn der einmal aufhört Feuer zu werfen, wenn der einmal aufhört zu rauchen, dann wehe den Naturforſchern, dann iſt kein Thron der Welt auf eine Nacht ſicher. Sie zittern, wenn einige Franzoſen mit liberalen Reden in ihrer Maultaſche durch Deutſchland reiſen und ſchreien entſetzt: Propaganda, Propaganda! Und ſie wollen ganze Völkertheile von Frankreich mit ihren alten Ländern vereinigen! Sie denken: mit ihren alten abgeſchmackten

Regierungskünsten, mit ihren Taschenspieler-Streichen, womit man kein Kind mehr betrügt, würde es gelingen, ihre neuen wilden Unterthanen zahm zu machen! — sie, die nicht einmal die Polizei verstehen, die doch die einzige Kunst ist, die sie mit Fleiß und Liebe gelernt. Als sie 1814 in Paris waren, wohin Petersburg, Wien und Berlin ihre schlauesten Köpfe geschickt hatten, wurden alle diese schlauen Köpfe der heiligen Allianz von jedem niedrigen französischen Mouchard zum Besten gehabt, und hätte es die Uebermacht nicht gethan, mit List hätten sie Paris nicht unterjocht. Nichts war verderblicher für die Könige als der Untergang Warschau's. Weil sie ein Wunder zerstört, glauben sie, sie könnten auch Wunder machen.

In Berlin ist mein Buch von der Polizei in Beschlag genommen worden. Als wenn der Regen davon aufhörte, wenn einige unter den Schirmen gehen. Ginge es an, sie confiszirten freilich am liebsten das ganze Weltall. Die Münchner Tribüne gibt Auszüge der Pariser Briefe. Der Dr. Wirth, der sie schreibt, ist ein Mann, dem man Hochachtung, ja Bewunderung nicht versagen kann. Hochachtung — weil er für die Freiheit kämpft, wie ein Held in der Schlacht, nicht blos wie ein Maulritter mit Worten. Bewunderung — weil er muthig erträgt, was sonst den tapfersten Mann niederwirft; die kleinen Bosheiten, die kleinen Quälereien der kleinen Knechte. Gefängniß, Geldstrafe, die jämmerlichen Tücken der jämmerlichen Polizei, das Knurren und Bellen der Hofhunde, nichts schreckt ihn ab. Jetzt aber, wo ihm in München alle Luft benommen, und die Frechheit der Gewalt jeden Widerstand unmöglich macht, ist er nach Rheinbaiern gezogen, wo noch die französischen Gesetze regieren, welchen die deutschen Minister nicht Hohn zu sprechen wagen. Dort will er sein Journal fortsetzen. Auch hat er in vielen Orten in Deutschland Unterstützung gefunden, um eine eigene Presse anzuschaffen. Ist es aber nicht sehr ehrenvoll für eine deutsche Regierung, daß sich ein deutscher Bürger unter französische Gesetze flüchten muß, um Schutz gegen deutsche Tyrannei zu finden?

Donnerstag, den 1. December.

Die Regierung hat bis heute noch keine Nachricht mitgetheilt, ob sie der Bewegungen in Lyon Herr geworden oder nicht. Sie sagen, der Nebel hindere den Telegraphen. Es gibt nichts Gefälligeres als so ein Nebel, der noch keinen Minister in der Noth verlassen. Die Ruhe, die jetzt in Lyon herrscht, hat sich von selbst hergestellt: aber das Volk ist noch Meister der Stadt. Man hat den Herzog von Orleans als Friedensengel, den Marschall Soult als Würgengel dahin geschickt. Nun bin ich begierig, wie sie Lever und Schwert zusammen dichten werden. Der Marschall Soult kann sich

täuschen; Napoleons Zeiten sind vorüber und der Bülletin-Donner schreckt keinen Hasen mehr. Der Herzog von Orleans kann sich auch täuschen. Eine fürstliche gnädige Herablassung thut keine Wunder mehr; das Volk gibt keine Bratwurst für die allerhuldvollsten Redensarten, es will baares Geld sehen. Die Neigung der Minister ist für Gewalt; aber die Furchtsamkeit des Königs wird wohl verhindern, was seine Weisheit und Gerechtigkeit nie verhindert hätten. Casimir Perrier, der König von Israel, der Hoheprieſter der Renten, der Held des Friedens, hat sich in der Kammer geberdet wie Moses, als er vom Berge Sinai herabkam und das Volk um ein goldenes Kalb tanzen sah. Er hat den Götzendienern seine zehn Gebote an den Kopf geworfen und das goldene Kalb in Pulver verwandelt. Er ist ein completer Narr! Auch haben die Leviten der Börse ein Jubelgeschrei erhoben, als sie ihren strahlenden Moses wieder sahen, daß man betäubt davon wurde. Dieser Casimir Perrier hat darüber gefrohlocket, daß in den blutigen Geschichten von Lyon gar nichts von Politik zum Vorschein gekommen, und daß es nichts als Mord, Raub und Brand gewesen! Es sey nichts weiter, als ein Krieg der Armen gegen die Reichen, derjenigen, die nichts zu verlieren hätten, gegen diejenigen, die etwas besitzen! Und diese fürchterliche Wahrheit, die, weil sie eine ist, man in den tiefsten Brunnen versenken müßte, hielt der wahnsinnige Mensch hoch empor und zeigte sie aller Welt! Die dunkeln Triebe des Volks hat er ihm klar gemacht; seiner wilden Laune des Augenblicks hat er durch Grundsätze Dauer gegeben; seinen kurzsichtigen Sorgen des Tages den Blick in ewige Noth eröffnet. Den höchsten Grad des Wahnsinnes mögen jetzt die Aerzte Staatskunst nennen. Um den reichen Leuten sagen zu können: Seht, ihr seyd bedroht, ihr müßt es um eurer Sicherheit mit mir halten — um diese elenden Krämer-Vortheile eines Tages opfert Casimir Perrier das Glück Frankreichs, Europa's, vielleicht um ein Jahrhundert auf. Es ist wahr, der Krieg der Armen gegen die Reichen hat begonnen, und wehe jenen Staatsmännern, die zu dumm oder zu schlecht sind zu begreifen, daß man nicht gegen die Armen, sondern gegen die Armuth zu Felde ziehen müsse. Nicht gegen den Besitz, nur gegen die Vorrechte der Reichen streitet das Volk; wenn aber diese Vorrechte sich hinter dem Besitze verschanzen, wie will das Volk die Gleichheit, die ihm gebührt, anders erobern, als indem es den Besitz erstürmt? Schon die Staaten des Alterthums kränkelten an diesem Uebel der Menschheit; drei tausend Jahre haben das Unheil gesäet, und das Menschengeschlecht nach uns wird es erndten. Frei nannten sich die Völker, wenn die Reichen ohne Vorrang unter einander die Gesetze gaben und vollzogen; die Armen waren niemals frei. Ueber die kurzsichtigen Politiker

welche glaubten, in den Staaten, wo Adel und Geistlichkeit ihre Vorrechte verloren, sey der ewige Friede gesichert! Eben diese, wie Frankreich und England, stehen der fürchterlichsten Revolution näher, als die andern Staaten, wo noch keine freien Verfassungen bestehen. In den Letztern wird dem niedern Volke, durch seinen benachbarten Stand, die Bürgerschaft, die Aussicht nach den höhern, bevorrechteten Ständen versteckt. Es vermißt daher keine Gleichheit. Da aber, wo der Mittelstand sich die Gleichheit erworben, sieht das untere Volk die Ungleichheit neben sich, es lernt seinen elenden Zustand kennen, und da muß früher oder später der Krieg der Armen gegen die Reichen ausbrechen. Die heillose Verblendung des Bürgerstandes zieht das Verderben schneller und fürchterlicher herbei. Seit er frei geworden, blickt er, halb aus Furcht, halb aus Hochmuth, beständig hinter sich, und vergißt darüber vor sich zu sehen, wo ein besiegter, aber noch lebendiger Feind, nur darauf wartet, daß er den Blick wegwende. Diese Furcht und diesen Hochmuth wissen die Aristokraten in Frankreich und England sehr gut zu benutzen. Den Pöbel hetzen sie im Stillen gegen die Bürger auf und diesen rufen sie zu: Ihr seyd verloren, wenn Ihr Euch nicht an uns anschließt. Der dumme Bürger glaubt das, und begreift nicht, daß seine eigene Freiheit, sein eigener Wohlstand schwankt, so lange das arme Volk nicht mit ihm in gleiche Freiheit und gleichen Wohlstand eintrete; er begreift nicht, daß so lange es einen Pöbel gibt, es auch einen Adel gibt, und daß so lange es einen Adel gibt, seine Ruhe und sein Glück gefährdet bleibt. Wäre diese Verblendung nicht so unheilbringend, es gäbe nichts Lächerlicheres als sie. Diese reichen Ladenherrn von Paris, diese Bankiers und Fabrikanten, die, es sind noch keine fünfzig Jahre, sich von jedem Lump von Ludwigsritter Kanaille mußten schelten lassen, reden, wie sie es gehört, den ganzen Tag von der Kanaille, wozu sie Jeden rechnen, der keinen feinen Rock trägt, und keine andere Renten hat, als die ihm jeden Tag die Arbeit seiner Hände einbringt! Die Regierung, welche über die menschliche Schwäche erhaben seyn sollte, benutzt sie nur, ihre Herrschsucht zu befriedigen, und statt die bürgerliche Ordnung auf Weisheit, Gerechtigkeit und Tugend zu gründen, bauen sie sie über hinfälliges Holzwerk, daß sie in den Schlamm der Leidenschaften einrammeln. Die Nationalgarde, die Wache der französischen Freiheit, suchen sie zu entnerven, durch eiteln Flitter zu gewinnen. Erst kürzlich hat der König an einem Tage dreihundert Ehrenkreuze unter sie vertheilt. Die Ehre haben sich die Fürsten immer als eines Gegengiftes der Tugend bedient, vor der sie zittern. Die so leicht bekreuzte Nationalgarde wird hinter die Arbeitsleute mit den schweren Kreuzen gejagt, sobald diese murren. Die Arbeitsleute, um sie doch auch

zu etwas zu gebrauchen, werden gegen die Juliushelden, die man Republikaner schilt, gehetzt, und diese, die sich zu nichts gebrauchen lassen, werden mit Haß und Spott verfolgt, bis ihnen der Kerker eine willkommene Zuflucht bietet. Casimir Perrier, der sich wie ein Schulbube zu den Füßen aller fremden Diplomaten setzt, und zu ihren Lehren hinaufhorcht, hält sich für einen großen Staatsmann, weil er Ehre und Scham weit von sich gewiesen. Nichts ist bewunderungswürdiger, als die Offenheit, mit der er Alles gegen sich selbst bekannt macht, was er hätte verschweigen sollen und können — so fest ist er überzeugt, daß Unverschämtheit die erste Tugend eines ächten Staatsmannes ist! Erst heute ist wieder etwas an der Tagesordnung, was diese seine Tugend in das glänzendste Licht setzt. Am letzten vierzehnten Juli, am Jahrestage der Erstürmung der Bastille, fürchtete man eine Bewegung von den getäuschten und erbitterten Juliushelden, die man, noch aus einem Ueberreste von Scham, Republikaner schilt. Nun sah man an jenem Tage mit Erstaunen, daß Arbeitsleute aus den Vorstädten der Polizei beigestanden und über alle junge Leute herfielen und sie mishandelten, die man an grauen Hüten, an Juliuskreuzen oder andern Zeichen als Republikaner zu erkennen glaubte, und die sich ganz ruhig verhielten. Darauf beschuldigten einige öffentliche Blätter den Polizei-Präfekten und den Minister des Innern: sie hätten jene Arbeitsleute angeworben und bezahlt, um die ihnen verhaßten Republikaner zu mishandeln. Casimir Perrier hätte den Vorwurf ruhig hinnehmen sollen; aber nein, die That, die er begangen, war ihm noch nicht unverschämt genug, er wollte sie noch durch Läugnen verherrlichen. Er klagte jene Zeitungs-Redaktoren der Verläumdung an. Der Polizei-Präfekt führte die nämliche Klage. Seit gestern haben die gerichtlichen Verhandlungen begonnen. Und was stellte sich hervor? Es war klar wie die Sonne, fünfzig Zeugen sagten es aus, daß die Polizei wirklich das Gesindel der Vorstädte (nicht die Arbeiter, sondern die Müssiggänger) angeworben und täglich mit drei Franken besoldet habe, um über die friedlichsten Menschen herzufallen. Auf solche Weise buhlt dieser Minister um das Lob des österreichischen Beobachters und der preußischen Staatszeitung. Die Brustwehr, welche in den Julitagen errichtet wurde, Frankreich vor dem Abgrunde zu schützen, hat er leichtsinnig niedergerissen; er meint, das wäre nur ein Loch, das er mit seinen Händen allein ausfüllen wolle. Das niedere Volk, das aus den Juli-Kämpfen geläutert hervorgegangen, sucht er durch die schändlichsten Verführungen wieder in den Koth hineinzuziehen, um sich daraus brauchbare Werkzeuge für alle die Gewaltthätigkeiten zu bilden, die er gegen Frankreich noch im Sinne hat.

Der fürchterliche Krieg der Armen gegen die Reichen, der mir so klar vor den Augen steht, als lebten wir schon mitten darin, könnte vermieden, die Ruhe der Welt könnte gesichert werden; aber alle Regierungen sind vereint bemüht, das Verderben herbeizuführen. Wenn die Staatsmänner zittern vor einem Uebel, meinen sie, sie hätten das Ihrige gethan. Die armen Leute in Frankreich haben in der Kammer keine Stellvertreter. Die neueste französische Konstitution hat die alte Thorheit, die alte Ungerechtigkeit, die alte erbärmliche Philister-Politik beibehalten, das Wahlrecht an den Besitz gebunden, und die Besitzlosen auch ehrlos gemacht. Die Reformbill in England hat nur den Zustand der Mittelklassen verbessert, und das Heloten-Verhältniß des niedern Volks von Neuem befestigt. Im Parlament wie in der Deputirtenkammer sitzen nur die reichen Gutsbesitzer, die Rentiers und Fabrikanten, die nur ihren eigenen Vortheil verstehen, welcher dem der Arbeitsleute gerade entgegensteht. Die graubärtige Staatsweisheit, vor Alter kindisch geworden, geifert gegen den Wunsch der Bessern und Einsichtsvollern: daß man auch die niedern Stände an der Volksrepräsentation möge Theil nehmen lassen. Sie sagen: Menschen, die nichts zu verlieren haben, könnten an dem allgemeinen Wohle des Landes nie aufrichtigen Antheil nehmen; jeder Intriguant könne ihre Stimme erschleichen oder erkaufen. So *sprechen* sie, um das Gegentheil von dem zu sagen, was sie *denken*. Weil es unter den armen Leuten mehr ehrliche gibt als unter den Reichen, weil sie seltener als die Andern sich bestechen lassen, wollen sie die Minister nicht unter den Volksvertretern sehen. Sie mögen uns ihre geheimen Register öffnen, sie mögen uns die Namen ihrer Anhänger, ihrer Angeber, ihrer politischen Kuppler, ihrer Spione lesen lassen — und dann wird sich's zeigen, ob mehr Reiche, um ihren Ehrgeiz und ihre schnöden Lüste zu befriedigen, oder mehr Arme, um ihren Hunger zu stillen, das Gewissen verkauft haben. Die reichen Leute machen allein die Gesetze, sie allein vertheilen die Auflagen, davon sie den größten und schwersten Theil den Armen aufbürden. Das Herz empört sich, wenn man sieht, mit welcher Ungerechtigkeit alle Staatslasten vertheilt sind. Hat man denn je einen reichen Städter über zu starke Auflagen klagen hören? Wer trägt denn nun alle die Lasten, unter welchen die europäischen Völker halb zerquetscht jammern? Der arme Taglöhner, das Land. Aber was ist dem Städter das Land? Gott hat es nur zu Spazierfahrten und Kirchweihfesten geschaffen! Der Bauer muß seinen einzigen Sohn hergeben, den frechen Ueberfluß der Reichen gegen seine eigene Noth zu schützen, und unterliegt er der Verzweiflung und murrt, schickt man ihm den eigenen Sohn zurück, der für fünf Kreuzer täglich bereit seyn muß, Vatermörder zu werden.

Alle Abgaben ruhen auf den nothwendigsten Lebensbedürfnissen, und der Luxus der Reichen wird nur so viel besteuert, als es ihre Eitelkeit gerne sieht; denn ein wohlfeiler Genuß würde sie nicht auszeichnen vor dem niedrigen Volke. Die fluchwürdigen Staatsanlehen, von denen erfunden, welchen nicht genügt, das lebende Menschengeschlecht unglücklich zu wissen, sondern die, um ruhig zu sterben, die Zuversicht mit in das Grab nehmen wollen, daß auch die kommenden Geschlechter zu Grunde gehen werden — entziehen dem Handel und den Gewerben fast alle Kapitalien, und nachdem sie dieses Verderben gestiftet, bleiben sie, zu noch größerem Verderben, unbesteuert, und was dadurch der Staat an Einkommen verliert, wird von dem armen Rest der Gewerbe verlangt. Der reiche Fabrikant hält sich für zu Grunde gerichtet, wenn nicht jede seiner Töchter einen türkischen Shawl tragen kann, und um sich und seiner Familie nichts zu entziehen, wirft er seinen Verlust auf die Arbeiter und setzt ihren Tagelohn herab. Die Stadt Paris braucht jährlich vierzig Millionen, von welchen ein schöner Theil in den räuberischen Händen der begünstigten Liferanten und Unternehmer zurückbleibt. Jetzt brauchen sie noch mehr Geld, und sie besinnen sich seit einiger Zeit, ob sie die neuen Auflagen auf den Wein, die Butter oder die Kohlen legen sollen. Der Reiche soll nicht darunter leiden, der Arme soll bezahlen wie immer. Eine Flasche Wein zahlt der Stadt fünf Sous; ob es aber der geringe Wein ist, den der Arme trinkt, oder ein kostbarer, den der Reiche genießt, das macht keinen Unterschied. Die Flasche Wein, die zwanzig Franken kostet, zahlt nicht mehr Abgaben, als eine zu acht Sous. Eine Sängerin, die jährlich vierzig tausend Franken Einkommen hat, zahlt nichts, und ein armer Leyermann muß von dem Ertrage seiner Straßenbettelei der Polizei einen großen Theil abgeben. Das fluchwürdige Lotto ist eine Abgabe, die ganz allein auf der ärmsten Volksklasse liegt. Dreißig Millionen stiehlt jährlich der Staat aus den Beuteln der Tagelöhner, und eine Regierung, die dies thut, hat noch das Herz, einen Dieb an den Pranger zu stellen und einen Räuber am Leben zu bestrafen! Und nach allen diesen Abscheulichkeiten kommen sie und lästern über die Unglücklichen, die nichts zu verlieren haben, und fordern die reichen Leute auf, gegen das wilde Thier Volk, auf seiner Hut zu seyn! Geschieht das Alles sogar in Frankreich, wo die freie Presse manche Gewaltthätigkeit verhindert, manche wieder gut macht — was mag nicht erst in jenen Ländern geschehen, wo Alles stumm ist, wo Keiner klagen darf, und wo jeder nur den Schmerz erfährt, den er selber fühlt! Wie man dort das arme Volk betrachtet, wie man es dort behandelt, wie man es dort verachtet, das hat ja die Cholera, diese unerhörte Preßfrechheit des Himmels, uns sehr nahe vor Augen gestellt.—

Wie haben sie in Rußland, Oesterreich und Preußen gelächelt, gespottet und geschulmeistert — und ihr Lächeln war ein blinkendes Schwert, ihre Belehrung kam aus dem Munde einer Kanone und ihr Spott war der Tod — über die wahnsinnige Verblendung des Volks, welches glaubte, die Vornehmen und Reichen wollten sie vergiften, und die Cholera sey ein Mischmasch des Hasses! Aber die Wahrheit, die mitten in diesem Wahne verborgen, der dunkle Trieb, der das Volk lehrt, es sey nur ein schlechtes Handwerkszeug, zum Dienste der Reichen geschaffen, das man wegwirft, wenn man es nicht braucht, und zerbricht, sobald es unbrauchbar geworden — diese Wahrheit ist den Spöttern und Schulmeistern entgangen! Geschah es denn aus Zärtlichkeit für das Volk, daß man sie mit Kolbenstößen gezwungen, sich in die Spitäler bringen zu lassen, ihre Wohnung und ihre Familie zu meiden? Es geschah, um der Aengstlichkeit der Reichen zu fröhnen. Haben sie sich denn nicht in allen Zeitungen den Trost zugerufen, haben sie nicht gejubelt darüber: die Krankheit treffe nur die Armen und Niedrigen, die Reichen und Vornehmen hätten nichts von ihr zu fürchten? Hört, lies't denn das Volk solche Reden nicht, wird es nicht darüber nachdenken? Ja freilich, das beruhigt sie, daß das Volk nicht denkt. Aber ihm ist der Gedanke Frucht, die That Wurzel, und wenn das Volk einmal zu denken anfängt, ist für Euch die Zeit des Bedenkens vorüber und Ihr ruft sie nie zurück.—Genug mich geärgert. In Rußland lebt ein Schäfer, der ist hundert acht und sechszig Jahr alt. Aber ein Russe ärgert sich nicht. Er gibt oder bekömmt die Knute, überzeugt oder wird überzeugt. So wohl ist uns civilisirten Deutschen nicht. Doch kann es noch kommen.

Freitag, den 2. December.

Ein englisches Blatt theilte kürzlich die Nachricht mit, Lord Gray, der Verfechter der Reformbill, habe Gift bekommen und kränkele dem Grabe zu. Das hätten die Nämlichen gethan, die auch den freisinnigen Canning aus dem Wege geräumt. Vor einigen Tagen wurde ein Mordversuch gegen die Königin Donna Maria gemacht, die mit ihren Eltern im Schlosse Meudon wohnt. Aus einem gegenüberliegenden Hause wurde in das Zimmer der Prinzessin geschossen. Die europäische Aristokratie spielt ein va banque. Desto besser; so werden wir ihrer in einem Satze los. Glauben Sie mir, das ist es auch, wovor die Fürsten sich fürchten. Manche sind gutwillig und würden dem Volke sein Recht gewähren; aber sie kennen ihre Umgebungen, sie kennen zu gut die Freunde des Throns, und wissen recht gut, daß mancher ihrer Schmeichler sich die eigenen Lippen vergiften könnte, um durch einen unterthänigen Handkuß ihren Herrn zu tödten.

Sie verdienen ihre Angst. Warum muß man ein Edelgeborener oder Schurke seyn, um hoffähig zu werden?

Der Verläumdungs-Prozeß, von dem ich Ihnen gestern geschrieben, ist noch in voriger Nacht entschieden worden. Die beiden angeklagten Zeitungs-Redaktoren wurden freigesprochen. Sie haben also Casimir Perrier nicht verläumdet, und die Anschuldigung, daß er die Vorstädter angeworben und bezahlt, um sie gegen die Verächter seines weisen Regierungssystems zu hetzen, wurde gegründet gefunden. Also ist Casimir Perrier verurtheilt, und doch wird er ungestraft bleiben. Er lacht darüber und trägt diese Last noch zu seinen andern Lasten. Der wird nie vergiftet.

Wie es in Frankreich mit der Volkserziehung ist, zeigt folgende schöne Rechnung. Unter 294,975 jungen Leuten, die im vorigen Jahre zur Conscription gezogen wurden, fanden sich 12,804, die nur lesen konnten; 121,079 konnten lesen und schreiben, und 153,636 konnten weder lesen noch schreiben; 7460 blieben ungewiß. Also mehr als die Hälfte wuchs in der größten Unwissenheit auf. Die jetzige Regierung hat versprochen, dem Uebel abzuhelfen, und künftig besser für den Volksunterricht zu sorgen. Wir wollen aber abwarten, ob sie Wort hält. Casimir Perrier kann Fortschritte machen, er kann noch einmal die Jesuiten einholen.

Seit einigen Tagen wird in der Kammer das neue Strafgesetzbuch verhandelt. Die Menschlichkeit hat auch hier endlich Eingang gefunden, wo sie so lange und so unerbittlich ausgeschlossen war. Die Verletzungen des Eigenthums werden nicht mehr so blutdürstig gerächt. In einigen Fällen wurde die Todesstrafe abgeschafft; auch die Strafen anderer Verbrechen wurden gemildert. Es ist ein Fortschritt, und daß das jetzt in Frankreich auf dieser großen Eisenbahn der Freiheit und Sittlichkeit noch überraschen muß! Gestern wurde über die Prangerstrafe abgestimmt. Man hat sie beibehalten. Die Menschen haben vor nichts mehr Furcht, als vor ihrer eigenen Vernunft, und sehen sich vor, daß sie ihnen nicht über den Kopf wachse. Ein Deputirter trug darauf an: man möchte den Pranger wenigstens für die Minderjährigen, Greise und Weiber abschaffen. Die beiden ersten Milderungen wurden angenommen, die letzte aber verworfen. Und da fand sich nicht Einer, der die Vertheidigung des armen Weibes übernommen hätte. Ja, mehrere Stimmen riefen spöttisch: Ah! les femmes! mir that diese Gleichgültigkeit wehe. Der Mann, der seine Ehre verliert, kann sie auf hundert Wegen wieder finden. Sein ganzes Leben ist öffentlich, das Feld der Thaten steht ihm frei. Aber die Frau, deren Schande der Welt gezeigt worden, wie kann sie je die Ehre wieder finden? Je aufrichtiger ihre spätere Tugend, je inniger ihre spätere Reue ist, je verborgener

wird sie sich halten, und die Welt, die ihre Schuld erfuhr, erfährt ihre Buße nie. Wenn man den Greisen und Minderjährigen den Pranger erläßt, sollte man um so mehr die Frauen damit verschonen, welche die Schwäche des Alters und der Kindheit in sich vereinigen. Habe ich nicht Recht, so verdiente ich wegen meiner Meinung von den Frauen selbst an den Pranger gestellt zu werden?

Der Präfekt von Lyon hat eine Proklamation erlassen, die wie folgt beginnt: „Lyonnais, Quittez votre deuil et revêtez vos habits de fête, S. A. R. le duc d'Orléans arrive dans vos murs. C'est l'arc-en-ciel qui annonce la fin de l'orage.“ Lautet das nicht wie deutsch? Könnte man nicht glauben, es wäre in Berlin geschrieben?. Von einem Kronprinzen zu sagen: „es ist der Regenbogen,“ tönt freilich noch etwas familiär und revolutionär — der Deutsche hätte dafür gesagt: Höchstdieselben geruhen ein Regenbogen zu seyn — doch übrigens ist gar nichts daran auszusetzen.

Samstag, den 3. December.

Herr Rousseau muß ja seinen Hofrath verdienen, und da war es seine Amtspflicht, den Artikel aus der Börsenhalle mitzutheilen. In der Münchner Hofzeitung habe ich ihn auch abgedruckt gefunden. Ich habe nur immer meine Freude daran, wenn ich wahrnehme, daß die aristokratische Partei nicht einen Schriftsteller von nur erträglichem Talente finden kann, der öffentlich ihre Sache vertheidige. Heimlich, namenlos mag es zuweilen für Geld geschehen, aber frei hervortretend, eine schlechte Sache zu vertheidigen, hat noch Keiner gewagt, dessen Name guten Klang hat. Jeder fürchtet, sich verhaßt und lächerlich zu machen. Und so sind es immer einige arme Teufel von verlorenem Geiste, die nichts mehr zu verlieren haben, welche dem Adel ihre Fäuste leihen. Zwar gibt es einige Männer von ausgezeichnetem Talente, wie Görres ist, und wie Schlegel und Adam Müller waren, die sich gegen den Liberalismus ausgesprochen; aber sie kämpften weder für die Aristokratie, noch für den Absolutismus, sondern für die geistliche Macht, die dem Liberalismus feindlich gegenübersteht.

Habe ich denn behauptet, die Franzosen wären bei ihrem Rückzuge in Frankfurt mishandelt worden? Da ich das Buch nicht habe, bitte ich Sie, die Stelle genau nachzulesen, und mir darüber zu schreiben. Ich kann das unmöglich gesagt haben, weil mir gar nichts davon bekannt ist, und ich es auch nicht einmal glaube. Ich habe nur erzählt, wie sich einige Franzosen hier geäußert. Auch habe ich nie geglaubt, daß Marschall Soult, der als Minister im Sinne seiner Regierung friedliche Gesinnung und Friedenszuversicht äußern mußte, an öffentlichem Tische von der Hoffnung der Fran-

zosen, wieder nach Frankfurt zu kommen, gesprochen. Was ich gehört, habe ich Ihnen berichtet, und ich habe es in der guten Absicht drucken lassen, die Frankfurter Regierung aufmerksam zu machen, daß eine Zeit kommen könnte, wo es, mit den Franzosen feindlich zu stehen, der Stadt Schaden bringen möchte, und sie sich daher nicht mehr als sie muß, gegen das französische Volk unfreundlich zeigen solle. Misverstanden kann man das in Frankfurt nicht haben, und wenn man mich doch getadelt, so war es gewiß aus jener alten engherzigen Philisterei geschehen, deren ganze Weisheit darin besteht, nichts Unangenehmes aufzurühren, sondern den ungesunden Schlamm sich anhäufen zu lassen, lieber als daß man ihn wegführe, und die Nasen der Nachbarn dadurch belästige.

Die Geschichte mit der Gräfin *** werde ich in keine Zeitung bringen lassen. Das hätten Sie nicht nöthig gehabt, mir zu untersagen. Ich werde nie gegen einzelne Menschen als öffentlicher Ankläger auftreten, auch nicht wenn ich sie für schuldig halte. Was nicht Volksmassen sind oder Menschen, die ganze Massen und allgemeine Interessen repräsentiren, liegt ganz außer meinem Wirkungskreise, denn es liegt außer meiner Pflicht.

Der *** ist nur das Mundstück einer diplomatischen Trompete, das gar nicht weiß, was es bläst. Hätte ich aber den spielenden Mund selbst vor mir, würde ich ihm sagen: Sie glauben, es wäre mir blos um Geld zu thun! à la bonne heure. Das beleidigt wenigstens meinen Kopf nicht und mein Herz nimmt so leicht nichts übel. Sie meinen aber auch, mich ärgert, daß ich noch keinen Orden bekommen. Vous n'y pensez pas, mon cher Baron. Ich gäbe den Heiligengeist-Orden, den Hosenband-Orden, die rothen und die schwarzen Adler und wie diese Zeichen der Dienstbarkeit sonst heißen, alle für einen Zahnstocher hin, den ich gerade in diesem Augenblicke nöthig brauche. Außer sie müßten mit Brillanten besetzt seyn, für welche ich die Hälfte ihres Werthes bezahlte, weil sie in solcher Fassung die Hälfte ihres Werthes in meinen Augen verlören.

Seyn Sie ruhig; Gott selbst rezensirt meine Schriften; der erste Artikel ist schon erschienen, die Fortsetzung wird bald folgen. Der Bundestag, der sich, so lange er den Weichselzopf gehabt, ganz still, ganz ruhig, ganz warm gehalten; sich die Schlafmütze bis über den Mund herabgezogen; nichts sah, nichts hörte, nichts sprach, nicht an die freie Luft zu gehen wagte — er ist wieder munter geworden, seitdem die Polen besiegt; seit dem Falle Warschau's ist ihm das Herz gestiegen. Die kleinen deutschen Fürsten werden wie die Schulbuben zurecht gewiesen, sie sollten auf die Vollziehung der Karlsbader Beschlüsse künftig besser achten; ein neues Preßgesetz wird angekündigt; die Zensur-Commission in Frankfurt hat ihre Mannschaft

ergänzt, und ſich auf den Kriegsfuß geſetzt; die Straßburger Zeitung wurde verboten. Kann man ſchmeichelhafter von meinen Briefen ſprechen? Gerechter Gott! Nicht einmal den Muth hatten ſie, eine kleine ausländiſche Zeitung zu unterdrücken, die ihnen ſeit dem erſten Tage ihrer Erſcheinung wie der Tod verhaßt war, ehe ſie die ganze Macht Rußlands zu ihrem Schutze bereit ſahen. Jetzt wird man noch an größere Sachen gehen. Und iſt man mit den Sachen fertig, ſobald man alle Hoffnungen des Vaterlandes niedergeriſſen, wird man unter deren Schutt hervor auch die Menſchen zerren, die in den Gebäuden wohnen, und ſie dafür züchtigen, daß ſie zu edel waren, ſo lange ſie die Macht gehabt, ſich gegen jede Rache zu ſchützen. An meinem Schmerze hat wenigſtens getäuſchte Hoffnung keinen Theil; ich wußte vorher, daß es ſo kommen würde. Aber die Andern! Der gute, feurige Welcker hat zu früh Triumph! gerufen. Dieſe edlen oder ſchwachen Männer haben mich ausgelacht, als ich ihnen ſchon vor neun Monaten ſagte: Seht euch vor, Ihr werdet betrogen, benutzt die Zeit, ſeyd ſchnell. Sie haben ſich bedacht, als hätten ſie die Ewigkeit gepachtet; ſie ſind den Schneckenweg des Rechts, der zaudernden Ueberlegung bergauf geſchlichen und haben in ihrem Vertrauen den Verrath, in ihrer Gründlichkeit den Abgrund gefunden, und haben uns mit hineingezogen. Geſchmauſt haben ſie mit den Edelleuten, gezecht haben ſie mit den Miniſtern, und haben ihre geheimſten Gedanken dem Weine anvertraut, der ſie den ewig Nüchternen verrathen.

Warum haben denn die Polen Frankfurt nicht berühren dürfen. War es wegen der Cholera oder wegen der Freiheit? Die Amneſtie des Kaiſers Nikolaus gleicht der bekannten Rarität Lichtenbergs. Sie iſt ein Meſſer ohne Klinge, woran der Stiel fehlt. Die Gnade! die Gerechtigkeit!

In Berlin haben ſie Rottecks Weltgeſchichte verboten! O! die Zeit wird kommen, wo ſie alle Weltgeſchichten verbieten, und der Natur drei Jahreszeiten ſtreichen. Das iſt der Status quo. Was iſt der Status quo? So nennen ſie jeden Ort, wo ſie ſtehen geblieben, und ſtände auch die ganze Welt hundert Meilen weit davon entfernt.

Der König von Bayern läßt ſich aus allen Städten, Flecken und Dörfern des Landes von den Magiſtratsperſonen im Namen der Gemeinde unterthänige Adreſſen ſchicken. Dieſes papierne Heer ſoll gegen die rebelliſche öffentliche Meinung zu Felde ziehen. In einer ſolchen Adreſſe aus Waſſerburg heißt es ſehr naiv: „den ausgeſprochenen Grundſatz einer weiſen Sparſamkeit empfangen wir — jedoch ohne Beſchränkung der Allerhöchſten Perſon im Wohlthun und im Glanz des Hofes und des Staates, mit

ewigem Danke.“ Die Wasserburger haben zwar einen schlechten Styl, aber ein gutes Herz. Das ist die Hauptsache. Weiter. Ein Bairischer Staatsbeamte schloß seine Rede, die er bei einer öffentlichen Feierlichkeit gehalten, mit folgenden Worten: Haß und Verachtung jenen Abgeordneten, die es wagten, die Civilliste des Königs zu schmälern. Hu! das ist wahrhaftig melodramatisch.

Sonntag, den 4. December.

Die Sache der Emanzipation der Juden hat auch in der Bayrischen Kammer wieder eine deutsche ungeschickte Wendung genommen. Es ist das alte harte Räthsel, an dem ich mir schon fünf Jahre die Zähne stumpf beiße. Die Kammer hatte beschlossen, die Juden sollten den christlichen Staatsbürgern gleichgesetzt werden. Was war nun nach einer solchen Erklärung zu thun? Nichts. Man hatte nur alle Gesetze, welche eine Ungleichheit der Juden aussprechen, aufzuheben. Das war der Stoff einer einzigen Formel, einer einzigen Zeile. Aber was geschah? Nach Beendigung der Debatten beschloß die Kammer: „Sr. Majestät den König in verfassungsmäßigem Wege zu bitten, vor Allem eine genaue Revision der über die Verhältnisse der jüdischen Glaubensgenossen bestehenden Verordnungen vornehmen und den Entwurf eines auf Beseitigung der gegründeten Beschwerden der Judenschaft und die Erleichterung ihrer bisherigen bürgerlichen Verhältnisse zielenden Gesetzes den Ständen des Reiches vorlegen zu lassen.“ Da verliere Einer die Geduld nicht! Einer deutschen Regierung Zeit zu Verbesserungen geben, das heißt mit dem jüngsten Tage einen Vertrag abschließen. Wozu ins Teufels Namen alle diese Umständlichkeiten? Wenn die Juden emanzipirt werden sollen, wozu denn noch vorher die langweilige Musterung alter Ungerechtigkeit? Soll man denn die bürgerliche Gesellschaft wie eine Uhr behandeln, die, wenn sie vorwärts soll, nachdem sie lange stehen geblieben, jede versäumte Viertelstunde nachschlagen muß? Darüber sterben ganze Menschengeschlechter in Elend und Kummer. Die Vertheidiger der Juden haben in München so wunderliche Reden geführt, als ihre Ankläger. Einer der ersten sagte: die Juden seyen zur Zeit ihrer Selbstständigkeit ein tapferes Volk gewesen, und die hartnäckige Vertheidigung von Jerusalem sey mit der von Saragossa zu vergleichen. Aber, gerechter Gott! darauf kömmt es ja hier gar nicht an. Die staatsbürgerliche Gleichheit soll ja den Juden nicht als ein Verdienst, als ein Lohn, sie soll ihnen als ein unveräußerliches Recht zuerkannt werden. Schlimm ist für die Juden, daß der Deutsche in dieser Sache wie immer unter der strengen Regierung seines Herzens steht. Selbst um gerecht zu seyn, muß der Deutsche lieben. Nun

liebt man aber die Juden nicht. Aber der ſtarke Mann der Wahrheit und des Rechts muß auch ſein Herz zu meiſtern wiſſen. Sie wiſſen, wie meines für die Juden ſchlägt! Und habe ich ſie darum nicht doch immer vertheidigt?

Ein und ſechszigſter Brief.

Paris, Donnerstag den 8. December 1831.

Von meinen Briefen iſt in allen Blättern, ſogar in engliſchen die Rede. Im Conſtitutionel heißt es unter Andern: „C'est le nec plus ultra de la presse allemande libérale. Personne n'a encore osé écrire ainsi. C'est la témérité personnifiée. Nos Allemands peu éclairés, ressemblent à un homme longtems emprisonné et privé de lumières, qui dès qu'on lui ouvre les portes pour le délivrer, est offusqué par la lumière qu'il ne peut supporter.“ Der Temps nennt mich einen „écrivain courageux“ und bebt es heraus, daß ich geſagt: beſſer einen Don Miguel zum Herrn haben, als einen mild väterlichen deutſchen Fürſten. Der Artikel aus der Börſenhalle geht nach und nach in alle miniſterielle und ariſtokratiſche Blätter über. Geſtern las ich ihn in der Zeitung von Bern, — ein Kirchhof, wo der Hochmuth von fünf Jahrhunderten begraben liegt, und wo in dieſer unſerer Mitternacht alle Geiſter der alten Raubritter herumwandeln und heulen, daß Einem die Haare zu Berge ſtehen. Ihr tapfern Ritter, Ihr Hofleute in Eurer Narrenjacke, erhabene Säulen des Throns, treue Schildträger der Fürſten, brave Dämme gegen das wildbrauſende Volk — wo ſeyd Ihr denn? Junker, Legationsräthe, Kammerherrn, tretet heraus, tretet hervor, erhebet euch. Höret, wie ein niedriger Knecht euch verhöhnt, euch taxirt! . . . Sie ſind ſtumm, und fände ſich nicht zuweilen ein Ochſe von Bürger, der ihnen aus Dummheit ſeine geſalzene Zunge liehe, ſie würden erſticken vor Wuth. Ich aber habe meine Freude daran, und ich möchte die ganze Junkerei mit mürben Brezeln bewirthen.

Freitag, den 9. December.

Ich kann Sie verſichern, daß die ſchönſte Poſſe auf dem Theater mich nie ſo ſehr ergötzt hat, als die Schrift des Eduard Meyer. Und was an der einen Luſt fehlte, erſetzte die Schadenfreude. Ich dachte bei mir: welch' eine Sache muß es, welche Menſchen müſſen das ſeyn, die ſolche Beſchützer ſuchen und nur ſolche finden! Auch habe ich bei dieſer Gelegenheit einem theilnehmenden, aber von dem gegen mich erregten Lärm etwas betäubten Manne geſchrieben: „So ſind Eure Vertheidiger, ſo iſt Eure Sache, ſo ſeyd Ihr ſelbſt!“ Wenn Sie in meinen Worten etwas Wehmüthiges

gefunden, so ist der gute Eduard ganz unschuldig daran. Ich erinnere mich nicht mehr, in welcher Stimmung ich damals geschrieben; aber es kann wohl seyn, daß ich bei diesem Anlasse einen trüben Blick in unser trübes Vaterland geworfen und daß mich das etwas bewegte. Den Alexis Hering, den schicken Sie mir ja sobald als möglich; der erspart mir fünfzig Sous und fünf Stunden Zeit für ein Boulevard Theater. Ich kenne ihn von Berlin her, es ist ein ungesalzener Häring. Vor meiner Rache ist er sicher. Wäre er ein Milchner, salzte ich ihn vielleicht; aber solch einen Rogner kann ich zu gar nichts brauchen. Auch würde ich mich wohl hüten, dem Leipziger Viehstalle zu nahe zu kommen. Ich bin kein Herkules, und dessen Keule war es auch nicht, die das Wunder gethan. Die Pleiße aber ist so dumm und flach, daß nur ein Paar Schnupftücher damit zu reinigen sind. Guter Gott! Wenn man diese Menschen erst persönlich kennt, dann ist man gar entwaffnet und wehrlos. Dieser Willibald Alexis — pfui, es ist mir, als sollte ich mit Rührern Krieg führen. Ein platter, abgeschmackter Osterfladen, eingeschrumpft und altbacken, wie er am zweiten Pfingsttag aussehen und schmecken würde ... Nun, wie gefalle ich Ihnen? Habe ich nicht schon viel profitirt von meinem Eduard? Also den Häring schicken Sie mir.

Die schönen Frankfurter Mädchen werden sich wohl zu trösten wissen, wenn sie in keiner Leihbibliothek meine Briefe werden bekommen können. Clauren ersetzt mich ihnen vom Samstag Abend bis Montag Morgen. Die andern Leser werden Mittel finden, sich das Buch auf andere Art zu verschaffen. Fünfzig Thaler Strafe! das ist ein starkes Lesegeld! Mir fällt dabei nur immer ein, daß in Frankfurt, Hamburg und andern deutschen Landen, wo man nie nach Thalern rechnet, doch immer nach Thalern bestraft wird. Das beweis't, daß man Gesetze in Anwendung bringt, deren Form wie deren Geist veraltet ist. So wäre denn mein Buch in Deutschland vogelfrei erklärt. Das war gar nicht nöthig, ich habe es ja selbst gethan. Frei wie ein Vogel, sollte es in den Lüften schweben, erhaben über dem stinkenden Nebel der Polizei und dem feuchten Dunstkreise angstschwitzender Bürger. Es wird schon herabpfeifen durch Nebel und Dunst, und sieht man es auch nicht, man wird es doch immer hören.

Die Affen-Kultur hat hier seit der letzten Revolution große Fortschritte gemacht. Sonst beschränkte sich die Kunstfertigkeit der Affen auf den Schauplatz der ebenen Erde. Sie tanzten, zogen den Hut ab, zerrten die Mädchen an den Röcken, putzten den Herren die Stiefel, und forderten höflich Geld ein. Das war Alles gut und einträglich. Doch entging den armen Savoyarden die Theilnahme und das Sousstück der Hausbewohner, die in den obern Stockwerken wohnten und nicht gerade am Fenster lagen.

Jetzt aber haben ſie die Affen abgerichtet, an langen Stricken feſtgehalten die Häuſer hinaufzuklettern, auf den Geländern der Balkone herum zu ſpazieren, vor das Fenſter zu ſpringen, und an die Scheiben zu klopfen. Dieſe geniale Induſtrie iſt höchſt ergötzlich. Doch muß ich ſagen, daß es oft eine unangenehme Ueberraſchung für die Leute im Zimmer ſeyn mag. Denken Sie ſich, eine junge ſchöne Dame ſäße auf dem Sopha neben ihrem Vetter, durchblätterte mit ihm les feuilles d'automne von Hugo, und wäre ſehr zerſtreut — und jetzt pochte plötzlich ein garſtiger Affe an das Fenſter und guckte neugierig und ſpöttiſch in das Zimmer hinein — das wäre ja ein größerer Schrecken, als wenn der Mann unerwartet aus dem Comptoir wieder herauskäme, weil er ſeine Brille vergeſſen. Ich begreife nicht, wie die Polizei ſolche Friedensſtörung dulden kann; es müßte denn ſeyn, daß ſie ſelbſt die Affen zu Hausſpionen angeſtellt. Es wäre gar nicht unmöglich. So ein Affe hat Verſtand genug dazu.

Zwei und ſechszigſter Brief.

Paris, Mittwoch den 14. December 1831.

Geſtern hat ſich Mauguin mit dem Deputirten Viennet geſchlagen. Mauguin vergaß ſich und nannte die Kammer eine miniſterielle; Viennet, ſelbſt ein Miniſterieller, vergaß ſich auch, und nannte den Mauguin einen ſchamloſen Menſchen. Das beleidigte ihn, und er forderte Viennet. Ich finde es aber lächerlich, daß er einen Vorwurf, den er Andern gemacht, nicht ſelbſt annehmen wollte. Darauf wurden zwei Piſtolen geladen, und mit nicht mehr und nicht weniger als zwei Schuß Pulver wurden zwei Ehren wieder hergeſtellt. In England und Deutſchland wird ſo etwas gewöhnlich mit mehr Ernſt betrieben, hier aber wird oft eine Komödie daraus gemacht; denn ich vermuthe ſehr, daß man falſch lädt. Wäre ich Secundant, ich thäte eine gute Kugel hinein. Zwar wäre der Welt mit einem Narren weniger nicht geholfen; aber ich thäte es aus Bosheit.

Meine Pariſer Briefe ſind jetzt bei den hieſigen Buchhändlern angekommen, und ich habe ſie geleſen mit einer Ruhe und einer Gleichgültigkeit, mit der man die Rechnung eines Schneiders lieſ't, wenn, um ſie zu bezahlen, es weder an Geld noch gutem Willen fehlt. Ich würde kein Wort zurücknehmen, wenn ich ſie heute ſchriebe, und keine einzige Rede nur um einen Lichthauch bläſſer machen. Grob ſind ſie freilich, wie man ſie gefunden. Wer hieß aber auch die dummen Menſchen ihnen ſo nahe treten, und ſie durch die Brille betrachten? Sie ſind grob, wie Fresko-Gemälde ſind und ſeyn müſſen, die in einiger Entfernung angeſchaut werden ſollen. Auf der

frischen, noch feuchten Gegenwart gemalt, mußten die Züge schnell der entschlossenen Hand nachstürzen, durften nicht hinter zaudernder Bedenklichkeit nachschleichen. Dem Volke, das in weiten Kreisen umhersteht und kein Vergrößerungsglas gebraucht, fällt es gerade mit dem rechten Maaße in die Augen. Wie freue ich mich, daß mir das gelungen; wie froh bin ich, daß ich der pastellfarbigen Artigkeit entsagt, die den verzärtelten Diplomaten so gut gefällt, weil sie es weglächeln, sobald es ihnen nicht mehr behagt. Nein, diesmal habe ich tiefe Furchen durch ihre Empfindung gezogen, und das wird Früchte tragen; denn selbst für ihre eigenen Felder ist die Saat nicht in ihrer Hand — Gott sorgt dafür. Daß man mir nur das Herz öffne, feindlich oder freundlich, gleichviel; beides ist mir willkommen, denn beides nützt der guten Sache.

Heine hat gegen die zwei Hamburger Künstler Meyer und Wurm, die noch frescoartiger gemalt, als ich selbst, einen Artikel geschrieben. Gelesen habe ich ihn nicht, er sprach mir blos von seinem Vorsatze. Es war ihm aber gar nicht darum zu thun, mich zu vertheidigen, sondern sich selbst, da er zugleich mit mir angegriffen worden. Heine hat darin eine wahrhaft kindische Eitelkeit; er kann nicht den feinsten, ja nicht einmal den gröbsten Tadel vertragen. Er sagte mir, er wolle jene Menschen vernichten. Das dürfte mir gleichgültig seyn. Zwei Spatzen weniger in der Welt, das hilft zwar nichts, kann aber doch nichts schaden. Den Artikel schickte er an Cotta für die Allgemeine Zeitung; nun schrieb ihm dieser zurück: Es möchte doch seine Bedenklichkeit haben, eine Schrift zu vertheidigen, worin mit ausdrücklichen Worten stünde, jedes Volk dürfe seinen König absetzen, sobald ihm seine Nase nicht mehr gefiele. Geduld, himmlische Geduld! Was fange ich nun mit solchen Menschen an, die ganz ernstlich glauben, ich hätte den Völkern gerathen, ihre Fürsten zu verjagen, sobald sie mit deren Nasen unzufrieden würden? Wie würde es mir ergehen, wenn ich gegen solche Anschuldigungen mich vor deutschen Richtern zu vertheidigen hätte? Wenn ich sagte: Meine Herren, Sie müssen das nicht so wörtlich nehmen — nun, ich glaube, das glaubten sie mir vielleicht. Was würde mich das aber nützen? Sie würden erwidern: Sie hätten aber bedenken sollen, daß Sie nicht blos für gebildete Leser schreiben, sondern daß auch eine große Zahl Ungebildeter Ihre Werke lies't, die keiner Ueberlegung fähig, sich nur an den Wortverstand halten. Zu dieser Bemerkung würde ich schweigen, und sagen: laßt mich in das Gefängniß zurückführen. Alles Reden wäre doch vergebens. Stünde ich aber vor keinem deutschen heimlichen Gerichte, wären Geschworene da, und süße Volk auf den Gallerien, würde ich mich, wie folgt, vertheidigen. „Meine Herren! Der Deutsche ist ein Krokodill.

(Allgemeines Geſchrei des Unwillens. Krokodill! Krokodill! zur Ordnung, zur Ordnung!) . . . Meine Herren, der Deutſche iſt ein Krokodill. (Zur Ordnung, zur Ordnung! der Präſident: Sie misbrauchen das Recht der Vertheidigung . . . . .) Meine Herren, der Deutſche iſt ein Krokodill — aber ich bitte Sie, laſſen Sie mich doch zu Ende reden. Wenn ich ſage, der Deutſche iſt ein Krokodill, ſo meine ich gewiß nicht damit, der Deutſche ſey ein wildes, grauſames, räuberiſches Thier wie das Krokodill, und weine heuchleriſche Kindesthränen. Ich denke, gerade das Gegentheil. Der Deutſche iſt zahm, gutmüthig, ſäuberlich, aber gar nicht räuberiſch, und weint ſo aufrichtige Thränen, als ein Kind, wenn es die Ruthe bekömmt. Wenn ich das deutſche Volk ein Krokodill genannt, ſo geſchah es blos wegen ſeiner Körperbedeckung, die ganz der eines Krokodills gleicht. Sie hat dicke harte Schuppen, und iſt wie ein Schieferdach. Was Feſtes darauf fällt, prallt ab, was Flüſſiges, fließt hinunter. Jetzt denken Sie ſich, meine Herren, Sie wollten ein ſolches Krokodill thieriſch magnetiſiren; zweitens, um es ſpäter von ſeinen ſchwachen Nerven zu heilen; erſtens, um es früher hellſehend zu machen, daß es in ſein Inneres hineinſchaue, ſeine Krankheit erkenne, und die dienlichen Heilmittel errathe. Wie würden Sie das anfangen? Würden Sie mit zarter gewärmter Hand auf den Panzer des Krokodills herumſtreicheln? Gewiß nicht, Sie wären zu vernünftig dazu. Sie würden begreifen, daß ſolches Streicheln auf das Krokodill ſo wenig Eindruck machte, als auf den Mond. Nein, meine Herren, Sie würden auf dem Krokodill mit Füßen herumtreten, Sie würden Nägel in ſeine Schuppen bohren, und wenn dies noch nicht hinreichte, ihm hundert Flintenkugeln auf den Leib jagen. Sie würden berechnen, daß von dieſer großen angewendeten Kraft neun und neunzig Hundertheile ganz verloren gingen, und daß der Hunderttheil, der übrig bliebe, gerade die ſanfte und beſcheidene Wirkung hervorbrächte, die Sie bei Ihrem thieriſchen Magnetiſiren beabſichtigen. So habe ich es auch gemacht. Wäre aber das deutſche Volk kein Krokodill, ſondern hätte es eine zarte Haut, wie die ſchöne Fürſtin von ***, dann hätte ich ihm nicht geſagt, es dürfe einen Fürſten vertreiben, der eine unangenehme Naſe hat, ſondern ich hätte wie folgt mit ihm geſprochen: „„Die Fürſten — mag ſie nun Gott oder der Teufel, oder mögen ſie ſich ſelbſt, mag die weiſe Vorſehung, oder mag der Narr Zufall ſie eingeſetzt haben — ſind beſtimmt, die Völker, welche ihnen anheim gefallen, nicht blos mit Gerechtigkeit, ſondern auch mit Weisheit, nicht blos mit Weisheit, ſondern auch mit Stärke, nicht blos mit Stärke, ſondern auch mit Milde zu regieren. Wo ſie dieſes nicht thun, oder nicht vermögen; wo ſie das Recht *ſchmählich* verletzen, ihren eignen Sünden, oder denen ihrer Luſtgeſellen zu

fröhnen; wenn sie statt der ernsten Stimme der Klugheit, den Possenliedern der Thorheit ihr Ohr hingeben; wenn sie zu schwach oder zu feige sind, den Verführungen oder Drohungen fremder Fürsten zu widerstehen; wenn sie jedes Vergehen als eine Beleidigung ihrer Macht blutig und tückisch rächen — ein so mishandeltes, so mit Füßen getretenes Volk darf und muß seinen verbrecherischen Fürsten vom Throne stoßen und aus dem Lande jagen.'" Hätte ich aber so mit dem deutschen Krokodill gesprochen, wie viel von meinen Worten wäre in sein Inneres gedrungen? Wenig, Nichts, ja weniger als nichts. Ein Defizit des Widerstandes wäre dabei herausgekommen, und das Krokodill hätte meine Lehre so gedeutet: einem Fürsten, der despotisch regiere, müsse man die Civilliste verdoppeln. Darum sagte ich ihnen: ihr dürft jeden Fürsten verjagen, sobald euch seine Nase nicht mehr gefällt. Deutsche Gutmüthigkeit bringt von solcher Lehre neun und neunzig Hundertheile in Abzug, und dann bleibt gerade so viel übrig, als ihnen zu wissen gut ist, als ich ihnen beizubringen mir vorgesetzt" ... (allgemeines Beifallklatschen). Der Präsident: Alle Zeichen des Beifalls oder der Unzufriedenheit sind untersagt; wenn die Ruhe noch einmal gestört wird, werde ich den Saal räumen lassen ... Darauf ziehen sich die deutschen Geschwornen in ihr Zimmer zurück. Nach zehn Monaten, elf Tagen, zwölf Stunden und dreizehn Minuten treten sie wieder in den Saal und erklären den Angeklagten für nicht schuldig. Todesstille. Die Geschwornen sehen sich um und werden bleich. Während ihrer Berathschlagung waren Angeschuldigte, Richter, der Prokurator des Königs, der Vertheidiger, sämmtliche Advokaten und Zuhörer, alle Hungers gestorben und schon in Fäulniß übergegangen. Diese traurige Geschichte hatte in Deutschland großes Aufsehen gemacht, und Herr von Kamptz in Berlin benutzte sie geschickt und ließ in Jarke's antirevolutionärem Tendenzblättchen einen Aufsatz drucken, worin er aus der neuesten Erfahrung bewies, daß ein Schwurgericht für Deutschland gar nicht passe.

Sie aber, Sie, was halten Sie davon? Finden Sie nicht, daß ich Recht habe? Aber mein Gott! Sie haben gar nicht Acht gegeben. Sie waren zerstreut und ich weiß auch warum. Während meiner langen Rede haben Sie an nichts gedacht, als wer die Fürstin sey, deren schönen Teint ich gelobt. Ich werde mich wohl hüten, das zu gestehen. Indem ich es verschweige, werden alle deutsche Prinzessinnen die Schmeichelei auf sich beziehen und ich werde dadurch sechs und dreißig regierende Herzen gewinnen, welches mir sehr nützlich seyn kann, wenn ich einmal früher oder später in die rauhen Fäuste irgend einer deutschen Polizei plumpe.

Gestern habe ich einem Welt-Essen beigewohnt. Nicht einem Essen,

wo, wie in manchen Ländern Europens, die Welt von wenigen Mäulern gespeis't wird; sondern wo die Welt durch ihre Repräsentanten selbst speis't. Ich habe Nord- und Südamerikaner, Egypter und Ostindier, Schweden, Polen, Franzosen, Engländer, Deutsche, Schweizer, Italiener um einen Tisch versammelt gesehen. Nur Russen waren keine da; denn diese mit den Markknochen der Polen angenehm beschäftigt, verschmähen jetzt die magern Beefsteaks von gewöhnlichen Ochsen. Herr Jullien, Herausgeber der bekannten Revue Encyclopädique, versammelte seit vielen Jahren seine Freunde und die es werden sollen — das will sagen alle Welt — monatlich einmal zu einem encyclopädischen Diner. Die Gesellschaft ist gewöhnlich mehr als hundert Personen stark; gestern aber waren es höchstens dreißig. Ihnen die kleinen Götter, die berühmten Polen, Italiener, Franzosen zu nennen, wäre zu weitläufig; die berühmten Frankfurter herzuzählen wäre kürzer, aber das verbietet mir die Bescheidenheit. Von europäischem Rufe war nur ein einziger Mann gegenwärtig, Sir Sidney Smith, dessen Biographie Sie im Conversationslexikon finden. Er ist ein schöner und für sein Alter noch rüstiger Mann, und, was an einem Seehelden auffällt, er hat ganz die Art und Haltung eines feinen Parisers. Der würde nie, wie Jean Bart, Taback im Vorzimmer eines Königs rauchen. Ich habe mich sehr unterhalten. Aber, mein Gott, ich staune über die Menschen, welchen in Paris nicht aller Ehrgeiz zu Ekel wird. Diese Stadt ist eine Kloake des Ruhms, die ihn auf dunkeln und schmutzigen Wegen in den nächsten Bach schwemmt, worin er immer weiter und weiter, bis in das Meer der Vergessenheit fließt. Sidney Smith wohnt seit vielen Jahren in Paris. Seine Tochter wohnt auch hier und ist an den Baron Delmar (Ossianischer Name), einen getauften Juden und geadelten Lieferanten aus Berlin, verheirathet. Man erzählte mir von ihm, daß er nur Personen vom höchsten Stande empfange, und man, um in seinem Hause Zutritt zu erhalten, mehr Ahnen bedürfe, als man ehemals von einem deutschen Domherrn forderte. So ist es aber in allen Ländern; christlicher Adel und jüdisches Geld haben eine unglaubliche Affinität gegen einander, und darum ist die Faubourg St. Germain jeder Residenz eigentlich eine Vorstadt Jerusalems.

Ein junger Mensch aus Genf ließ, als er meinen Namen hörte, sich mir vorstellen und äußerte: er habe schon längst den Wunsch gehabt, mich kennen zu lernen. Sie wissen ja, wie ich bei solchen Gelegenheiten mit meinem Pagodenkopf wackele; ich lache mich immer selbst aus, und erst später den Andern. Der junge Neugierige nahm bei Tische seinen Platz neben mir. Ich fragte ihn, wie es ihm in Paris gefiele? Er erwiderte: Die Politi

verleide ihm seinen ganzen Aufenthalt. Ich stutzte; doch weiß ich mich leicht in solche Denkungsart zu finden. In meinem eignen Kopfe ist eine große Landstraße ganz mit dieser Gesinnung gepflastert. Ich erwiderte: ja wohl wäre es traurig, daß Politik, Regierung, Staat, Gesetz, Freiheit, Alles nur Werkzeuge, das Glück der Menschen zu bereiten; Alles nur Wege, sie zur Kunst, Wissenschaft, zum Handel, zu häuslichem Glücke, zu brüderlicher Gesellschaft, zum Vollgenusse des Lebens zu führen — daß diese Werkzeuge mit dem Kunstwerke selbst, daß die Wege mit dem Ziele verwechselt werden; daß man vor lauter Arbeiten es zu keiner Arbeit bringe; daß die grausamen Kriege der Regierungen gegen ihre Völkchen und die thörichten Völker unter sich selbst alle Kräfte der Menschheit verzehren; daß die letzte Verwünschung den letzten Athemzug ausgeben und der Frieden keinen mehr finden werde, der ihn genießt. Aber zu diesem Standpunkte der Betrachtung folgte mir der junge Mann nicht; die Politik war ihm zuwider, wie dem Dichter Robert in Baden-Baden. Darüber verwunderte ich mich.. Ich fragte ihn, ob er in Paris studire und was? Er erwiderte, daß er sich der deutschen Philosophie ergeben, und jetzt beschäftigt sey, ein Werk von Schelling ins Französische zu übersetzen. Er kannte die ganze philosophische Literatur der Deutschen, sogar die Werke Carove's, des Biographen Gottes. Im nächsten Frühling will er nach München gehen. Also das war's! Es ist nicht nöthig, daß ich mich darüber auslasse; ich habe das schon oft besprochen. Als ich ihm einmal Salat präsentirt, der noch nicht angemacht war, dachte ich: Als deutscher Philosoph hätte er es vielleicht gar nicht bemerkt.

Beim Desert wurden wie üblich Toaste ausgebracht. Zuerst: à l'union des peuples! Dann wurden alle Völker durchgetrunken. Zuerst die Polen. Herr Jullien kündigte an, die Gesellschaft würden den Generalen Romarino, Langermann und Schneider und der Gräfin Plater, der polnischen Amazone, die in diesen Tagen hier ankommen würde, im nächsten Monate ein Fest geben. Darauf stand ein junger Pole auf, Herr von Plater, Vetter der Gräfin, und dankte im Namen seiner Nation. Endlich kam auch die Reihe an die Deutschen — ganz zuletzt. Herr Jullien trank aber nicht auf die Gesundheit des ganzen deutschen Körpers, sondern nur auf die seiner schwachen Füße, auf das Wohl de cette partie de l'Allemagne, welche Freiheit habe, fordere, vertheidige. Ich, ***, und ein Berliner, den ich nicht kenne, waren die drei anwesenden Deutschen. Der Berliner war wohl ein Hegelianer, oder dachte an die Cholera oder an Köpenick und schwieg. Mir durfte zu reden gar nicht einfallen, weil ich schlecht Französisch spreche. Aber ***, der es gut spricht, forderte ich auf zu antworten. Doch er schwieg.

Und er schwieg nicht allein, er ward noch roth, als hätte er gesprochen. Stumm und roth wie ein Krebs! Ich schämte mich — nein, das ist das rechte Wort nicht — es schmerzte mich. Und warum habe ich nicht gesprochen? Der Pole vor mir sprach viel schlechter Französisch, als ich. Und mir war das Herz so voll, daß ich eine ganze Stunde hätte sprechen können, und ich hätte vermocht, Alles so schnell niederzuschreiben, als es hätte gesprochen werden müssen. Aber mir kam in den Sinn, was wohl meine Aengstlichkeit entschuldigt, aber das Gefühl derselben nur noch bitterer macht. Ich bedachte: ein Pole, ein Spanier repräsentirt ein Vaterland, sein Volk steht hinter ihm, was er spricht sind nicht Worte, er berührt Tasten, die Thaten wiederklingen, er erinnert, man hört nicht ihn, man hört die Vergangenheit, man sieht das weit entfernte Land. Aber was repräsentire ich, an welche Thaten erinnere ich? Ich stehe allein, ich bin ein Lakai und trage, wie alle Deutsche, die Livree des Grafen von Münch-Bellinghausen. Man hätte mich als einen Schriftsteller, als einen Redner beurtheilt; man hätte mich, nachdem ich gut oder schlecht gesprochen, wie einen Schauspieler beklatscht und ausgepfiffen. Da stockt das Blut, da steht die Zunge still. Mag sich schämen, wem es zukömmt. Arndt wäre freilich nicht in Verlegenheit gekommen. Er hätte gesprochen von den Sigambern und Cheruskern, von den Katten und Franken, von Allemanen, Friesen, Chaucern, Vandalen, Burgundionen, Quaden, Markomanen, Bojoariern, Hermunduren und Teutonen. Er hätte gesprochen — von Gauen, von Hermann dem Cherusker, vom Teutoburger Walde, von Marobodus und den Hohenstaufen. Aber ich bin nicht Arndt. Ich kenne nur die Deutschen des Regensburger Reichstags und des Wiener Friedens, und die sind nicht weit her.

Bei Tische wurde auch angekündigt, daß eine aus polnischen und französischen Gelehrten gebildete Gesellschaft den Vorsatz gefaßt, alle classischen Schriften der Polen, etwa fünfzig bis sechszig Bände, in das Französische zu übersetzen, um mit dem Ertrage des Werkes die dürftigen Polen zu unterstützen. Gewiß, die Franzosen haben eine gute Art, wohlzuthun. Die Rauheit ihrer Regierung gut zu machen, thut das auch Noth. Schmach und Unglück über die heuchlerischen Erbschleicher der Julirevolution! Keiner der vertriebenen Polen darf nach Paris; sie werden wie Vagabunden auf vorgeschriebenen Wegen nach dem südlichen Frankreich gewiesen. Man will sie an das mittelländische Meer führen, um sie dann bei Strafe des Hungertodes zu zwingen, unter den Truppen von Algier Dienste zu nehmen. Afrika oder Sibirien — diese Wahl gibt ihnen Louis Philipp! Um diesen Preis erkauft sich der Krämer Perrier den Bruderkuß des Grafen von Nesselrode!

Vor einigen Tagen hat man einen Menſchen feſtgenommen, der vor dem Theater ſich an den Wagen des Königs zu drängen ſuchte. Man fand Piſtolen und einen Dolch bei ihm. Mag nun ſeyn, daß die Polizei dieſen Menſchen abgerichtet, um den König zu ſchrecken und zur Tyrannei zu führen; oder mag ernſtlich ein Mordverſuch ſtattgefunden — beides ſind ſchlimme Zeichen. Dieſer König leidet an einem böſen innern Geſchwüre und er wird nie mehr geſunden.

Drei und ſechszigſter Brief.

Paris, Samstag den 17. December 1831.

Meine Briefe, wie ich geſtern hier vom Buchhändler hörte, werden beſonders viel von Engländern gekauft. So wäre ja die Zeit ſchon gekommen, die ich vorher geſagt, wo die neugierigen Reiſenden ihre Antiquités de l'Allemagne in der Hand, unſer Vaterland beſuchen. Die Engländer ſind hier wie immer voraus; ich bin ihr Vaſari, ſie kaufen mich und ſtecken mich in die Taſche.

Ich glaube es nimmermehr, daß Herr von *** geſagt hat: dieſer Dr. Börne verdiente, daß man ihm fünf und zwanzig aufzählte. Ich kenne Herrn von *** ſehr genau; ich habe vor einigen Jahren in Schlangenbad ihm täglich das Eſſen bringen ſehen; es iſt nicht möglich, daß ein Edelmann die Geſinnung eines Lakaien habe, daß ein Miniſter wie ein Stallknecht ſpräche. Indeſſen habe ich doch für den möglichen Fall, daß es wahr ſey, dem Herrn von *** die fünf und zwanzig Stockprügel in Rechnung geſetzt, und ich werde ſie ihm früher oder ſpäter vergüten.

Die Pariſer Briefe hat der Buchhändler hier ſchon alle verkauft. Sie werden in das Engliſche überſetzt. Dagegen habe ich nichts. Geiſt und Sprache der Engländer weiß ſich mit allem Deutſchen innigſt zu verſchmelzen. Aber die franzöſiſche Ueberſetzung, an die man auch denkt, würde ich hintertreiben, wenn es in meiner Gewalt ſtünde.

In der Nürnberger Zeitung, ein Unter-Blättchen, wo die Hühneraugen und Froſtbeulen der ärmſten Teufel von Schriftſtellern ſich verſammeln, heißt es in einem Schreiben aus Berlin: „Börne's Briefe aus Paris, die hier großes Aufſehen gemacht, wurden allgemein mit Verachtung und Abſcheu aufgenommen, und es iſt erſtaunlich, wie dieſer Börne, der ſonſt bei den Berlinern ſo hoch geſtanden, plötzlich ſo tief ſinken konnte.“ So oft ich ſolchen Bettelvogt-Styl leſe, bekomme ich die größte Luſt, einmal gegen mich ſelbſt zu ſchreiben, um den armen deutſchen

Miniſterial-Kanzliſten zu zeigen, wie man lügen könne, ohne ſich lächerlich zu machen. Ich weiß es beſſer, wie ich in Berlin gewirkt. Für gar viele war ich ein Pfropfenzieher, und mancher eingeſchloſſene Geiſt iſt hoch hinauf bis an die Decke geſprungen, nachdem ich ihn von der Angſt des Eiſendrahts befreit.

Montag, den 19. December.

Neulich war ich im Theater de la Gaité, welches ich früher noch nie beſucht. Seitdem haben Wind und Froſt meine Augen wieder getrocknet: denn wahrhaftig, gleich darauf hätte ich Ihnen gar nicht davon ſchreiben können. Nie in meinem Leben habe ich ſo viel geweint, als in dieſem théâtre de la Gaité. Ich hatte mich nicht vorgeſehen, hatte meine Augen nicht verriegelt, und jetzt ſtürzte die ſpitzbübiſche Rührung herein und raubte allen Verſtand in meinem Kopfe. Dieſes Theater iſt das vornehmſte unter den gemeinen, unter den Boulevard-Theatern. Das volle Haus gewährte einen wohlthuenden, ſanft erwärmenden Anblick, und nie habe ich mich zwiſchen den Akten ſo behaglich gefühlt als hier. Das Aufziehen des Vorhanges ſtörte mich jedesmal. Die Zuſchauer gehörten alle zu den niedern Bürgerklaſſen, die den Mittelſtand von dem Pöbel trennen. Meiſtens Weiber und Mädchen, ſehr wenige Männer. Sie trugen alle weiße Häubchen. Sie können ſich nichts Lieblicheres denken. Alle Gallerien rund umher, von oben bis unten und das ganze Parterre, waren weiß. Ich wußte vor lauter Wohlgefallen gar nicht, womit ich dieſen ſchönen Anblick vergleichen ſollte. Bald erſchien es mir wie ein beſchneiter Wald; bald wie ein Bleichgarten, wo die Wäſche zum Trocknen aufgehängt iſt; bald wie eine Heerde (aber gutmeinender) Gänſe; bald wie eine Lilienflur, auf welcher die wenigen vornehmen und farbigen Hüte als Tulpen hervorſtanden. Jetzt war zu bewundern der Fleiß und die Aufmerkſamkeit dieſer Zuſchauerinnen den ganzen Abend. Dieſe guten Mütter und Töchter ſind nicht abgeſtumpft, ſie gehen ſelten in das Theater, und ſehen wohl nur einmal das nämliche Stück. Sie kommen mit einem tüchtigen Hunger und wollen ſich ſatt hören und ſehen. In der Mitte der erſten Gallerie, ganz genau in der Mitte, wo bei uns die Prinzeſſinnen ſitzen, ſaß, wie ein Solitair in einem Ringe, ein Marktweib, fleiſchig, rothwangig, mit Armen wie junge Tannen. Ich konnte kein Auge von ihr abwenden. Sie hatte ihre verſchränkten Arme auf die rothgepolſterte Lehne gelegt, und ſtarrte regungslos fünf Stunden lang mit durchbohrender Aufmerkſamkeit nach der Bühne hin. Es war, als hätte ſie die Worte ſchockweiſe gekauft und bezahlt, und zählte ängſtlich nach, ob ſie keines zu wenig bekomme. Und jetzt das allgemeine Weinen! Nein, einen ſolchen Augenbruch habe ich nie geſehen. Wer

Augen hatte, weinte; wer ein weißes Schnupftuch, trocknete seine Thränen; wer ein farbiges (das ist keine Erfindung) ließ sie fließen. Ich selbst, als ich mich umhergesehen und wahrnahm, wie wenige Menschen im Hause waren, die das Recht hatten mich auszulachen, weinte auch. Der Polizei-Kommissair des Theaters, der neben mir saß, sah mich recht freundlich und gutmüthig an und dachte wohl bei sich: gäbe es doch keine schlimmere Volksbewegung als diese, dann wäre es ein Vergnügen, Polizei-Kommissair im Quartier du Temple zu seyn! Warum haben wir so viel geweint? Sie sollen es erfahren. Vorher aber ziehen Sie auf eine Viertelstunde einen Ueberrock an, setzen einen runden Hut auf — kurz — ich bitte Sie, machen Sie mir durch weibliche Bedenklichkeiten die Arbeit nicht so sauer. Ich habe wenig Zeit; Europa wartet auf mich.

Das Drama heißt: Il y a seize ans, den Stoff mögen sie wohl aus Deutschland geholt haben; aber die Bearbeitung scheint eigenthümlich. Sie ist gut genug, und für Paris von einer seltenen Vollendung. Ich habe nie ein Schauspiel gesehen, das, ohne den geringsten Kunstwerth zu haben, doch eine theatralische Wirkung hervorbringt, der man sich den andern Tag nicht zu schämen braucht. Hören Sie! Amalie, die Tochter des Grafen von Clairville, 32 Jahre alt — vergessen Sie dieses Alter nicht; sind es doch nur Jahre einer Andern! — wird gleich bei ihrem ersten Auftreten als ein höchst liebenswürdiges, höchst achtungswerthes Frauenzimmer erkannt. Sanft, bescheiden, von der zartesten weiblichen Sittsamkeit, hat ihr das reifere Alter nichts genommen, als die Leidenschaftlichkeit, mit der man in der Jugend jedes Leid erträgt, und der unvermählte Stand ihr nichts gegeben, als einen Reichthum von aufgesparter Liebe. An dem Tage, wo wir sie kennen lernen, erwartet sie den Baron von Saintval, den ihr bestimmten Gatten, um sich mit ihm zu verloben. Der Baron ist vierzig Jahre alt, und ist nicht blos ein untadelhafter Mann, sondern auch ein Mann von den angenehmsten und schätzenswerthesten Eigenschaften. Die Gräfin erkennt seinen Werth, aber sie fühlt keine Liebe für ihn. Sie liebt nicht einen andern, sie hat nie geliebt. Doch sie hat eine tiefe Abneigung gegen die Ehe, und nur um ihren Vater vor Verarmung zu schützen, in die ihn ein erlittener Unglücksfall zu stürzen droht, reicht sie dem reichen Baron die Hand. Es ist aber hier keiner von den gemeinen Händeln, wo ein pflichtvergessener Vater das Glück und die Seligkeit seines Kindes seiner eigenen Behaglichkeit aufopfert und wo ein unerfahrenes, pflichtmisdeutendes Kind ein solches Opfer bringt; sondern es findet ein edleres Verhältniß statt. Graf Clairville hatte im Jahre 1814, als der Feind nach Frankreich kam, von dem alten Baron Saintval eine halbe Million in Papieren

anvertraut bekommen. Er verſchloß das Porteſeuille in eine geheime Schublade ſeines Sekretairs, und von dort wurde es ihm auf eine unerklärliche und unerklärt gebliebene Weiſe entwendet. Der alte Baron ſtarb unterdeſſen; keiner wußte von dem anvertrauten Vermögen, nicht einmal der Sohn des Barons. Aber Graf Clairville verkannte keinen Augenblick die Stimme der Ehre und der Pflicht, und beſchloß mit Aufopferung ſeines ganzen Vermögens dem Erben ſeines verſtorbenen Freundes den Verluſt zu erſetzen. Doch durfte ihn ſeine Verarmung in alten Tagen und die Hilfloſigkeit ſeiner Tochter ſchmerzen, und als der Baron um deren Hand anhielt, ihm erlaubt ſeyn, ihre Abneigung gegen die Ehe zu überwinden, um ſeine Pflicht mit ſeinem Vortheile zu vereinigen.

In dem Hauſe des Baron Clairville und unter dem Schutze der Tochter lebte ein 16jähriger Knabe, Namens Felix. Die Gräfin hatte ihn als Findelkind aufgenommen und erzogen. Sie war dem Knaben mit mütterlicher Liebe zugethan, und dieſer hing an ihr mit der zärtlichſten Neigung eines Sohnes. An dem Tage, der zu ihrer Verlobung beſtimmt war, ſehen wir die Gräfin in der heftigſten Gemüthsbewegung. Sie hat den unvermeidlichen Entſchluß gefaßt, den Knaben vor Ankunft ihres Verlobten aus dem Hauſe zu entfernen. Sie ruft Felix herein, drückt ihn mit Schmerz und Liebe an ihre Bruſt, und kündigt ihm an, er müſſe ſie verlaſſen. Der Knabe jammert verzweiflungsvoll. Die Gräfin kann nicht anders — den Knaben zu beruhigen, ihm die Nothwendigkeit ſeines harten Geſchicks zu erklären, ihr eigenes Herz zu rechtfertigen, muß ſie ihm geſtehen, daß ſie ſeine Mutter ſey. Jetzt vermähle ſie ſich; ihre Ehre, ihr Glück, ihre Ruhe hänge von dem Geheimniſſe ab, das den achtſamen Blicken ihres Gatten nicht lange verborgen bleiben könne. Sie müßten ſich trennen. Felix iſt entzückt, in der geliebten Pflegemutter ſeine wahre Mutter zu finden. Er hat Alles verſtanden, er begreift Alles, mit männlicher Faſſung erträgt er ſein trauriges Geſchick, und iſt zum Opfer entſchloſſen. Er verſpricht ſeiner Mutter, er werde das Geheimniß ewig bewahren, ihre Ehre ihm heilig ſeyn. Felix wird der Begleitung eines alten Pächters anvertraut, der von dem Geheimniſſe weiß. Er ſoll nach Paris geführt werden, wo die Gräfin für ihn ſorgen will. Bei der Trennung gibt ſie ihm Diamanten von großem Werthe und vieles Geld mit. Der Knabe geht, und der Verlobte kömmt an. Baron Saintval hat immer eine Art Kälte in dem Betragen der Gräfin gefunden, eine unerklärliche Zurückhaltung, und der verſteckte Kummer in ihren Zügen war ihm nicht entgangen. War es Abneigung gegen ihn, war es etwas Anderes — er wußte es nicht zu deuten. Jetzt im Begriffe, ein unauflösliches Band zu knüpfen, ſuchte er die Gräfin

auf die liebevollste und zarteste Weise dahin zu bringen, daß sie ihm ganz ihr Herz öffne. Aber selbst die edelste Frau kennt den engen Schmugglerpfad, der sich zwischen der Wahrheit und der Lüge hinschlängelt, und weiß sich durchzuschleichen. Der Baron ist beruhigt, ist glücklich und hofft, die Freundin werde ihn noch lieben lernen. Der Ehevertrag wird unterzeichnet.

Im zweiten Akte sehen wir die Scene in einem Walde. Dort, zwischen Felsen, ist eine Bande jener Brandstifter versammelt, die im letzten Jahre der Regierung Karls X. einen Theil Frankreichs verwüsteten, und deren Treiben man damals einer höllischen Politik der Regierung zuschrieb. Die Brandstifter waren benachrichtigt, daß sie von Soldaten verfolgt würden, und da der Weg zu ihrem Schlupfwinkel über eine schmale Brücke führte, die über einem Abgrund hing, sägten sie die Balken, welche die Brücke trugen, so durch, daß man es äußerlich nicht wahrnahm, damit sie unter den nacheilenden Soldaten einbräche. Jetzt kam Felix mit seinem Begleiter. Der alte Pächter betrat zuerst die Brücke, sie brach, und er stürzte in die Tiefe, rettungslos. Felix springt entsetzt zurück, schreit nach Hülfe, und sinkt mit herzzerreißendem Jammer besinnungslos zu Boden. Ein alter Bettler von der Mordbrenner-Bande gibt dem Knaben liebreiche Worte, und bietet sich an, ihn bei hereinbrechender Nacht in eine nahe Pächterswohnung zu bringen. Der Bettler wollte diese gute Gelegenheit zu einer Schandthat benutzen. Ihm war von seinen Obern der Auftrag ertheilt worden, eben in jener Pächterswohnung Feuer anzulegen, und Felix mußte ihm dazu dienen, sich mit guter Art dort einzuführen. Er begleitet den Knaben dahin. Dort bei dem reichen Pächter war man gerade mit einem fröhlichen Erndtefeste beschäftigt. Der Knabe, dessen Unglück der Bettler erzählt, wird aufs liebreichste aufgenommen; man sucht ihn zu beruhigen, man tröstet ihn. Um seine Herkunft, um seine Eltern befragt, schweigt Felix und weis't sanft, doch entschlossen, die Theilnahme zurück. Das befremdet; doch die guten Leute schreiben es dem Schrecken, der Verwirrung des Knaben zu. Der Bettler wird von den Pächters-Leuten für seine gutmüthige Sorge um den Knaben gelobt, beschenkt und eingeladen, die Nacht im Hause zuzubringen. Er lehnt das Anerbieten unter einem Vorwande ab und entfernt sich. Dem krankmüden Felix wird ein Lager bereitet. Als dieser eingeschlafen und Alles im Hause ruhig war, schleicht sich der Bettler ins Haus zurück, wirft eine Brandbüchse auf ein Strohdach und eilt davon. Der Vorhang fällt.

Im folgenden Akte sehen wir die Pächterswohnung, noch den vorigen Tag ein Sitz des Wohlstandes, des Glücks und der Fröhlichkeit, in eine wüste Brandstätte verwandelt, und hören das Jammergeschrei der zu Grunde

gerichteten Landleute; Felix, von Gensd'armen bewacht, bleich und verstört, steht vor dem Maire und wird von ihm vernommen. Der Verdacht der Brandstiftung fiel auf ihn. Er war der einzige Fremde im Hofe, sein geheimnißvolles Wesen hatte gleich bei seinem Eintritt Aufmerksamkeit erregt, und übrigens war bekannt, daß Knaben zu solchen Brandstiftungen gebraucht wurden. Felix soll dem Untersuchungsrichter seinen Namen, Wohnort und seine Herkunft angeben; er sagt: das müsse er verschweigen. Man untersucht seine Taschen und findet Diamanten und Geld darin. Woher er sie bekommen, erklärt er nicht. Endlich wird er von Einem der umhergesammelten Landleute erkannt, der ihn früher auf dem Gute des Grafen Clairville gesehen. Felix behauptet standhaft, er kenne den Grafen Clairville nicht. Es wird ihm angekündigt, er würde dahin geführt werden. Der unglückliche Knabe, eingedenk seiner Mutter und ihres fürchterlichen Geheimnisses, geräth in Verzweiflung, fleht jammervoll, man möchte ihn nur nicht auf das Gut des Grafen Clairville bringen, er wolle Alles eingestehen. Ja, er habe die Diamanten und das Geld dort gestohlen, er habe das Feuer angelegt. Nach diesem Geständnisse war es um so nöthiger, ihn auf das Gut zu bringen, und Felix wurde unter Bewachung, von dem Maire begleitet, nach Clairville geführt. Dort wurde am nämlichen Morgen die Trauung der Gräfin Clairville mit dem Baron Saintval vollzogen. Die Neuvermählten kommen aus der Kirche, eine glänzende Gesellschaft war im Salon versammelt, die Zeit vor dem Hochzeitsmahle mit Spiel, Musik, Tanz zu verbringen. Die Gräfin war heiter, ihr Mann glücklich. Da wurde der Maire gemeldet, der in einer Sache, die das allgemeine Wohl beträfe, den Herrn und die Dame des Hauses sprechen müsse. Man läßt ihn eintreten (Felix, in einem Wagen bewacht, bleibt unten im Hofe). Der Maire wendet sich an die Gräfin, und fängt seine Geschichte zu erzählen an. Diese begreift anfänglich nicht. Man hält ihr die Diamanten und den Geldbeutel vor Augen, die man bei Felix gefunden. Da wird es bei der Gräfin fürchterlich Tag; doch noch faßt sie sich. Sie erklärt, sie habe das Alles dem Knaben geschenkt. Der Maire erwiderte: der Knabe selbst bekenne, es gestohlen zu haben. Die Gräfin begreift Felix' Edelmuth, der, ihr Geheimniß nicht zu verrathen, lieber freiwillig ein Verbrechen auf sich nahm. Der Maire erwiderte: wie sie aus zartem Mitleide den Diebstahl, den der Knabe begangen, verschweige; aber die Gerechtigkeit dürfe sich nicht abwenden lassen; der Knabe habe sich auch der Brandstiftung schuldig gemacht, und er müsse ihn den Gerichten überliefern. Auf seinen Wink wird Felix in den Saal geführt. Die Gräfin drückt ihn leidenschaftlich, angstvoll an ihre Brust. Felix flüstert ihr zu, sie möge sich nicht verrathen,

er habe nichts ausgesagt. Sie aber kann ihr Herz nicht mehr bemeistern, ihre Mutterliebe bricht in lichte Flammen aus, und ihr Gatte, ihr Vater, die fremden Gäste alle, vernehmen mit Entsetzen aus ihrem Munde den Schmerzensruf: Felix ist mein Sohn! Es war eine fürchterliche Scene. Ich erleichterte mir sehr das Herz, indem ich die alberne Figur betrachtete, die der frische Ehemann machte, als ihm die lebendige Mitgift seiner Frau vorgezählt wurde. Der alte Vater geräth in Verzweiflung. Er zieht den Degen und will seine Tochter durchbohren, die ihn entehrt hat. Er reicht den Degen dem Baron und bittet ihn, in seinem Blute die erlittene Beschimpfung abzuwaschen. Die Gräfin sinkt ohnmächtig nieder und der Vorhang fällt.

Im letzten Akte erscheint die Gräfin gefaßt. Sie hatte den Schmerz ausgeleert, und es blieb ihr nur noch ihre Pflicht übrig. Sie hat beschlossen, in ein Kloster zu gehen, und von allen Sorgen des Lebens nur noch die für ihren Felix zu behalten. Sie schreibt ihrem Vater einen Brief, ihm die dunkle traurige Geschichte zu erklären. Sie erwartet den Besuch ihres Mannes, der schon alle Anstalten zu seiner Abreise hat treffen lassen, und sie zum Abschied noch einmal sehen wollte. Es ist eine dumpfe Scene, wobei Einem wehe wird. Der Baron liebt Amalie, aber hier war keine Rettung für sein Herz; es mußte entsagen. Die Gräfin erklärt: es werde ihren eigenen, es werde den Schmerz, den, wie sie hoffe, er selbst empfinde, mildern, wenn sie ihm die Ueberzeugung gebe und er sie mitnehmen könne, daß sie seiner Achtung nie unwürdig war. Sie wolle ihm darum ihre unglückliche Geschichte erzählen. Achtung! Der Baron macht ein Gesicht wie ein Schaf. Er bittet sie, um Gotteswillen zu schweigen; er wolle nichts hören; er liebe sie, und es wäre ihm zu schmerzlich, erfahren zu müssen, daß früher als er, schon ein Anderer ihre Liebe besaß. Die Gräfin erwidert mit leidenschaftlicher Heftigkeit: Liebe? Ich geliebt? Jamais! Der arme Baron wird ganz verwirrt im Kopfe. Die arme Gräfin, von Schmerz und Scham niedergeworfen, fällt zu seinen Füßen und erzählt Folgendes: vor 16 Jahren, im Jahre 1814, als sich der siegende Feind Paris nahte, habe sie ihr Vater, sie in Sicherheit zu bringen, auf ein Gut eines seiner Pächter geführt. In einer Nacht wurde das Dorf überfallen; Alles ging in Rauch und Flammen auf, Alles wurde geplündert, niedergemetzelt. Der Pächter verbarg sie, das sechszehnjährige Mädchen, schnell in eine dunkle Höhle; kein Lichtstrahl drang hinein . . . Sie war noch nicht dunkel genug für die Erinnerung . . . Die Gräfin hält sich die Hände vor die Augen — wir wissen Alles. Felix, ihr Sohn, ist 16 Jahre alt. Die Gräfin erhebt sich und bricht in einen Strom von Thränen aus. Der auf-

hauchende Baron wird immer starrer und starrer, bis er wie zerschmettert zu den Füßen der Gräfin niedersinkt. Er wolle die Geschichte zu Ende erzählen. Er frägt nach dem Namen des Dorfes, sie nennt es ihm. Da zieht er einen Ring vom Finger. Die Gräfin, als sie ihn erblickt, schreit: es ist der Ring von meiner verstorbenen Mutter, den ich damals getragen. Der Graf: ein Verbrechen hat dich vor sechszehn Jahren zu meiner Gattin gemacht! . . . Und nun dieses Gemisch von Wonne und Schmerz! Es war nicht zu dichten und nicht zu spielen, aber es war zum Weinen. Felix tritt herein: der Baron durchwühlt seine Gesichtszüge, erkennt seine eigenen, und drückt entzückt den Knaben an sein Herz, dem er kurz vorher das Herz hätte durchbohren mögen . . . Ist das nicht die schönste garstige Geschichte von der Welt, und muß man nicht erstaunen, daß der Mensch seine Phantasie foltert, um Leiden von ihr zu erfahren, die das boshafteste Geschick dem Menschen nie angethan?

Mittwoch, den 21. December.

Die Unglückseligen! Sie lassen uns ja keine Ruhe, sie verhöhnen unsere Friedlichkeit und fordern uns zu einem Kampfe heraus, den sie fliehen, sobald wir ihn angenommen! War ich doch vorgestern auf dem Wege, ein ordentlicher Mensch zu werden und ein Schriftsteller von Gerstenzucker. Ein Mährchen hatte ich im Kopfe und eine Novelle, und beide — ich schmeichle mir gewiß nicht zu viel — hätten in der Wiener Theaterzeitung gedruckt werden dürfen. So war ich, und heute bin ich wieder ein schrecklicher Nußknacker. Alle zerbrochene Schalen mögen über die kommen, die mich verhindert, mein Mährchen und meine Novelle zu vollenden. Montag ging ich um zwei Uhr aus dem Hause, um mein tägliches Bewegungs-Pensum abzulaufen: die Boulevards entlang bis auf den Bastillen-Platz, und von da am Wasser zurück. In der Passage de l'Opéra kaufte ich mir ein Zahnpulver, Poudre-Naquet dentifrice balsamique, pour donner aux dents la blancheur de l'ivoire. Ich las im Gehen den Zettel, in den das Schächtelchen gewickelt war. Es waren Wiegen-Epopoea für mein unruhiges Herz. Wie Herr Naquet sagt: „Als ich wegen herannahenden Greisen-Alters, und meiner hinfälligen Gesundheit, meinen Parfümerie-Handel aufgab, wollte ich ein Kunstwerk zum Vorschein bringen, auf das ich die Sorgen meines ganzen Lebens verwendet, ohne doch je das gewünschte Ziel erreichen zu können . . . Auf dem Lande, wohin ich mich zurückzog, im Schoße der Einsamkeit und des süßern Friedens, gelang es mir endlich, nach einer unzähligen Menge von Versuchen, ein balsamisches Zahnpulver zu Stande zu bringen . . . Weder die glänzenden

Anerbietungen meiner Nachfolger; weder die Sorgen, noch die unermüdete Geduld, die ein so großes Werk erfordert, noch die große Zahl der angeblichen Psilodantes, die man unter prächtigen Titeln der Welt darbietet — nichts, nichts konnte meinen Entschluß wankend machen. Und ich hatte recht ... Der Menschheit nützlich zu seyn, den Frauen zumal, war immer mein einziger Wunsch und wird es immer bleiben ... Der Mund, die Wohnung der Grazien und der zauberischen Schönheit, zog schon von der frühsten Jugend an all' mein Denken auf sich, ich weihte ihm meine Sorgen und meinen Eifer, und ich war glücklich genug, der Welt einige Erzeugnisse darzubieten, die mir ihren Beifall erwarben. Doch, ich darf es kühn behaupten, nie gab ich ihr ein Zahnpulver, das diesem gleicht; ein Zahnpulver, das, indem es die Zähne weiß macht, ihren Schmelz bewahrt, das Zahnfleisch befestigt, und in dem Munde ein schimmerndes Hochroth, und einen Balsam-Duft verbreitet ... Soll ich von der Allmacht jenes Zauberbüchleins sprechen, wenn es dem entzückten Blicke eine Doppelreihe von Perlen darbietet, die zwischen glänzenden Corallen schimmern? Nein, hochberühmte Dichter, anmuthige Federn haben diesen Gegenstand behandelt, meine Farben werden bleich erscheinen neben jenen. Ich habe mehr gethan. Ich habe mich mit etwas beschäftigt, das nicht weniger schwer, doch weit nützlicher ist, als die Beschreibung eines schönen Mundes; ich habe das Mittel gesucht, und nach langen mühevollen Arbeiten es gefunden, wie man den Mund immer schön erhalte. Die Schachtel kostet 3 Fr. 50 c., eine halbe 2 Fr. ...“ Und so träumte ich mich in das Mährchen hinein: Von der schönen, holdseligen Fee Conferenz, deren Mund lächelte wie Morgenroth, deren Zähne glänzten wie Sonnenstrahlen, und wo sie vorüberschwebte, verwandelte sie Tag in Nacht. Die schlafenden Vögel erwachten und sangen ihr Morgenlied. Die Blumen neigten ihr Haupt vor ihr. Was lebte, zog ihr jubelnd entgegen. Und sie fesselte einen Königssohn, der sich in Liebe für sie verzehrte. Er ermordete seinen Vater, und dann führte sein eignes Volk ihn auf das Blutgerüste. Ehe sein Haupt fiel, rief der Unglückliche die Rache des Himmels an. Die Fee war eine böse giftige Zauberin. Da berührte sie ein guter Geist, der mächtiger war als sie, mit leichter Hand, und sie zerstiebte in ein blutrothes Pulver ... An der Ecke der Richelieu-Straße war das Mährchen fertig.

Einige Schritte weiter, bei den Variétés, umgab ein großer dichter Menschenkreis ein Frauenzimmer von etwa vier und dreißig Jahren, in deren blassen Zügen Spuren einer großen Schönheit zu erkennen waren. Sie war nicht vornehm, aber anständig und reinlich gekleidet. Sie kniete auf dem regenfeuchten Boden und herzte einen alten garstigen Pudel, der

frohlockend an sie heraufsprang. Was um sie her gesprochen, gelacht wurde, kümmerte sie nicht, sie hatte die Welt vergessen über ihren Fund. Am Morgen hatte sie ihn auf der Straße verloren, und nach einigen Stunden, an dieser Stelle — ein Wunder in Paris — ihn wieder gefunden. Ich machte eine Novelle daraus. Von dem Hunde des treulosen Geliebten. Er kam nicht wieder. Am dritten Abend vergeblichen, schmerzlichen Erwartens, scharrte es an Antoniens Thüre. Sie öffnete sie, und blieb mit sprachlosem Entzücken stehen. Es war der Hund des Geliebten. Sie horchte nach seinem Tritte, sie lehnte sich über das Treppengeländer und schaute hinab. Er kam nicht. Da verfiel sie in stillen Wahnsinn. Jeden Abend setzte sie, wie sie es gewohnt war, zwei Gedecke auf den Tisch. Auf einem Stuhle neben ihr saß der Hund, dem sie den Namen Heinrich gab. Sie legte ihm das Essen auf den Teller. „Willst du denn davon nicht, Heinrich? das hast du ja immer gern gehabt"; dann brach sie in Thränen aus und warf sich jammernd auf die Erde. Der Hund sprang vom Stuhle und wimmerte zu ihren Füßen.

Jetzt kam ich an die Montmartre-Straße. Da sah es aus, wie in einem Feldlager. Dragoner, Husaren, Gensd'armen, Fußvolk, zahllose Schaaren von Polizei-Wachen hielten die Straßen besetzt, die von den Boulevards seitwärts führen. Große Soldaten-Trupps zogen auf und ab. Ich fragte einige aus dem zahlreich versammelten Volke, was das bedeute? Die Studenten hatten sich vereinigt, in feierlichem Zuge dem General Romarino, der in der Straße Montmartre wohnte, eine Ehrenfahne zu überreichen. Die bewaffnete Macht jagte sie zurück und zerstreute sie mit unerhörter Mishandlung. Da ergrimmte ich wieder, und fort Mährchen, fort Novelle! Ich verstand das gleich. Wort für Wort wußte ich vorher, was Casimir Perrier an diesem Tage (er sollte über die Lyoner Gräuel Rechenschaft geben) in der Kammer sagen, was seine Papagayen auf der Börse und in den Zeitungen ihm nachplaudern würden. Schon den Tag vorher waren die Studenten in gleich großer Zahl zu den polnischen Generälen gezogen. Die Polizei setzte sich nicht entgegen und Alles lief ruhig ab. Kein Bürger zeigte Furcht, kein Laden wurde geschlossen, der Verkehr nicht im geringsten gestört. Den folgenden Tag hatten die Minister sich gegen den vorausbekannten Angriff der Opposition zu vertheidigen. Es that ihnen Noth, ihren Söldnertrupp und ihr Angstgefolge enge zusammenzuziehen und zum Kampf anzufeuern. Der Zug der Studenten kam ihnen erwünscht entgegen. Man stellte sich, als habe man Furcht, um bei den Bürgern Furcht zu erregen. Man ließ die bewaffnete Macht auf den Straßen toben. Schrecken verbreitete sich. Die Läden wurden geschlossen. Das wollte man. Die

Kaufleute, die gerade um dieſe Weihnachtzeit mehr in einer Woche verkaufen, als ſonſt in ganzen Monaten, ſollten gegen die Männer der Freiheit, der Bewegung, gegen die Unruheſtifter muren, und ihren Schmerz und ihren Zorn der Rache ihres Krämer-Gottes, Caſimir Perrier, überlaſſen. Bei ſolchem ſchändlichen, kleinlich tückiſchen Treiben der Staatsgewalt — kann man da Novellen ſchreiben? Nein. Ich verfaßte eine donnernde Zornrede, breit und erhaben wie keine früher; zehn Galgen hoch. Nicht dieſen Perrier allein, alle Perriers Europa's hatte ich niedergeſchmettert. Ich hatte mich abgekühlt und war zufrieden mit mir. Aber wie wurde ich beſchämt! Ich kam bis auf den Boulevard du Temple. Wie wurde ich da beſchämt von einem Manne, der ſprachlos da ſtand, aber mit einer einzigen Bewegung die Regierung beredtſamer ſtrafte, als ich mit tauſend Worten es gethan. Es war ein ſtattlicher kräftiger Mann aus dem Volke, mit ſonnenbraunem Geſichte, feurigem Blicke, buſchigen Augenbraunen. Er trug Beinkleider und Hausmütze eines Nationalgardiſten; den Rock hatte er abgelegt, und die zurückgeſtülpten Hemdärmel zeigten nervige Arme, zum Dreinſchlagen geübt und ſtets bereit. Dieſer Mann war eine Wachsfigur. Erfahren Sie vorher, daß man hier ſeit einem Jahre die abgenutzten, altherkömmlichen Wachsfiguren vervollkommnet hat. Durch mechaniſche Vorrichtnng hat man ihnen Bewegung gegeben; ob allen, oder nur denjenigen, die außer den Buden zum Anlocken ſtehen, weiß ich nicht, da ich nie in eine ſolche eingetreten. Der Mann, von dem ich ſpreche, der Muſter-Franzoſe, ſtand ſo wie ich ihn beſchrieben, mit verſchränkten Armen unter einem kleinen Zelte, deſſen Inneres eine Landſchafts-Dekoration vorſtellte. Es war eine Felſengegend, im Hintergrunde das Thor einer Stadt oder eines Dorfes. Der Mann ſchien aus der Fremde in die Heimath zurückgekehrt zu ſeyn. Jetzt erhob er den Kopf und ſah ſich im Vaterlande um. Trauer und Schmerz, Zorn und Verachtung malten ſich in ſeinen ſchwarzen Augen. Jetzt ſenkte er Kopf und Blick zur Erde, und eine Bewegung des Mitleids zuckte ihm durch Arme und Schultern, leiſe und trübe, wie der Schatten einer Wolke. Doch, hat vielleicht meine Phantaſie das Alles in den Mann hineingedichtet, oder mein Spott hineingelogen? Nein, nein. Ueber ſeinem Kopfe hing eine Tafel, worauf mit großen Buchſtaben: France geſchrieben war. Hätte Louis Philipp dieſes trauernde Frankreich von Wachs geſehen, es wäre ihm durch Mark und Bein gedrungen — oder er wäre kein Menſch, und dann wäre nichts Menſchliches von ihm zu fordern. Ich aber ſchämte mich meiner Rede aus Worten. Wäre ſie geſchrieben geweſen, hätte ich ſie verbrannt; da ſie nur gedacht war, warf ich ſie in die Lethe.

Donnerstag, den 22. December.

Guten Morgen, ob Sie es zwar nicht verdienen. So heruntergebracht haben Sie mich, so demüthig haben Sie meine Hoffnung gestimmt, daß ich nicht einmal heute einen Brief erwarte, ob es zwar der sechste Tag ist, daß ich Ihren letzten erhalten.

Also mein Eduard hat Ihnen so sehr gefallen, daß Sie ihn umarmt haben? Der glückliche Eduard! Er ist jünger als ich.

In der Münchner Hofzeitung wurde gestern wieder einmal geraffelt. Ich glaube, man sieht die deutschen Leser für Vögel an. Ach, daß es nicht wahr wäre! Es ist zum Erstaunen, wie gemein und schlecht jenes Aristokraten-Manifest wieder geschrieben ist. Es scheint, die Minister dort lassen ihre Kriegs-Artikel von ihren Köchen verfertigen. So sehr hat die Macht allen Credit verloren, daß sich nicht einmal ein Wortkrödler findet, der, die Armuth ihrer Gesinnung zu bedecken, ihnen auf einen Tag einen anständigen Rock leiht. Wie habe ich es diesmal getroffen, wie genau habe ich Alles vorher berechnet! Es war mir klar, daß es jetzt darauf ankäme, jetzt, wo der Kampf in Deutschland beginnt, kein Juste-Milieu aufkommen zu lassen, das die Streitenden trennend, sich bald dort, bald hier hinneigend, um von beiden Seiten Vortheil zu ziehen, einen sumpfigen Frieden bildet, der die Luft verpestet und nur den quakenden Fröschen wohl thut. Die Franzosen haben kein Temparement zum Juste-Milieu. Was wir jetzt sehen, ist nur ein künstliches Schaukelsystem, das keine Dauer haben wird. Bald wird das Brett den Schwerpunkt verlieren, und auf der einen oder andern Seite überschnappen. Die Deutschen aber bilden einen gebornen Mittelstand. Die schaukeln nicht, sie nageln den Wagebalken fest, schmieden eiserne Klammern darüber, legen noch Felsenstücke darauf, und zu größerer Beruhigung sich selbst mit ihrer ganzen Breite, und solche gutgewahrte, nichts entscheidende Gleichgültigkeit könnte noch manche zehn Jahre überdauern. Darum schien mir gut, meine Gesinnung und deren Ausdruck auf das äußerste zu treiben, um meine Gegner zu verleiten, daß sie das nämliche thun. O ganz prächtig ist mir schon mancher in die Falle gekommen! Es gibt keinen besseren Jagdhund, das Lager der Tyrannei aufzufinden, als ich einer bin; ich wittere sie auf hundert Stunden weit. Die Münchner Sau habe ich auch herausgestöbert. In meinen Briefen ereiferte ich mich darüber, daß kein Deutscher in Paris an den Kämpfen der Julitage Theil genommen. Von den deutschen Handwerksburschen, bemerkte ich, wundert mich das nicht. Diese hätten bei Freiheit und Gleichheit nichts zu gewinnen; denn während ihrer Jugend dürften sie betteln, und im Alter die Zunfttyrannen machen. *Das machte* den bairischen Diplomaten-Lehrjungen den Kopf verlieren,

und er ſchrie auf: Seht Ihr, ſeht Ihr, wie thöricht Ihr ſeyd mit Eurer Staatsreform? Seht Ihr, wie die Zunftverfaſſung gedankenloſe, folgſame, leicht zu regierende Unterthanen bildet? Und Ihr wollt die Zünfte aufheben? ... So haben ſie früher nicht geſprochen. Das Zunftweſen war der Herrſchſucht immer lieb geweſen; aber ſie vertheidigten es mit ſchönen Worten von Bürgerwohlſtand, Flor der Gewerbe; das Geheimniß ihrer ſchlauen Staatskunſt verriethen ſie nie dem Volke. Ich werde Ihnen in meinem nächſten Briefe noch andere Geſchichten erzählen, wie ich durch Feuer und Rauch die verborgene Schelmerei aus ihrer Höhle hervorgelockt. Die miniſterielle Klatſch-Liſe in München, um meine Ehre zu verdächtigen, um meinen Muth herabzuſetzen, erinnert mich an einen „gewiſſen Vorfall auf dem Frankfurter Komödienplatz" und meint, es käme mir nicht zu, den Deutſchen ihre Feigheit in Paris vorzuwerfen. Wenn man etwas Beſchämendes von mir wußte, warum erzählte man denn den Vorfall nicht? Sollte man etwa auf eine alte Geſchichte mit dem Schauſpieler Heigel anſpielen? Aber damals hat ſich das Chriſtenthum ſehr hundsföttiſch benommen; ich aber habe mich als tapferer Makkabäer gezeigt. Jude, Jude! das iſt der letzte rothe Heller aus der armſeligen Sparbüchſe ihres Witzes. Aber nach Allem, ich wollte, es gäbe mir Einer die drei Louisd'or zurück, die ich für mein Chriſtenthum dem Herrn Pfarrer verehrt. Seit achtzehn Jahren bin ich getauft und es hilft mir nichts. Drei Louisd'or für ein Plätzchen im deutſchen Narrenhauſe! Es war eine thörichte Verſchwendung.

Freitag, den 23. December.

Geſtern bin ich geſtört worden, den Brief zu endigen und abzuſchicken, wie ich es gedachte. Erſtens, durch Ihren prächtigen fünfſeitigen Brief. Dann geſtört durch einen Brief, den ich gleichzeitig von Campe erhielt; dann durch überſchickte Zeitungen; dann durch einen andern Zeitungsartikel aus Deutſchland, den man mir mitgetheilt; endlich durch die Bewegung, die das Alles in mir hervorgebracht. Es war eine freudige Bewegung, das ſchwöre ich Ihnen. Es geht ja Alles herrlicher, als ich zu träumen gewagt. Wenn Sie hoffen, die Nachricht von der Entziehung meiner Penſion würde ich nicht als eine perſönliche Sache anſehen, ſondern es zum großen Ganzen rechnen — laſſen Sie meinem Herzen Gerechtigkeit widerfahren. Nicht genug Gerechtigkeit laſſen Sie aber meinem Kopfe widerfahren, wenn Sie glauben, ich würde das zu den Unglücksfällen dieſer trüben Tage zählen. Es iſt ja keine Niederlage, es iſt ein Sieg der guten Sache. Kann mir denn etwas willkommener ſeyn, als daß ich ihre Leidenſchaft entflammt, ſie dahin gebracht, in ihre hölzerne mechaniſche Tücke Blut und Leben zu bringen und aus glühendem Haſſe zu thun, was ſie früher nur mit eiskalter Politik

begangen? Die Frankfurter Regierung hatte gar nicht das Recht, mir Pension zu entziehen; denn nicht sie, sondern die deutsche Bundesversammlung hatte mir, wie allen Staatsdienern des Großherzogthums Frankfurt, die Pension zuerkannt. Der Senat glaubte auch gewiß nicht, das Recht zu haben, dachte auch nimmermehr daran, es sich anzumaßen; aber irgend ein Diplomat befahl, drohte vielleicht und der feige Senat gehorchte angstzitternd wie immer. Daß man mir sagen ließ, ich solle nach Frankfurt kommen, um ein Amt zu übernehmen, das — ich glaube es gern, um meiner Verachtung eine Grenze zu setzen — war ein Vorwand, um, wenn ich der Einladung nicht folgte, mir die Pension nehmen zu können. Der Senat weiß recht gut, daß noch weniger als ich mich dazu verstünde, in Frankfurt ein Amt zu bekleiden, er sich dazu verstehen würde, mir eins zu übertragen. Das glaube ich. Aber nimmermehr kann ich glauben, daß man mich nach Frankfurt hat locken wollen, um mich der Rache Oestreichs oder Preußens auszuliefern. Es wäre zu schändlich, zu niederträchtig! Daß Herr von Quaita gleich nach Erscheinen meiner Briefe geäußert, man werde mir meine Pension entziehen, das war natürlich. Er konnte es früher wissen als der Senat, denn er ist das Sprachrohr der lispelnden Diplomatik, und was man in Wien flüstert, schreit er den alten Bürgern im Römer zu. Den Senator von Haiden, ich kenne ihn. Ja, ich sehe ihn roth werden; er ist ein edler Mensch. Ich selbst erröthete darüber, ich, den doch die Schandthat getroffen, der sie nicht begangen. Ruhen lassen will ich die Sache gerade nicht. Helfen wird mir keine Klage; der Bundestag, der hier entscheidet, ist selbst Partei. Zuerst wäre abzuwarten, daß mir der Senat ein Dekret seines Beschlusses zukommen läßt. Reden Sie mit *** darüber, ob ein solches zu erwarten, wenn nicht, wie ich eine solche Mittheilung erzwingen kann. Er möge mir auf jeden Fall eine Vollmacht zum Unterzeichnen schicken, dann wollen wir uns darüber besprechen. Die Sache soll öffentlich werden, das ist meine gute Absicht. Zu gewinnen ist unmöglich. Wenn die Frankfurter Advokaten etwas in Masse für mich thäten, so wäre es schön; aber ich hoffe es nicht. Wenn es R. gut findet, will ich einen offenen Brief an die Advokaten drucken lassen und ihn nach Frankfurt schicken. Ich muß aber darin sprechen dürfen auf meine Weise. Das, fürchte ich, schüchtert ihren guten Willen zurück. R*** Rath werde ich auf keine Weise in dieser Sache verschmähen, sobald er mir nur frei läßt, meine Angelegenheiten an die allgemeine zu knüpfen. Für meinen persönlichen Vortheil allein habe ich eine schwache Zunge und eine stumpfe Feder. —— Die Angst für mein Nassauer Geld ist lächerlich. Wie können Sie denken, daß ein Staat aus einer kleinlichen Rache seinen ganzen Kredit umstoßen

ſolle? Aber Euere Furcht iſt bezeichnend genug. Wie weit muß es in Deutſchland gekommen ſeyn, daß man ſolche Gewaltthätigkeiten für möglich hält? — Aus Campe's Brief theile ich Ihnen in meinem Nächſten einiges mit. Heute nur ſo viel das Papier verſtattet. Menzel ſchrieb ihm: „Sie werden meine in dieſen Tagen erſchienene Kritik der Börne'ſchen Briefe erhalten. Kein Verbot, keine Winkelkritik wird je im Stande ſeyn, Börne den wohlverdienten Lorbeerkranz zu entreißen. Sein Genie ſichert ihm für alle Zukunft eine der ehrenvollſten Stellen unter den erſten unſerer Literatur. Sein edles Zornfeuer macht ihn jedem wahren Patrioten im höchſten Grade achtungswerth. Selbſt das frivole Hundegebell, das ſich gegen ihn erhebt, ehrt ihn, und die Nachwelt wird es erkennen."

In einem neuen Zeitungsartikel gegen meine Briefe heißt es unter andern Merkwürdigkeiten: ich wäre erboſ't gegen alle Leute von Rang und Stand, weil ich ſelbſt kein Hofrath wäre; erboſ't gegen die Reichen, weil ich arm ſey; erboſ't gegen die Fürſten, weil ich keine Hoffnung hätte, je ſelbſt ein Fürſt zu werden. Iſt das nicht himmliſch? Reden Sie. Ich arm? Iſt mein Herz allein nicht eine Million werth? Ich lege die ganze Million zu Ihren Füßen. Verſchmähen Sie ſie nicht; ich kann doch noch einmal Fürſt werden. In Verſteigerungen kauft man oft die koſtbarſten Sachen um weniges Geld.

Vier und ſechszigſter Brief.

Paris, Samstag den 24. December 1831.

Dr. Rießer in Hamburg hat für mich gegen meinen Eduard geſchrieben; aber weder in Hamburg noch in Altona wollte die Cenſur den Druck der Schrift erlauben. Sie wird jetzt in Braunſchweig gedruckt. So ſind die deutſchen Regierungen! So ſchamlos iſt ihre Cenſur! So ſind die freien Städte — welche die Monarchen nur darum fortbeſtehen ließen, um republikaniſche Regierungsformen lächerlich und verächtlich zu machen, um zu zeigen, daß ein Senat von Bürgern ſo knechtiſcher Geſinnung ſeyn könne, als ein Staatsrath von Edelleuten. Der nämliche Cenſor, der es doch geſchehen ließ, daß eine Schrift voll der unerhörteſten Schimpfreden gegen mich erſchien, deren Titel ſchon eine Beleidigung war, verbot die Schrift, die meine Vertheidigung übernahm! Und ſolche Regierungen verlangen noch, daß man ſie achte! Campe ſchreibt mir ferner: „denken Sie ſich die Tollheit der Menſchen, einige behaupten ſteif und feſt, Sie hätten dieſe Briefe im öſtreichiſchen Solde geſchrieben, damit man der Preſſe beikommen könne. Iſt das erhört?" Glauben Sie mir, ſo dumm das iſt, ſo gibt es doch

Menſchen, die noch dümmer ſind als das, und es iſt darum gar nicht unmöglich, daß irgend ein Lohnbedienter irgend eines Commis-Voyageur der Diplomatie ein ſolches Gerücht vorſätzlich in den Gang gebracht.

Sechszehnmal iſt Campe ſchon verhört worden. Ich habe eine Vorſtellung davon, was ſie ihn Alles ausfragen. So oft ſtand Louvel nicht vor Gericht. Es koſtet viele Arbeit, bis man in Deutſchland gehängt wird. Der Artikel gegen meine Briefe, deſſen ich geſtern erwähnt, ſteht in der Zeitung von Bern, wie ich Ihnen ſchon geſchrieben, einen Trödelmarkt, wo die ariſtokratiſchen Lumpen von ganz Europa aufgehäuft liegen. Er lautet wie folgt: Noch ein Urtheil über Börne's Briefe. „Die Mannheimer Zeitung ſchließt eine kurze Kritik dieſer politiſchen literariſchen Monſtroſität folgendermaßen: Was hier mit dürren Worten, von allen hochtrabenden Phraſen befreit, geſagt wird, iſt leider die Geſchichte der heutigen Tage. Geld- und Ehrgeiz bilden die Grundlage der Börne'ſchen Ausfälle, und erwecket in ihm den tödtlichen Haß, welcher ſich auf jeder Seite ausſpricht. Weil er nicht Hofrath, Staatsrath, Miniſter iſt, haßt er alle Beamten; weil er ſelbſt kein Geld hat, ſo trifft ſein Haß alle Begüterte, Banquiers oder wohlhabende Bürger, und weil er endlich nie Fürſt werden kann, ſo fällt das größte Gewicht ſeines Haſſes auf die Großen dieſer Erde. Was er auszuſprechen, in ſo furchtbarer Wahrheit laut zu denken wagt, verzehrt im Stillen Tauſende. Es iſt daher die Wuth ganz begreiflich, mit der alle ſeine Geiſtesverwandten über den Unverſchämten herfallen, welcher in ſo ganz unbegreiflich naiven Geſtändniſſen der Zeit vergißt, und den Schleier lüftet, welchen bisher ein erkünſtelter Patriotismus ſo fein gewoben hatte. Es war daher nur ein Schrei des Entſetzens unter ſeinen Freunden, als ſie ihr klug bewahrtes Geheimniß ſo leichtſinnig verrathen, und alle die zarten Fäden aufgedeckt ſahen, mit denen ſie ihre Pläne umſponnen. Sie mußten, und wohl nicht mit Unrecht, fürchten, daß, iſt einmal die Maske gefallen, ſich die öffentliche Meinung, welche ſie bisher ſchlau für ſich benutzt, ſich gegen ſie richten, und ſo den Nimbus zerſtören würde, der ſie umgibt. Solche Fingerzeige bleiben für den Triumph der guten Sache nicht verloren! Es iſt daher Börne's Werk ein lehrreiches und nützliches Buch!" Das merkt euch, Kinder, und ſtellt die Pariſer Briefe neben eure Andachtsſtunden!

— Mein Kamin raucht nicht mehr, er iſt geheilt worden, und gründlich. Ich habe da wieder erfahren, daß man gegen dieſe ſpitzbübiſchen Franzoſen, will man ſein Recht behaupten oder erlangen, grob ſeyn muß. Iſt man artig, wird man beſiegt, denn ſie verſtehen noch artiger zu ſeyn als wir. Dieſe ihre Waffen wiſſen ſie ſo geſchickt zu gebrauchen; ſie geben uns freundliche Worte, ſüße Verſprechungen, um uns einzuſchläfern und unſere

Ansprüche zu entwaffnen. Ich aber, der das kannte, ließ mich nie irre führen, und wußte durch periodisch-abgemessene, regelmäßig wiederkehrende Grobheit immer zu erlangen, was mir gebührte. Acht Tage lang schickte ich täglich viermal den Conrad zum Hausherrn mit der Ermahnung, für den Kamin zu sorgen. Da dies nichts helfen wollte, kündigte ich das Logis auf. Das wirkte.

— Herold's Artikel in den Zeitschwingen hat mir sehr gut gefallen. Darin ist jugendlicher Muth und Uebermuth, wie ihn der Kampf dieser Zeit erfordert. So eine Butter-Seele wie dieser Alexis will es ja nicht besser, als geschmiert zu werden — freilich mit goldenen Messerchen, von zarter Hand, auf zartgeröstetes Weisbrödchen. Nun kömmt eine tüchtige Bürgerfaust, und schmiert sie mit einem Kochlöffel auf Haderbrod; das wird der Berliner Butter-Seele ihre Schmiegsamkeit etwas verleiden.

Ob ich die Wiener Gedichte kenne? Wie sollte ich sie nicht kennen! Sie wohnen seit zwei Monaten in meinem Herzen, und ich sehe und höre sie täglich. Aber zanken muß ich mit Ihnen, daß Sie durch solches unzeitiges Fragen mich in meiner Druckerei stören. Ich wollte nächstens mit Ihnen davon zu sprechen anfangen, ich wollte Sie fragen: „Haben Sie die Spaziergänge eines Wiener Poeten gelesen?" und dann trott, trott, weiter. Jetzt muß ich erst zu vergessen suchen, daß sie Ihnen bekannt sind. Wenn das noch einmal geschieht, wenn Sie noch einmal durch ungerufenes Entgegenkommen mir meine schüchterne Schriftstellerei verwirren, lasse ich künftig Ihre eigenen Briefe statt der meinigen drucken. Da wird sich auch wohl für Sie ein weiblicher Eduard finden, und dann wollen wir sehen, wie Sie mit dieser Hamburger Megäre fertig werden. — Der Constitutionel, seit vielen Jahren das mächtigste Blatt der Opposition, ist jetzt in Casimir Perriers Hände gefallen. Er hat ihn für eine halbe Million Aktien gekauft und kann daher mit ihm verfahren wie ihm beliebt. Sie müssen das bekannt machen, und die Andern sollen es auch weiter verbreiten, damit sich Keiner täuschen lasse. Es wird noch einige Zeit dauern, bis der Constitutionel seine Maske völlig abwirft. Das Blatt hat seit vier Wochen schon viertausend Abonnenten verloren.

Montag, den 26. December.

So eben verläßt mich ein Besuch, dessen Veranlassung mir sehr erfreulich war, dessen Erfolg noch erfreulicher werden kann. Es war ein junger freundlicher Mensch, aus Hof in Bayern gebürtig, seit einigen Jahren in einer hiesigen Handlung als Kommis angestellt. Er sagte, daß er im Namen seiner zahlreichen Freunde käme, die erst kürzlich aus der Zeitung

erfahren, daß ich in Paris sey, um mir zu danken für den Eifer, den ich in meinen Schriften für die Sache des Vaterlandes an den Tag gelegt — und so fort. Ich suchte das abzukürzen. Darauf weiter: er sey beauftragt, mich um Rath zu fragen. Er, seine Freunde und Kameraden, alle junge Kaufleute, hätten sich vorgenommen, an die Bairischen und Badischen Stände eine Adresse zu erlassen, um ihnen für den Muth und die Beharrlichkeit, mit welcher sie für Recht und Freiheit gestritten, die Gefühle ihrer Bewunderung und ihrer Erkenntlichkeit auszudrücken. Auf meine Bemerkung, daß eine solche Adresse zu spät käme, weil in wenigen Tagen die Stände in München und Carlsruhe auseinander gehen würden, erwiderte man mir: daran läge nichts; es wäre ihnen ja blos darum zu thun, auch ihrerseits ihre Gesinnung öffentlich kund zu thun. Der ausdrücklichen Bitte zuvorkommend, erklärte ich, daß ich herzlich gern eine solche Adresse aufsetzen würde. Ich bemerkte: der Schritt, den sie zu machen dächten, würde von den heilsamsten Folgen seyn. Uns Andern, aus dem Stande der Gelehrten und Schriftsteller, so oft wir von verfassungsmäßigen Rechten, von Freiheit und Staatsreformen sprächen, machte man den Vorwurf der Unruhestiftung und heillosen Zerstörungssucht, und wo man einmal so gnädig sey, uns milder zu betrachten, spottete man unserer luftigen Schwärmereien, die mit dem wahren Glücke des Volkes, das auch für solche hohe Ideen nirgends Sinn habe, in gar keiner Verbindung stünden. Jetzt aber kämen sie, alle Kaufleute, die durch Stand, Gewerbe und tägliche Beschäftigung an das Positive gewiesen, ja durch Maas, Gewicht und Zahlen an die Wirklichkeit, wenn sie sie je vergessen möchten, stündlich erinnert würden, und wünschten und forderten das Nämliche. Sie sprächen es aus, daß die materiellen Interessen, wo die Sorge für dieselbe löblich wäre, innigst an die moralischen Interessen gebunden wären, und daß nach Allem das sinnliche Wohlbefinden und Wohlbehagen der Menschen nicht ihre höchste Bestimmung sey. Dieses würde eine große Wirkung machen und die ewigen Feinde der Freiheit in Verwirrung bringen, die, deren Freunde um so leichter zu besiegen, den Stand der Handelsleute und den der Gelehrten zu entzweien suchten ... In diesem Sinn werde ich nun für die jungen Leute die Adresse abfassen.

Dienstag, den 27. December.

Dreimal lese ich Ihren Brief. Aber wie kann ich auf Alles antworten? Ein Frauenzimmer frägt mehr, als hundert Männer beantworten können.

Von Schlegels Epigrammen habe ich einige vorlesen hören, keine gegen Arndt, aber welche gegen Menzel. Ganz erbärmlich. Der Geck ist jetzt hier. Solche Leute schickt seit der Revolution die preußische Regierung eine

Menge hierher. Aber ſtatt zu ſpioniren, welches ihre Sendung iſt, werden ſie ſpionirt. Die franzöſiſche Regierung erſpart dadurch Geld, Spione in Berlin zu beſolden. Bequemer und beſſer kann man es nicht haben. Schlegel wohnt, aus alter Freundſchaft von der Stael her, bei deren Schwiegerſohn, dem Herzog von Broglie, und wird dort, wie man mir erzählt, zum Beſten gehabt, und en bas behandelt.

Die Damen hier und eine große Zahl von Künſtlern haben ſich vereinigt, Handarbeiten, kleine Kunſtwerke zu verfertigen und ſie zum Vortheile der Polen auszuſpielen. Die Gegenſtände der Lotterie werden bis zur Ziehung in einem Saale öffentlich ausgeſtellt. Der Zettel koſtet zwei und einen halben Frank. Wie gewöhnlich bei ſolchen Unternehmungen ſtehen die Namen der Frauenzimmer in der Zeitung, bei welchen die Looſe zu haben ſind. Frau von *** iſt diesmal nicht dabei. Es iſt keine legitime Barmherzigkeit, und Revolutionärs verhungern zu ſehen, thut auch einem ſanften weiblichen Herzen wohl. Die ſchöne Dame in ihrem Boudoir denkt, wie es einer zärtlichen Gattin ziemt, an den Mann auf dem Bureau, und begreift, daß an einer Anleihe für Könige mehr zu verdienen ſey, als an einer für den Himmel. *

Fünf und ſechszigſter Brief.

Paris, Freitag den 30. December 1831.

Ihre Frage wegen der Simoniſten möchte ich Ihnen gern klar und genau beantworten; aber ich weiß nicht viel davon. Da ich mich nicht ſchäme, unwiſſend hierin zu bleiben, will ich mich auch nicht ſchämen, meine Unwiſſenheit zu geſtehen. Sie iſt um ſo weniger zu entſchuldigen, da mir bekannt, daß der Simonismus eine der wichtigſten Erſcheinungen, ja noch mehr iſt: der Inbegriff von vielen wichtigen Erſcheinungen dieſer Zeit. Das ſchwebte vor mir in der Luft und genauer unterſuchte ich es nicht. Es iſt nicht zu ändern. Hier in Paris braucht man nur einen halben Magen, denn der gefällige Kochtopf übernimmt die Hälfte der Verdauung. Hier in Paris braucht man gar kein Herz; denn da alle öffentliche Gedanken in öffentliche Empfindungen übergegangen, iſt das Klima davon warm geworden und man braucht die Bruſt nicht einzuheizen. Aber tauſend Beine braucht man hier, um nach allem Merkwürdigen zu gehen, tauſend Augen und Ohren, alles Merkwürdige zu ſehen und zu hören, und tauſend Köpfe, um Alles aufzufaſſen, ſich anzueignen und zu verarbeiten.

Die Simoniſten halten jeden Sonntag öffentliche Vorleſungen, in welchen ſie ihre Lehren zuſammenſtellen und erläutern. Ich habe aber dieſen

Predigten nie beigewohnt. Man muß zwei Stunden vorher da seyn, um Platz zu finden, und so viele Zeit mochte ich nicht darauf verwenden. Aus gleichem Grunde war ich auch noch nie in einer Kammersitzung, bei den Verhandlungen der Assisen, noch in einer der öffentlichen Versammlungen, die hier fast jede Woche gehalten werden. Das bürgerliche Leben, das in seinem ganzen Umfange und in allen seinen Stockwerken öffentlich geworden, hat die Architektur hinter sich gelassen, die monarchisch und aristokratisch geblieben. Es gibt in Paris kein öffentliches Gebäude, das selbst für das bescheidenste Bedürfniß einer Volksversammlung Raum genug hätte. Es ist lächerlich, wie wenige öffentliche Sitze in der Deputirtenkammer sind. Die Regierungen, wenn sie die Freiheit mit keinen moralischen Schranken mehr umziehen dürfen, engen sie wenigstens so viel und so lang als möglich mit Steinmauern ein. Der Saal, den die Simonisten haben, der ist nun besonders klein und ich glaube, daß sie ihn aus Schelmerei so gewählt, damit die Zuhörer um so begieriger herbeiströmen. Wo die Pariser keinen Platz finden, da eilen sie am liebsten hin, besonders die Frauenzimmer; es ist ihre Wonne, gestoßen und gedrückt zu werden.

Was mich bis jetzt von einer nähern Bekanntschaft, nicht mit den Grundsätzen, sondern mit den Lehren der Simonisten, abgehalten, ist die monarchische Verfassung ihrer Kirche. Sie haben einen Papst; vor solchem kreuze ich mich, wie vor dem Satan. Sie haben eine Autorität; die fürchte ich noch mehr, als den Räuber im finstern Walde. Ich lasse mich von keiner Wahrheit gern einschränken; ich trinke, wie der goldgelockte Felix im Wilhelm Meister, am liebsten aus der Flasche. Wenn ein Papst mir sagt: zwei mal zwei ist vier — glaube ich es ihm nicht, und, habe ich es früher gewußt, fange ich an, daran zu zweifeln. Zwar weiß ich recht gut, daß keine neue Kirche der monarchischen Leitung entbehren kann; das Christenthum selbst blieb schwach, ward verfolgt und geschlagen, so lange es republikanisch war, und wurde erst stark, siegend und erobernd, als es einen höchsten Bischof an seine Spitze stellte. Jedem Staate ist die monarchische Gewalt in seiner Kindheit die Laufbank, in seinem Greisenalter eine Krücke; Freiheit gehört dem Jünglingsalter und den männlichen Jahren. Aber, ob ich auch das begreife, verabscheue ich doch die Monarchie für jedes Verhältniß und für jede Zeit. Ein junger Staat soll lieber auf allen Vieren kriechen und etwas später gehen lernen, soll lieber, sobald er das Greisenalter erreicht, sich freiwillig den Tod geben, als gemächliche und schnellere Entwickelung seiner Glieder, als einige Jahre Frist jämmerlichen Daseyns mit der Freiheit bezahlen. Wie einem die Regierung oft alle bürgerliche Gesellschaft, das System die schönste Philosophie verleiden kann, so verleidet Einem die Kirche

jeden Glauben. Muß ich selig seyn im Paradiese, dann will ich lieber in der Hölle leiden. Es liegt gar nicht so viel daran, daß eine neue Wahrheit sich schnell und weit umher verbreite; sie wird leicht an Würde verlieren, was sie an Macht, im Werthe verlieren, was sie im Preise gewinnt.

Sie fragen mich: ob die Simonisten etwa das reine Christenthum herzustellen suchen? Ich glaube es. Aber was heißt reines Christenthum? Es gibt nur eine reine Quelle des wahren Glaubens, und aus dieser fließen die mannigfaltigen Ströme der Religionen, die nach und nach den Schlamm der Ufer abspielen, und sich mit Allem besudeln, was die schmutzigen Menschen hineingeworfen. Die Simonisten mögen wohl in Frankreich seyn, was die Carbonari in Italien sind. Was diese wollen, weiß ich zwar auch nicht klar; doch daß sie einen edlen Zweck haben, daß sie suchen Licht in das dunkle Lügengebäude des Papstthums zu bringen, und die Zwingburgen der Gewalt niederzureißen: das erfahre ich von der unbeschreiblichen Wuth, mit welcher die geistliche und weltliche Macht in Italien den Carbonarismus verfolgt.

Der hier erscheinende Globe ist das Apostel-Blatt der Simonisten; eine Art hausirende Bibel, die alle Tage den wahren Glauben frisch und warm in die Häuser bringt. Doch ich kann keine Milch vertragen und lese darum das Blatt nicht. Von den drei stereotypen Lehren, die der Globe als Motto täglich hinter seinem Titel hat, kann ich nur die erste annehmen; die zweite ist mir zu trivial; die dritte finde ich falsch, und eine vierte, mir die erste, mangelt gänzlich. Erste Grundlehre. Les institutions sociales doivent avoir pour but l'amélioration du sort moral, physique et intellectuel de la classe la plus nombreuse et la plus pauvre. Daß die bürgerliche Gesellschaft nur für die Mehrzahl, nur für die ärmeren Classen zu sorgen habe, diesem Grundsatze kann man dann erst beitreten, nachdem man stillschweigend angenommen, daß die Minderzahl der Geist- und Güterbegabten, daß jene Glücklichen, für welche schon die Natur gesorgt, den Schutz und den Beistand der bürgerlichen Gesetze entbehren können. Dann aber bleibt in jenem Grundsatze die reinste, heiligste und unverletzlichste Vorschrift, wie der Sittlichkeit, so der Religion übrig. Weil sie rein ist, wird sie von Allen besudelt; weil sie heilig ist, wird sie verspottet; weil unverletzlich, täglich übertreten. Doch ich mag nicht davon sprechen. Wer nur etwas gelebt hat und nur einen Tag nicht sich allein, der konnte wahrnehmen, wie man überall und zu allen Zeiten das niedere Volk als unorganisches Produkt betrachtet, als Erde, Steine, Sand, Wasser — von Gott, dem Hofarchitekten der Vornehmen und Reichen, herbeigeschafft, diesen das Leben wohnlich und angenehm zu machen. Aber der Tag wird kommen,

wo der zum Himmel gestiegene Thränendunst aller der Millionen Unglücklichen als Sündfluth niederstürzen, und die Reichen mit allen ihren aufgesparten Gütern bedrohen wird, und dann werden Schrecken und zu späte Reue die hohle Brust der Hartherzigen ausfüllen, und sie werden das Erbarmen, dessen Rufe sie nie gefolgt, selbst anrufen.

Zweite Grundlehre. Tous les privilèges de la naissance, sans exception, seront abolis. Werden hier die alterthümlichen bekannten Privilegien gemeint, wie die des Adels, der Pairs, oder sonst eines bevorrechteten Standes, so ist das eine so entschiedene Wahrheit, ein so fest gegründetes Recht, daß man durch ein schadenfrohes Erwähnen derselben nicht die Anmaßung des Widerspruchs herausfordern sollte. Nicht die Vernunft ist auf der Seite der Gleichheit, sondern auf der Seite der Ungleichheit ist der Wahnsinn. Aber der Vernunft ziemt es nicht, dem Wahnsinn entgegenzutreten, ihm den Weg zu versperren; sondern sie soll warten bis er herbei kömmt, bis er losbricht. Dann soll sie ihn besprechen, heilen, und wenn er sich unheilbar zeigt, ihn an die Kette legen und unschädlich machen. Jedes Wort, noch ferner gegen den Adel gesprochen, ist ein Schwertstreich dem Schlachtfelde entzogen; die Zeit des Redens ist vorüber.

Dritte Grundlehre. A chacun selon sa capacité, à chaque capacité selon ses oeuvres. Eine heillose Irrlehre! Die Wahrheit ist ganz auf der entgegengesetzten Seite. Je mehr Verdienst, desto weniger Lohn; das ist die Regel der Vernunft. Verdienst ist die reine Vorausbezahlung, welche die Natur solchen Menschen leistet, denen sie vertraut, und der, dem sie geworden, hat keinen weitern Lohn zu fordern. Bezahlung werde dem Verdienstlosen, der nichts von der Natur geerbt. „Jeder Capacität nach ihren Werken," ist auch falsch. Was der Mensch ist, bestimmt seinen Werth, und also seinen Preis, nicht das, was er thut. Ist das, was er thut, seiner Natur gemäß, ist es blos Lebensäußerung, Selbsterhaltungstrieb, und er hat dafür keinen Lohn zu fordern; ist es seiner Natur zuwider, kann es nichts Gutes seyn. Diese Irrlehre der Simonisten entspringt aus einer andern, zu welcher sie sich bekennen, der von einer Gütergemeinschaft, — eine Lehre der verderblichsten Art, weil sie den Menschen nicht allein in der bürgerlichen Gesellschaft, sondern auch in seinen reinmenschlichen Verhältnissen zu Grunde richtet. Freiheit und Gleichheit bestehen darin, daß jeder einzelne Mensch in seiner Lebenssphäre, sey nun dieser Kreis so eng gezogen als man wolle, Despot seyn darf; nicht aber darin, daß man alle diese Persönlichkeiten zerstört, und daraus einen allgemeinen Menschenteig knetet, den man Staat, Kirche, Gemeinde, Volk nennt. Wenn die Lebensgüter gemeinschaftlich sind, wenn das Recht

ſich Alles nehmen darf, was bleibt dann noch dem ſchönen Vertrauen zu fordern, was der Liebe zu geben übrig? Man wirft den Simoniſten vor, — ob der Vorwurf gegründet, weiß ich nicht — ſie wollten die Ehe aufheben. Es fällt mir ſchwer, das zu glauben. Manche Religionen, mancher politiſche Bund haben im Verlaufe ſpäterer Entartung ſittenverderbliche Grundſätze angenommen; aber eine neue Religion, eine neue Gemeinde, wurden nie auf Sittenloſigkeit gegründet. Doch einen andern Grundſatz ſprechen die Simoniſten deutlich aus: den der Emancipation der Weiber. Wollen ſie damit täuſchen, oder täuſchen ſie ſich ſelbſt — ich weiß es nicht. Vielleicht heucheln ſie dieſen Grundſatz, um die Frauen für ihre Sekte zu gewinnen. Iſt es ihnen aber Ernſt, dann ſind ſie in einem Wahne befangen, der nur darum nicht verderblich iſt, weil er nie zur Wirklichkeit werden kann. Bei einer flüchtigen Betrachtung ſcheint es zwar Gewinn, wenn das weibliche Geſchlecht emancipirt würde, wenn es gleiche ſittliche, gleiche politiſche Rechte mit den Männern erhielte; der Kreis der Menſchheit, ſcheint es, würde dadurch erweitert werden. Aber es iſt Täuſchung. Selbſtſtändigkeit des Weibes würde nicht allein die Beſtimmung des weiblichen, ſondern auch die des männlichen Geſchlechts vereiteln. Nicht das Weib, nicht der Mann allein drücken die menſchliche Natur aus; nur Mann und Frau vereinigt bilden den vollkommenen Menſchen. Nur in der Ehe, nur im Familienleben wird der Zweck der Menſchheit erreicht.

Sechs und ſechszigſter Brief.

Paris, Mittwoch, 4. Januar 1832.

Wie können Sie nur glauben, ich wünſchte darum nicht, daß meine Briefe in das Franzöſiſche überſetzt würden, weil ich fürchte, der Regierung zu misfallen? Wie ſollte ich ſimpler Bürgersmann die Anmaßung haben, mich zu fürchten? Das iſt jetzt ein Prärogativ der Krone, ein Regal der Fürſten. Ich wäre eine Art Falſchmünzer, wenn ich mich mit Fürchten beſchäftigte; das könnte mir den Kopf koſten. Es wäre mir darum unlieb, hier überſetzt zu werden, weil mir Angſt iſt, die Arbeit, von irgend einem ökonomiſchen Buchhändler aus Gewinnſucht veranſtaltet, möchte in die wohlfeilen Hände eines Taglöhners fallen, und ich verunſtaltet werden. Mein kleiner weicher Geiſt iſt leicht außer Form gebracht. Wenn aber ein Mann, wie der Profeſſor Willms in Straßburg, der Bruchſtücke aus meinen ältern Schriften in der Revue Germanique ſo vortrefflich überſetzt hat, auch die Briefe franzöſiſch herausgeben wollte, würde ich mich ſehr darüber freuen.

— Wäre Herr von Raumer darum aus der preußischen Censurbande getreten, um die Schande, Mitglied derselben gewesen zu seyn, abzuwaschen — auch dann würde ihm das nicht zur Ehre gereichen; denn sein Ruf stünde immer nur auf dem Gefrierpunkte der Tadellosigkeit. Aber nein, nicht aus Buße, nicht um der beleidigten Menschheit Abbitte zu thun, hat er aufgehört Censor zu seyn; sondern aus gereizter Eitelkeit, weil er sich persönlich gekränkt fühlte, daß die Censur sein Werk über Polen anzuzeigen verboten, that er den angstzitternden Schritt. Ich begreife es nicht, ich werde es niemals fassen, wie ein Mann, der sich nur ein wenig selbst achtet, der nicht schamlos seine ganze Menschenwürde von sich geworfen, um nackt wie ein Thier im warmen Stalle zu lagern, dort seinen Bauch zu füttern oder bei gutem Wetter auf der Gunst der großen Glückspächter herum zu grasen — wie ein solcher Mann sich dazu verstehen kann, ein Censor, ein Henker zu werden — nein, schlimmer als ein Henker, denn dieser tödtet nur die schuldig Gerichteten — ein Meuchelmörder der Gedanken, der im Dunkeln lauert und trifft, der das Einzige, was göttlich ist am Menschen: die Freiheit des Geistes, zerstört, daß nichts an ihm übrig bleibe, als das blöde Vieh, das vor der Peitsche seiner Treiber hergeht, und kaut und wiederkaut, was ihm seine Herren in die Krippe geworfen! Und auch hier wieder, wie immer, empört sich mein Herz gegen die Dummheit des Volks überall, das gar seine Macht und Uebermacht nicht kennt; das gar nicht ahnt, daß es nur zu wollen braucht, um jede verhaßte Tyrannei umzustoßen. Wenn unter den Tausenden in jeder Stadt, welche die Censur als einen schändlichen Uebermuth verabscheuen, als eine erbärmliche Feigheit verachten, sich nur zwanzig angesehene Familienhäupter zu dem Bunde vereinigten, jeden Censor als einen ehrlosen Menschen zu betrachten und zu behandeln, unter keinem Dache mit ihm zu wohnen, an keinem Tische mit ihm zu essen, seine Umgebungen nicht zu berühren, ihn zu fliehen wie einen Verpesteten, ihn immerfort mit Verachtung zu bestrafen, mit Spott zu necken — dann würde sich bald kein Mann von Ehre mehr finden, der Censor würde seyn wollen; ja selbst der Gefühllose, wenn er nur von einem gewissen Range ist, würde nicht den Muth haben, der öffentlichen Meinung zu trotzen, und die Regierungen würden genöthigt seyn, ihre Censur den Schindersknechten anzuvertrauen, und der Anger vor dem Thore würde bedeckt werden mit Pferdeknochen, Schafschädeln und confiscirten Büchern. Aber wie die Menschen zum Guten vereinigen? Das ist der Jammer. In jedem Lande, in jeder Stadt, in jeder Gemeinde, in jeder Regierung und in jeder Amtsstube gibt es edle Menschen genug; aber jeder glaubt, er sey allein gut gesinnt, und so fürchtend, Alle gegen sich zu haben, wagt es Keiner mit

seiner Stimme hervorzutreten, und der Sieg bleibt den Schlechten, die sich besser errathen, sich leichter finden. Das ist's, was mir vor vielen Andern den Muth gibt, für Recht und Freiheit so laut das Wort zu führen: daß ich weiß, ich stehe nicht allein, daß ich weiß, es gibt Tausende, die so gut und besser sind als ich, die meinem Rufe folgen und sich mir anschließen. Wüßte ich das nicht, glaubte ich im selbstverliebten Dünkel allein zu stehen im Vaterlande, wahrlich, ich wäre nicht der Thor, einer dummen, feigen und undankbaren Menge meine Ruhe fruchtlos aufzuopfern, und ich schwiege und duldete wie die Andern alle.

— Gleich nach Empfange Ihres Briefes schrieb ich nach Stuttgart, und bestellte dort das Hofblatt, das die Donau- und Neckarzeitung gewaschen hat. Ich behalte mir vor, es zu bläuen und zu bügeln. Erwünschter konnte mir nichts kommen. Da finde ich den General-Stab und das Genie-Corps der Süddeutschen Ministerial-Armee auf einem Flecke beisammen. In Würtemberg bereitet man sich auf die schrecklich drohende unvermeidliche Landplage der Stände mit einer Bedächtigkeit vor, zu der in unsern Tagen die Cholera alle deutsche Regierungen gewöhnt hat. Die besten Aerzte gegen den Liberalismus, die um so besser sind, weil sie die Krankheit selbst überstanden, werden herbeigerufen und zu Rathe gezogen. Die Doktoren Münch, Pahl, Lindner, von Wangenheim werden am Ständelazarethe angestellt. Da die Regierung den Liberalismus nicht für contagiös hält, sondern miasmatisch, wird sie die Angeklagten keiner strengen Absonderung unterwerfen, und sich darum dem Eintritte in die Kammer von liberalen Männern wie Uhland, Pfizer und Schott nicht allzuängstlich widersetzen. Um aber den üblen Folgen einer solchen Gemeinschaft zwischen Gesunden und Kranken zu begegnen, will die Regierung in einigen Punkten freiwillige Verbesserungen vorschlagen, und hofft dadurch, „der zweiten Kammer die Gelegenheit zu benehmen, sich auf Kosten der leidenden Staatsgewalt eine unruhige Popularität zu erwerben." Kurz, es ist zum Todtlachen, und alle die komischen Präservative gegen die Cholera sind erhaben dagegen. Die Allgemeine und die Stuttgarter Zeitung sind die zwei großen Rauchfässer, aus welchen in einem fort Chlor-Wolken sich erheben. Herr Münch ist der Lindenblüthenthee, dessen Heilsamkeit gegen Erkältung er im feuchten Holland oft erprobt; Herr Lindner ist die Kupfer-Platte auf dem Magen, ein Minimum von diplomatischem Gifte, das homöopathisch heilt; Herr von Wangenheim wird wohl reiben, und wenn nichts hilft, wird die Bundesversammlung den Würtemberger Ständen das Dampfbad bereiten. Die Cholera-Politik! Ich bekomme Leibschmerzen, wenn ich nur daran denke.

Die Stuttgarter Hof- und Cholera-Zeitung gehört dem Herrn von Cotta, und das auch kömmt mir sehr gelegen. Mit dem Vater der Allgemeinen Zeitung habe ich ohnedies ein ernstes Wort zu sprechen. Seine unverschämte Tochter sprach neulich ein freches Wort gegen mich aus, und hätte ich etwas darauf erwidern wollen, wäre es vom zärtlichen Vater zurückgewiesen worden, wie vor kurzem Heine es erfahren. Nun aber werde ich nicht länger mehr der Thor seyn, aus prunkendem Großmuth den Vortheil der allgemeinen Sache zu vernachlässigen, weil zufällig mein eigner damit verbunden ist. Dann brauchte ja jeder schlechte Schriftsteller, jeder feile Zeitungsschreiber mich nur zu beleidigen, um vor meinem Urtheile sicher zu seyn! Ich kenne die geheime Lebensgeschichte der Allgemeinen Zeitung sehr genau, von den Jahren des französischen Direktoriums bis zum Untergange Warschau's; und es hängt blos von mir ab, ihr den Namen der deutschen Phryne zu verschaffen. Die Allgemeine Zeitung ist freilich ohne Vorliebe die gefällige Allgemeine für Alle, die bezahlen; aber das Recht hat selten Geld und das Unrecht immer, und wenn das Recht ja einmal die Gunst der Allgemeinen bezahlen kann, ist die Schöne so schlau, ehe sie das Recht einläßt, das Unrecht durch die Hinterthüre zu entlassen, damit die beiden Nebenbuhler sich nie begegnen, sich messen, und die Schöne auffordern können, endlich einmal zwischen ihnen zu wählen.

— Die Briefe von Cormenin habe ich noch nicht gelesen. Sind sie aber wirklich so herrlich, als Sie sie gefunden, dann werde ich, Ihrem Rathe folgend, sie übersetzen und mit deutschen Bemerkungen verzieren. Ich begehe jedes Staatsverbrechen, wozu Sie mich anreizen, mit tausend Freuden. Kann mir denn etwas erwünschter seyn, als früher oder später auf der Frankfurter Hauptwache Ihre schöne und gute Gesellschaft zu genießen? Zwar hat diese freie Stadt Frankfurt keine Civil-Liste zu bezahlen, aber unsere Regierung muß ihr Contingent zu jeder Bundes-Tyrannei stellen, und der Senat würde meine Gotteslästerungen über die großen Königs-Magen so streng bestrafen, als ob er selbst ein König wäre. Ja wohl, die Sache ist von der größten Wichtigkeit. Nicht darauf kömmt es an, ob man einem Fürsten für seine ungemeine Gefälligkeit zu regieren einige Millionen mehr oder weniger gibt — man gebe ihm so viel er braucht, so viel er wünscht, daß er zufrieden sey und uns zufrieden lasse; denn die üblen Launen eines Fürsten sind dem Lande verderblich, und zu allen Zeiten mußte das Volk sein Glück und seine Freiheit erkaufen, sondern das ist zu bedenken: jeder überflüssige Sold, den ein Volk seinem Fürsten gibt, den dieser nicht für sich und seine Familie verwenden kann, wird dazu gebraucht, einen Hof zu bilden und zu nähren, der als giftiger Nebel sich zwischen Fürst und

Volk hinzieht, und eine traurige Thronfinsterniß hervorbringt. Vielleicht ist es wahr, was die Fürstengläubigen behaupten: eine Krone sey etwas Himmlisches, eine Art Sonne, die im reinsten Lichte strahle; aber woher wollen wir Bürger das wissen? Man zerstreue den Hofdunst, der jede Krone umgibt, und dann werden wir sehen, was daran ist. Dann ist zu überlegen, daß man ganz falsch rechnet, wenn man blos die Millionen, die man einem Fürsten als Civilliste bewilligt, zählt. Diese Millionen sind nur das Saatkorn, das dreißigfachen Ertrag gibt; diese Civilliste ist nur die Waffe, womit ein Fürst sich Alles erbeutet von seinem Volke, wonach ihm gelüstet. Ludwig XVIII. hatte fünf und dreißig Millionen; aber mit diesen fünf und dreißig Millionen holte er sich tausend andere, womit er sich und seine Creaturen für den durch die Emigration erlittenen Verlust entschädigte. Hätte er keine fünf und dreißig Millionen gehabt, sondern nicht mehr als er zu seinem Unterhalte bedurfte, hätte er die Kammer nicht bestechen können, und das heillose Gesetz der Emigranten-Entschädigung wäre nicht angenommen worden. Louis Philipp, der Pflaster-König, hat zwölf Millionen jährlicher Einkünfte aus seinem Privatvermögen, und doch verlangt er eine Civilliste von achtzehn Millionen. Die Einwohner der Stadt Bourges haben der Kammer eine Bittschrift übersendet, worin sie darauf antragen, man möchte dem Könige nicht mehr als eine halbe Million geben. Das ist nach meiner Gesinnung eine halbe Million zu viel; ich würde ihm gar nichts geben. Wer die Ehre haben will, ein großes Volk zu regieren, der mag es sich etwas kosten lassen. Frankreich konnte unter sechs Millionen Bürgern einen König wählen; aber König Philipp konnte sich kein Volk wählen; die Völker sind selten. Die Kommission der Kammer war in ihren Ansichten getheilt. Vier Mitglieder derselben stimmten für vierzehn Millionen, die vier andern für zwölf und eine halbe, und das neunte Glied, eben Ihr verehrter Cormenin, stimmte für eine so kleine Summe, daß der ministerielle Berichterstatter der Commission sich schämte, sie in der Kammer laut anzugeben. Dem Kronprinzen wurde überdies, daß ihm die Zeit nicht lange werde, bis er den Thron besteigt, eine Million bewilligt. Nichts empört mich mehr, als diese unverschämte Apanagirung der Erbprinzen überall. Mein Gott, wer gibt denn dem armen Volke Wartegeld, wenn es auf den Tod eines bösen Fürsten ängstlich harrt? Aber die Höfe sorgen dafür, daß die Kronprinzen schon in ihrer frühesten Jugend an Verschwendung gewöhnt werden; sie fürchten: in den reifern Jahren der Thronbesteigung möchten sie vielleicht für das Laster nicht genug Empfänglichkeit mehr haben. — Der jetzige König wird also vierzehn Millionen bekommen, eine Civilliste, die jedem Deutschen, der, wenn auch mit seinen

Füßen, doch nie mit seinem Kopfe Deutschland verlassen, sehr winzig erscheinen muß. Und nach dieser Vergleichung ist sie es auch. Das Budget von Frankreich beträgt vierzehnhundert Millionen, die Civilliste mit vierzehn Millionen würde also den hundertsten Theil der Staatsausgaben betragen. Das Budget von Bayern beträgt sieben und zwanzig Millionen, und die Civilliste des Königs drei Millionen, also den neunten Theil des ganzen Staatshaushalts. Wenn der König von Frankreich in gleichem Verhältnisse wie der König von Bayern ausgestattet wäre, würde seine Civilliste auf 155½ Millionen steigen; und wenn der König von Bayern dem Könige von Frankreich gleich gesetzt würde, sänke sein Einkommen auf 270,000 Gulden herab. Und wäre das nicht genug? Die ungeheuren Summen, die der König von Bayern verschwendet, seinen Wohnort zum neuen Athen zu machen, könnten erspart werden: München war die Stadt der Nachteule, schon ehe es Statuen und Gemälde besaß. Ist es nicht ein herzzerreißender Jammer, daß der arme Häusler im Spessart, der sich glücklich schätzt, wenn ihm nur drei Tage in der Woche die Kartoffeln mangeln, den Schweiß seiner Hände versilbern muß, damit in einer sechszig Stunden entfernten Stadt, die er nie gesehen, wohin er nie kommen wird, eine Glypthothek, eine Pinakothek, ein Odeon — Dinge deren Namen er nicht einmal kennt — die eitle Ruhmsucht eines Königs befriedige? Und dieser kunstliebende König, der Zögling des alten freien Griechenlandes, der Nacheiferer eines Perikles, hat den Stellvertretern des bayerischen Volks sagen lassen: Er würde sie auseinander treiben, wenn sie sich unterständen, ihm noch so wenig von seiner Civilliste zu streichen! Und er hat später seiner Adelskammer kund gethan, er wolle sich mit drei Millionen begnügen! und die Minister dieses Königs haben in öffentlicher Sitzung der Kammer zu verstehen gegeben: ihr Herr würde der Kammer manche Forderung bewilligen, wenn sie sich gegen die Civilliste billig zeigten! Sie — Königin der Unglücklichen, wenn diese sich je ihren Herrscher wählen dürften — haben Sie das auch später verstanden? Der König von Bayern ließ seinem Volke sagen, er würde ihm dieses und jenes Recht gewähren, diese und jene Freiheit bewilligen, die man doch unmöglich geschenkt verlangen könnte, wenn man sie ihm bezahlte — bezahlte! Und was hat die Kammer geantwortet? und was hat die badische gethan? und . . . doch davon später. Ich will warten, bis die von Cassel auch dazu kommt, noch eine kurze Zeit warten. Und dann? Nun dann werde ich trauern, daß ich Recht behalten. Ich werde nicht Triumph! Triumph! rufen, wie es der feurige Welcker schon vor dem Siege, ja schon vor dem Kampfe gethan! Nicht für meine Eitelkeit, für mein Vaterland

habe ich die Stimme erhoben, und darum wehklagt mein Herz über den Sieg, den mein Geist errungen . . . . .

Ich habe es vergessen: wir glücklichen Deutschen haben einige und dreißig Fürsten, einige und dreißig Civillisten. Rechnen Sie, was das kostet, und athmen Sie dabei, wenn Sie können. Und Tausende wandern jährlich nach Amerika aus, wandern gedankenlos vorüber an einigen und dreißig duftenden Küchen, und schiffen sich ein, um in einem fremden Welttheile ihren Hunger zu stillen! . . . . . Ich will noch einmal zur Civilliste des Königs von Frankreich zurückkehren, um Ihnen zu zeigen, wie Unrecht Sie hatten, als Sie mich so oft einen Verschwender genannt. Vergleichen Sie meinen Haushalt mit dem Louis Philipps, und Sie werden erfahren, wer von uns ökonomischer ist. Die Verschiedenheit der Verhältnisse mögen Sie dabei berücksichtigen. Freilich ist Louis Philipp König und ich bin keiner, und habe auch, wie die Mannheimer Zeitung meint, wenig Hoffnung einer zu werden. Freilich hat König Philipp eine Frau und sieben Kinder, und ich bin, Gott sey Dank, unverheirathet. Aber auf der andern Seite hat König Louis Philipp freie Wohnung, und ich muß die meinige bezahlen; er hat freies Holz aus seinen Wäldern; er hat eine Frau, die ihm die Wirthschaft führt, und ich muß Alles selbst besorgen und werde geprellt. Also das gleicht sich aus. Und jetzt stellen Sie unsere Bedürfnisse nebeneinander. Die meinigen sind Ihnen bekannt, ich brauche Ihnen also blos die des Königs mitzutheilen, wie sie vor einiger Zeit bekannt gemacht wurden. Für Doktor und Apotheker jährlich 80,000 Fr. Ich bin viel krank das Jahr durch und weiß, was es kostet — nicht geheilt zu werden. Der Hofstaat des Königs soll aus tausend Personen bestehen (doch das ist viel zu viel.) Nun wird angenommen, daß unter tausend Menschen einer das ganze Jahr durch krank ist. Ich will zugeben, daß die Hofkrankheiten immer von der gefährlichsten Art seyen, die täglich zwei ärztliche Visiten erfordern. Jede Visite zu 10 Fr. gerechnet, also täglich 20 Fr., macht das Jahr 7,300 Fr. Arztlohn. Täglich für 2 Fr. Medizin, beträgt jährlich 730 Fr., also Arzt und Apotheker zusammen kosten jährlich 8,030 Fr.; woher nun 80,000? Das ist Verschwendung! — Livréebediente, 200,000 Franken, zu viel. Besoldete Tagediebe von Rang, 650,000 Fr., unerhört! Küche 780,000 Fr., davon werde ich in meinem künftigen Werke: von den Königs-Magen weitläufiger sprechen. Keller 180,000: die Flasche zu 5 Fr. gerechnet, käme auf das Jahr 36,000 Flaschen, und auf den Tag 100. Können Mann und Frau und Schwester und sieben Kinder, meistens Frauenzimmer, täglich 100 Flaschen Wein trinken? Und denken Sie nicht etwa, daß darunter

der Gebrauch für fremde Tischgäste mitbegriffen sey, denn die Ausgaben für diese werden unter dem Artikel Feten besonders mit 400,000 Fr. berechnet. — Für 300 Pferde jährlich 900,000 Fr.; also jedes Pferd 3,000 Fr. Ein Pariser Blatt bemerkte: Tausende in Paris würden sich glücklich schätzen, wenn sie zu ihrem Lager das Stroh jener Pferde hätten. Und erinnern Sie sich noch des herrlichen Marstalles in Hannover, des dortigen Museums, das alle Reisende, alle neugierigen Damen besuchen? Einige hundert Pferde zum Gebrauche eines Königs, der seit hundert Jahren nicht in Hannover residirte, werden dort gefüttert mit dem Brode, getränkt mit dem Schweiße der unglücklichen Unterthanen, damit die Majestät des Thrones auch in Abwesenheit des Königs sichtbar werde. Und wenn es kalt ist in Hannover, aber recht kalt, so daß die Thränen der Unglücklichen zu Eis werden, dann — wird in der Nacht Stroh gestreut auf dem Steinboden des Marstalles, quer über die durchlaufende trübe Gosse gelegt, und die armen Leute, die kein Holz haben und kein Bett, ihre erfrorenen Glieder zu wärmen, dürfen dahin kommen und dort schlafen zwischen den königlichen Pferden bis der Tag graut. Es ist keine Verschwendung, wie man sie oft den Höfen vorwirft; o nein. Das Stroh kann man den andern Tag für die Pferde gebrauchen, und den Stellvertretern der königlichen Majestät ist der warme Dunst so vieler Menschen ohnedies gedeihlich. Gott, Gott! nein, Teufel! Teufel! Da wir doch keine Heiden mehr seyn dürfen, welche die menschlichen Götter anriefen!

Weiter. Für Heizung 250,000 Fr. Damit könnte man ganz Sibirien wärmen, und das Holz wäre dort besser verwendet, damit unsere armen Polen nicht erfrieren. Uebrigens steht die ganze Ausgabe betrügerisch da, da der König sein Holz aus seinen Domainen-Waldungen zieht, und es also nicht zu bezahlen braucht. — Beleuchtung 370,000 Fr., und trotz den vielen Kerzen lebt König Philipp, wie jeder König, immer im Dunkeln! — Wäsche 160,000 Fr. Rechnen Sie mir aus, wie das möglich ist. — Musik, Theater 300,000 Fr. — Reisen eine Million; Geschenke 160,000 Fr. Ein Fürst hat gut schenken! Und alle diese Ausgaben zusammen nennt man an den Höfen: die kleinen Vergnügungen der Fürsten, les menus plaisirs. Was kosten ihnen nicht erst ihre großen Freuden, Kriege, Eroberungen, Maitressen, Leibgarden, Günstlinge, Bestechungen, geheime Polizei! Und fragen Sie vielleicht, aber im Ernste, wie sind solche große unmögliche Bedürfnisse nachzuweisen? ist die Antwort: höchstens der vierte Theil dieser Summe wird zu angegebenem Gebrauche verwendet; drei Viertheile werden gestohlen, kommen in die Hände einiger begünstigten Lieferanten, die den Vortheil mit dem Hof-

miniſter theilen. Aber nicht der König, das Volk wird betrogen, welches die Civilliſte bezahlen muß.

Neulich las ich einige merkwürdige Beiſpiele von Hof-Gaunereien. Die Kaiſerin Katharina von Rußland, welche ihren Haushalt ſelbſt überſah, fand einmal in der Rechnung 28,000 Fr. für Talglichter angeſetzt. Dieſe große Summe fiel ihr um ſo mehr auf, da ſie den ſtrengſten Befehl gegeben hatte, daß an ihrem Hofe kein Talglicht gebrannt werden ſollte. Sie ſtellte Unterſuchungen an, und da fand ſich, daß der junge Prinz, nachmaliger Kaiſer Alexander, ſich ein Talglicht hatte kommen laſſen, um damit ſeine aufgeſprungene Lippe zu beſtreichen. Der Lakai, der das Licht kaufte, ſtellte vier Pfund in Rechnung, der Vorgeſetzte über ihn machte eine Summe von 300 Fr. daraus, und ſo von Diener zu Diener hinaufſteigend, ſchwoll die Summe immer höher an, bis endlich der Oberhof-Intendant die runde Summe von 28,000 Fr. zu Papier brachte. Ludwig XVIII. hat berechnet, daß ihn jedes friſche Ei, das er verzehre, auf 30 Fr. zu ſtehen komme. Es iſt wahr, die Hofdiebe treiben ihr Handwerk mit großer Genialität, und ich ſelbſt, wenn ich Richter wäre, würde mich bedenken, ſolch' große Künſtler an den Galgen zu bringen. Solche Geſchichten wären ſehr ſpaßhaft, ſehr unterhaltend, wenn nur das Volk den theuern Spaß nicht bezahlen müßte.

Donnerstag, den 5. Januar.

Geſtern war in dieſem Winter der erſte Abend bei ***. Das ganze Perpetuum Mobile der Kammer war da; Odillon-Barrot, Pagès, Clauzel, Lamarque, Mauguin, und wie ſie ſonſt alle heißen. Auch die Generale Romarino und Langermann, Lelewel und noch viele andere confiscirte Polen. Wenn man den Lelewel ſieht und hört, ſollte man es ihm nicht zutrauen, daß er den Geiſt und Muth hätte, vor einer Revolution herzugehen. Er ſieht ſo zerquetſcht aus, ſpricht ſo matt und gebrochen, hat ein ſo furchtbares Organ, daß man ihn für einen deutſchen Stubengelehrten halten ſollte. Doch vielleicht hat ihn das Unglück ſeines Vaterlandes niedergeworfen; vielleicht auch (und das iſt das Wahrſcheinlichſte) iſt er bedenklich, an öffentlichen Orten frei zu ſprechen. Denn ein anderer Pole klagte mir, es wäre ein Jammer und eine Schande, wie viele Spione es unter ihnen in Paris gäbe. Unter den anweſenden Deutſchen war auch Börne, der Verfaſſer „der berüchtigten Briefe aus Paris," wie ſie die berühmte Allgemeine Zeitung nur allzugelinde nennt. Er mußte mich wohl für einen Franzoſen gehalten haben; denn er unterhielt ſich mit einem Deutſchen über Dinge, die gewiß keiner hören ſollte, und es hinderte ihn gar nicht, daß ich ganz nahe dabei ſtand. Und ſo habe ich denn gehört, wie dieſer Frei-

heitsheld, dieser Demagog, dieser Fürstenknacker, zu dem andern sagte: er verspräche, wenn er ihm ein Pfund Rauchtaback und ein halbes Pfund Schnupftaback aus Deutschland verschaffte, dafür seinen Fürsten, so viel und so lange er wolle, öffentlich zu loben. Und für einen so heillosen Menschen, der für anderthalb Pfund Taback sein Gewissen verkauft, können Sie eingenommen seyn? Der Deutsche, dem er dieses Anerbieten machte, war Herr von *** aus ***.

Es herrschte eine besonders große Bewegung in der Gesellschaft. Die Herren waren noch ganz heiß von der Kammersitzung, in der an diesem Tage ein heftiger Aufruhr stattfand, weil Montalivet die Franzosen Unterthanen des Königs genannt. Sie werden das in der Zeitung gelesen haben. *** ließ die seitdem bekannt gewordene Protestation in der Gesellschaft circuliren, welche die anwesenden Deputirten unterschrieben. Um Mitternacht rief mich *** in ein abgelegenes Cabinet, wo ich ***, den General *** und *** an einem Tische mit Schreiben beschäftigt fand. Die deutschen Angelegenheiten kamen da zur Sprache. Was dort verhandelt worden, wage ich nicht dem Papiere anzuvertrauen, und es in unsere Sprache zu übersetzen, habe ich heute keine Zeit. Doch eine wichtige Aeußerung des Generals *** muß ich Ihnen mittheilen. (P. 414. T. 4. Monat 18.) „Soli Branz, Resseo pariam vorum catibis, press ar littotas massica plissos, vorissilo caruss ab itanis. Os? pervens politan. Ciro! navira canti babus sirneos romarinos; vertel. Cassus iran poplita poplites, varina faessionibus. Venamos pur? valemi naro inoitamentamus. Pasti? marmorum quesitan. Cäss ab, papiron gash.“ Ich fragte ***, welche Garantie man den Deutschen gäbe? Darauf brach er in ein lautes und boshaftes Lachen aus, und sprach: Ihr seyd ein Volk und verlangt Garantie? Ich schämte mich meiner Uebereilung, und um meine Verlegenheit zu verbergen, erzählte ich ihm eine bekannte deutsche Anekdote. Kaiser Joseph errichtete zwei Regimenter von lauter Juden. Als diese einmal in Friedenszeiten Nachts durch einen Wald marschiren sollten, baten sie den General, er möchte ihnen Bedeckung mitgeben, weil, wie das Gerücht ging, Räuber den Wald unsicher machten. Praxas kuhu, praxas kuhu — sagte ich noch. Mündlich das Nähere.

— Heute schickte mir der hiesige Gesandte der freien Städte ein Protokoll der Frankfurter Polizei mit, das ihm für mich zugeschickt worden war. Ich habe es aber auch gar zu gut und bequem in dieser Welt, über die alle Menschen klagen, und mein Hotel des menus-plaisirs ist viel reicher versorgt, wie das des Königs. Wie glücklich war ich, als ich den guten alten Kanzley-Styl wieder sah! Ich drückte ihn an mein Herz, ich küßte ihn.

Ein Ruf zu einem Staatsamte in Form eines Steckbriefes abgefaßt! Das Protokoll ist geschrieben „in Gegenwart Sr. Hochwohlgeboren des wohlregierenden jüngern Herrn Bürgermeisters Herrn Senatoris Dris Miltenberg; S. T. Herrn Senatoris Dris Behrends; S. T. Hofs. des Raths, und meiner des Actuarii Münch." Herr wird meinem Namen niemals vorgesetzt, sondern ich heiße immer der Dr. Ludwig Baruch modo Boerne. Das Herr, das sie mir gestohlen, schenken sie dem jüngern Bürgermeister, so daß dieser zweimal Herr vor seinem Namen hat. Er hätte es nicht annehmen sollen. Heißt das wohl regieren? Ich mußte in Gegenwart meiner, des Dris Ludwig Baruch modo Boerne herzlich lachen über das Polizei Protokoll. Es hat 57 Zeilen und nur ein einziges Punktum. Es fängt an: „als vorkam, daß des zufolge," und endet: „zu sistiren habe." Hat man je eine Schrift gelesen, die anfängt: als vorkam, daß des zufolge? Konnte da je etwas Gutes daraus werden? In der Mitte des Protokolls heißt es: Nach dem Reichs-Deputations-Schluß von 1803 müsse ich als Pensionir ein Amt annehmen, und nach meiner Vorstellung an den Senat vom 19. Juli 1815 wollte ich eines annehmen. Da ich nun zugleich müßte und wollte, sollte ich mich sistiren, um der Frankfurter Polizei in ihrer großen Verlegenheit auszuhelfen; denn sie könnte ohne mich länger nicht mehr fertig werden. Ich schicke morgen dem Dr. Reinganum das Protokoll, und bei dem können Sie es lesen. Bringen Sie aber einige Punkte hinein, es könnte sonst Ihrer Brust schaden. Sieben und fünfzig Zeilen und ein Punktum! Es ist gräulich, wie Eduard Meyer in Hamburg sagt; und, was zu arg ist, ist zu arg, wie er ebenfalls sagt; und, da muß Einem die Geduld reißen, wie er nicht minder sagt. Sieben und fünfzig Zeilen und ein Punktum! Das ist ja noch ärger wie Falstaffs Wirthshaus-Rechnung. Ein Penny für Brod und dreißig Schilling für Sekt. O, Herr Aktuarius Münch, warum haben Sie nichts von mir profitirt? Ich war drei Jahre Ihr College, und Sie hätten von mir lernen können, wie man Punkte setzt, Fallen stellt, Schlingen legt.

Dem *** werde ich nicht schreiben, das habe ich mir schon früher vorgenommen. Glauben Sie doch ja nicht, daß mir solche Dinge Gemüthsbewegung machen. Unangenehme Berührungen von Menschen weiß ich leicht zu heilen. So oft mir ein Narr oder ein Bösewicht vorkommt, erhebe ich ihn zu einem Narrenkönig, oder zu einem Könige der Bösewichter. Dann sehe ich sein ganzes Volk hinter ihm, und mit der Menschheit darf man nicht rechten. Gott hat sie geschaffen wie sie ist, und hat allein Alles zu verantworten. *** ist mir ein solcher Narrenkönig. „Ich kann

dich nur beklagen" — kömmt das nicht in einer Oper, ich glaube in der Zauberflöte vor? Nun, ich sage dem ***: Ich kann dich nur beklagen, eitler Narrenkönig!

Den Cormenin, und was Sie sonst wünschen, werde ich Ihnen durch die erste Gelegenheit schicken. Drei Briefe sind erschienen, und jetzt in einer Broschüre vereinigt herausgekommen.. Den dritten Brief habe ich gelesen. Es ist die Weisheit in Zahlen und ist die Thorheit in Zahlen. So, und nur so allein muß man die Menschheit belehren; denn sie sind so dumm, daß sie nichts begreifen, was sie nicht zählen können. Sie sind gar zu dumm, die Menschen! Wenn sie nur einen einzigen Tag wollten, oder nur einen einzigen Tag nicht wollten, dann wäre wenigstens allen Leiden ein Ende gemacht, die von den Menschen kommen, und blieben dann nur noch Ueberschwemmungen, Erdbeben, Krankheiten übrig, welche Plagen nicht viel bedeuten. Aber wollen! Das ist's. Nicht wollen; das ist's noch mehr. Kaiser Maximilian hatte einen Hofnarren, der sagte ihm einmal: Wenn wir nun Alle einmal nicht mehr wollen, was willst du dann thun? Ich weiß nicht, was der Kaiser darauf geantwortet; aber der Narr, der schon vor länger als drei Jahrhunderten einen solchen Gedanken haben konnte, muß ein erhabener Geist gewesen seyn.

Sieben und sechszigster Brief.

Paris, Montag den 9. Januar 1832.

Gestern war ein schönes Concert im italienischen Theater, wobei mir, wie gewöhnlich, das letzte Musikstück am besten gefiel; denn ich bin immer froh, wenn ein Concert zu Ende ist. Es ist mit dem Kunstgenusse, wie mit dem sinnlichen: Ohr, Auge, die Seele habe einen Punkt der Sättigung, den, erreicht, alles Weitere nicht mehr mundet, noch gut bekömmt. Die vielen und besonders verschiedenartigen musikalischen Gerichte, eines nach dem andern vorgesetzt, stumpfen die Empfänglichkeit ab, und richten das Urtheil ganz zu Grunde. Es ist eine abscheuliche Ueppigkeit, die den Menschen endlich empfindungsarm macht. Dieses im Vorbeigehen; denn man soll jede Gelegenheit benutzen, einer Freundin etwas Philosophie in Verwahrung zu geben. Die Zeit kann kommen, daß man sie bei ihr braucht, und dann ist der überraschende Vorrath sehr angenehm.

Meine Malibran hatte einen starken Husten und sang schlecht. Das verzieh ich ihr auf der Stelle. Aber sie trug ein Kleid von rothem Sammt, das einen reifrockartigen Umfang hatte, und das konnte ich ihr anfänglich nicht verzeihen. Als aber darauf Herr von Berriot erschien, verzieh ich ihr

das auch. Es ist das liebenswürdigste Gesicht, das mir je an einem Manne vorgekommen. Er ist bescheiden, sinnig, voll Geist und Gemüth. So ist auch sein körperlicher Anstand und so sein Spiel. Paganini's Humor hat er nicht, vielleicht auch nicht seine Tiefe; aber eine Höhe und eine Harmonie, die Paganini nicht hat. Grazie möchte ich in seinem Spiel nicht nennen, was ein besseres Wort verdiente; denn mit Grazie verbindet man doch immer die Vorstellung einer weiblichen Kraftlosigkeit; doch weiß ich nicht, wie ich es nennen soll. Was mir an Berriot am meisten gefiel, war seine Anspruchslosigkeit sowohl in seinem Vortrage, als in seiner Komposition. Ich habe an andern großen Komponisten und Virtuosen oft bemerkt, daß sie ihrer gelungensten Stellen sich selbst bewußt sind, und wenn sie an diese kommen, gleichsam zur Bewunderung herausfordern. Berriot bleibt sich immer gleich, gibt keinem Theile seines Spieles und seiner Komposition einen Vorzug vor dem andern, und fordert keinen für ihn. Kurz, Berriot ist ein Nebenbuhler, der meiner würdig ist, und da Madame Malibran das Unglück hat, mich gar nicht zu kennen, konnte sie keine bessere Wahl treffen.

Schon seit zehn Jahren komme ich nach Paris, und erst vor vierzehn Tagen habe ich die berühmte Mars zum erstenmal spielen sehen. Aber daß Sie ja meine Ungeschicklichkeiten Keinem verrathen! Ich hätte Ihnen früher über jenen Abend geschrieben, aber ich wußte nicht, was ich Ihnen sagen sollte, und ich weiß es heute noch nicht, was ich davon denken soll. Die Sache ist: ich habe alle Uebung im Kunsturtheile verloren. In frühern Jahren war ich, wie mich mehrere dramatische Dichter und Schauspieler, deren Stücke und deren Spiel ich gelobt, versichert haben, ein sehr guter Theaterkritiker; aber seitdem hat das unverschämt prosaische Europa mich aus aller Aesthetik geworfen. Ich glaube, daß die Mars die größte Künstlerin ist, als welche sie den Ruhm hat; aber ich weiß es noch nicht. Doch weiß ich auch nichts im geringsten, was diesen Glauben schwankend machen könnte. So viel merkte ich wohl, daß sie in den gewöhnlichen Momenten des Spiels sehr ökonomisch ist mit ihren Mitteln, und man darum, den Reichthum ihrer Kunst zu beurtheilen, erst jene Feierlichkeiten des Herzens abwarten soll, in welchen sich Glanz und Aufwand zeigen muß. Zu solchen Feierlichkeiten boten aber die beiden Stücke, in welchen sie auftrat, keinen Anlaß. Es waren: l'Ecole des Vieillards von Delavigne, und les Fausses Confidences von Marivaux. Mir behagen die neuen Lustspiele nicht, auch nicht die bessern. Die alten guten Komödien gaben uns Federzeichnungen, geistreiche Umrisse von Charakteren, die Leser, Zuhörer und Schauspieler ausmalten. Das beschäftigte den Geist und gab der

Kunst Beschäftigung. Die neuen Komödiendichter aber, ohne Geist und ohne Erfindung wie sie sind, zeigen ihre Kunst nur in den Farben, und darum bleibt dem Schauspieler nichts weiter übrig, als ein Stück, das ihm nichts zu ergänzen gelassen, zu kopiren. Das Drama Delavignes ist solch moderner Art, und selbst eine Mars konnte die Feinheit ihrer Rolle nicht noch feiner ausspinnen, und wer daher, wie ich, das Stück gelesen und gut verstanden, erfuhr nichts Neues von ihr. In dem alten Lustspiele les Fausses Confidences fand ich die Mars zu modern. Was allen männlichen Rollen in dem Stücke gelang, ihren Empfindungen etwas Perückenartiges zu geben, mußte einem schönthuenden Frauenzimmer mislingen. Thut denn die Mars schön? — werden Sie mich vielleicht mit Verwunderung fragen. Doch vergessen Sie nicht, daß es zehn Jahre sind, daß Sie sie gesehen, und zehn Jahre sind ein Jahrhundert im Leben eines Frauenzimmers. Ich will es bekennen, daß die Mars mir nicht gefiel, weil sie alt ist. Zu meinem Unglücke saß ich ihr ganz nahe, und glaubte überdies meinem boshaften Vergrößerungsglase, das selbst eine Hebe verläumdet. O die Runzeln, diese Särge ohne Deckel! Und das graudämmernde Lächeln, das mit dem letzten Strahle der untergegangenen Schönheit gemischt ist! Lächeln aber ist die ganze Kunst einer Schauspielerin in diesen modernen Komödien, wo Tugend und Laster, Treue und Verrath, Liebe und Haß, Kraft und Mattigkeit zu dem bequemen und leicht verdaulichen Ragout, das man gesellschaftliches Leben nennt, zusammengelächelt sind. Die Schauspielerin, die nicht mehr gut lächeln kann, soll die Medea spielen, die Klytämnestra — oder die Antigone, aber nicht die junge Frau eines alten Mannes, in diesem reconvalescirenden noch schwachen Jahrhunderte. Ach die Weiber, welchen höchstens der Spiegel sagt, daß sie alt geworden, aber nie das Herz! Und wenn nun die müden alten Züge des Gesichts der Empfindung nicht mehr nachkommen können — es ist gar zu traurig! Ich hätte der alten Mars gern die Jugend und Schönheit meiner achtzehnjährigen Geliebten auf den Abend geliehen, und hätte mit einer zahnlosen Braut den ganzen Abend gekos't, so gerührt war ich. Die abscheulichen Runzeln! Ich könnte darüber weinen, wenn ich nicht lachen müßte, daß ich ein Mann geworden. Und wenn ich den Spiegel küßte, ich sehe keine Runzeln in meinem Gesichte. Und doch sind sie da; aber wir Männer haben keine Augen dafür. Ja die Weiber haben keinen bessern Freund als mich, und einen der seltensten Art; einen Freund in der Noth, und nur in der Noth, nicht im Glücke. An euern Freuden will ich nicht Theil haben, ich habe keinen Sinn dafür; aber euere Leiden von verrathener Liebe bis zum Schmerze eines besiegten Hutes: sie sind mir alle heilig.

Die Mars hatte wegen Krankheit seit einem Jahre nicht spielen können, und da sie nun zum ersten Male wieder auftrat, wurde sie mit lebhaftem, aber doch nicht mit jenem stürmischen Beifalle empfangen, welcher im Anfange des Winters der Malibran zu Theil ward, als sie von einer Kunstreise von einigen Monaten, die sie in Gesellschaft des Herrn von Berriot gemacht, zurückkehrte. Jugend und Schönheit haben Kredit, die alte Mars mußte den Beifall mit ihrem Spiele baar vorauszahlen. Nicht wegen, aber trotz der Mars hätte ich mich diesen Komödien-Abend sehr gelangweilt, hätte nicht Monrose mitgespielt in Marivaux's Stücke. Monrose ist ein unvergleichlicher Schauspieler für alle spitzbübischen Bedienten, welche in neuerer Zeit, durch die Konkurrenz ihrer Herren, ganz zu Grunde gerichtet worden. Die Schelmerei ist so wenig schändlich mehr, daß man die vertrauten Bedienten nicht mehr braucht; denn man thut Alles selbst, und öffentlich. Auch dadurch hat die neue Komödie viel verloren. Monrose ist ein herrliches antikes Kunstwerk. Der König war auch im Theater. Den vorigen Winter sah ich ihn in den Fourberies de Scapin — nicht den König, sondern Monrose — und erstaunte über sein Talent. Er wurde mit Beifalls-Aeußerungen empfangen — nicht Monrose, sondern der König — der Zorn über meine dicke Tinte hat mich ganz verwirrt gemacht, und ich weiß gar nicht, was ich schreibe — aber es waren einstudirte Choristen, das merkte man gleich.

Von den Briefen eines Verstorbenen im Morgenblatte habe ich die, welche mich betreffen, nur flüchtig gelesen; die andern noch gar nicht. Ich werde sie mir zu verschaffen suchen, und dann auch darüber sprechen. Ich glaube, daß sie Robert geschrieben. Der unglückliche Robert, der an den Ufern der Dos trauert, daß in den Stürmen der Julirevolution seine nicht affekurirten Vaudevilles untergegangen! Dort sinnt und sinnt er, wie zu machen, daß von ihm gesprochen werde. Dem Manne kann geholfen werden — sage ich, wie Karl Moor in den Räubern.

Acht und sechszigster Brief.

Paris, Mittwoch den 11. Januar 1832.

Gestern war ich wieder bei dem monatlichen encyclopädischen Diner. Die Gesellschaft war gut, das Essen schlecht. Es compensirt sich Alles; bei den Aristokraten speis't man besser. Ich habe mich viel mit Polen unterhalten, mit den Generalen Langerman und Uminski. Letzterer war erfreut, mich kennen zu lernen; er hatte in Strasburg meine Briefe gelesen. Mehreren Gästen wurde ich vorgestellt als ein Allemand très destingué.

Bei Tiſche wieder die gewöhnlichen Toaſte auf alle Völker des Erdenrundes und die Deutſchen zuletzt, wie immer. Jullien hat eine halbe Stunde ſehr ſchön geſprochen. Der Trink-Refrain à l'union des peuples kettete Volk an Volk, und nahm ſich in der Wiederholung recht muſikaliſch aus. Und wäre es auch blos eine Komödie — iſt nicht die Bühne eine Beglaubigung des Lebens? Von den Mitgliedern der letzten polniſchen Revolutionsregierung waren auch zwei anweſend, der Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, und der der Finanzen. Der Letztere war ſehr freundlich gegen mich und wird mich beſuchen. *** war poetiſch und hat ihm erzählt: jedes Wort in meinen Briefen wäre eine Thräne, den Polen geweint. Und das geſchah vor dem Eſſen, da er noch nicht getrunken! Die Thränen machten Eindruck auf einen Finanzminiſter; iſt das nicht merkwürdig? Bei dem Toaſte auf die Deutſchen wurde des Herrn Bo-erne des Allemand distingué und ſeiner Lettres de Paris gedacht. Zum Glücke für uns Deutſche haben auch mehrere andere Nationen auf die Geſundheit nicht geantwortet, und man bemerkte unſere Blödigkeit nicht. Nach dem Toaſte auf die Spanier wurde ein Gedicht l'Espagne et Torrijos, à Ferdinand VII. von Barthelemy geleſen. Barthelemy und Mery geben ſeit einem Jahre eine politiſche Wochenſchrift in Verſen unter dem Namen Némésis heraus. Der ſchändliche Mord des Torrijos und fünfzig ſeiner Unglücksgefährten, die kürzlich in Malaga erſchoſſen wurden, gab Stoff zu erwähntem Gedichte. Da Sie es in Frankfurt ſicher nicht haben, will ich Ihnen diejenigen Stellen mittheilen, die von der Verſammlung mit ſtürmiſchem Beifalle aufgenommen wurden.

Voilà ce roi chrétien, que sa mère appellait
Ferdinand coeur de tigre et tête de Mulet:

C'est le type incarné de l'absolu pouvoir.
— D'un clergé despote orgueillieux mannequin,
Je pare le gibet d'un cordon Franciscain.

L'Espagne est pour l'Europe une place de Grève.

Chose horrible! on dirait que depuis neuf années,
Comme sur des gradins, assise aux Pyrenées,
L'Europe, par plaisir, contemple avec effroi
La liberté qui meurt sous les griffes d'un roi.
Et nous, pour admirer ce long martyrologe,
Nous nous sommes placés dans la première loge —

Et nous, nous peuple fier, qui, sous le grand drapeau,
Chassons les rois mauvais comme un tâche troupeau,
Nous qui pouvons si bien leur tendre une main forte,

Nous souffrons qu'on les pende au seuil de notre porte,
Et les pieds convulsifs de ceux qui sont mourir
Sont comme les marteaux qui nous disent d'ouvrir!
Et quel est donc le Dieu, le Baal espagnol,
Pour qui fume ce sang repandu sur le sol?
Quel est l'homme assez fort pour que dans ses domaines
On recrute pour lui des victimes humaines?
Eh bien! connaissez donc le monarque puissant
Qui reçoit en tribut l'holocauste de sang.
C'est un Bourbon qui suit de ses aieux la trace,
Imbécille héritier d'une stupide race;
Un roi caputchonné qui dans une oraison
Mêle un verset d'église avec la pendaison;
Comme Charles son père, en hurlant il dévore
Les boeufs amoncelés qui palpitent encore.*)
Signe de son instinct, il a sous un front chauve
Le cerveau déprimé, comme une bête fauve.
Roi fangeux, que le ciel pétrit dans sa colère
Voilà pourtant celui que l'Europe tolère!

Triste peuple, cadavre empoisonné d'ulcères
La vermine du cloître a rongé ses viscères.

Dans les jours solennels, courbé sur son chemin
L'ambassadeur Français va lui baiser la main;
Tr! ! ! par son envoyé, quand cet affront la touche,
La France avec horreur doit essuyer la bouche;
La main de l'Egorgeur! la main de Ferdinand!
Il n'est rien de plus vil dans tout le continent!

Oh! des peuples souffrans la justice est tardive
Elle a le pied boiteux, mais enfin elle arrive;
Le peuple est patient car il est éternel,
Nos pleures ont coulé sur le sang fraternel!

Je ne peux pas juger le roi par contumace,
La France contre Lui doit se lever en masse;
Cette fois nous avons le droit d'intervenir,
Oui, quand un criminel si grand est à punir;
Quand son nom fait bouillir la haine universelle,
Il faut le reclamer du sol qui le recèle;
Si cet infame roi, fuyant de son palais,

*) Les Bourbons sont des rois mangeurs. On sait quelle énorme consommation de viandes, faisait en Angléterre Louis-le-désiré. Charles IV. a surpassé par sa voracité tous le rois de sa race. Nous l'avons vu à Marseille et nous avons même assisté à ses repas; au moment où l'on apportait les filets de boeuf saignant, il s'agitait avec convulsion sur son fauteuil et poussait des rugissemens ranques comme ceux du tigre. Son fils Ferdinand n'a pas dégénéré; il conserve encore ce royal appétit.

Court chercher un asile au Gibraltar anglais,
Il faudra, par pudeur, qu'on nous le restitue,
Car il faut voir la fin d'un règne de forfaits;
Les peuples de l'Espagne, une fois satisfaits
Epouvantant les rois d'un juste régicide
Suspendront son cadavre aux colonnes d'Alcide.

Freitag, den 13. Januar.

Wie war ich mit Ihrem geſtrigen Briefe überraſcht, ehe ich ihn geöffnet! Aber als ich ihn las, mußte ich heulen wie ein Kind, das ſich ein Loch in den Kopf gefallen. Schreiben Sie mir keine ſolchen Briefe mehr; man kann nicht Mann genug ſeyn in dieſer kriegeriſchen Zeit .... Wollen Sie ſich denn Ihre Aengſtlichkeit niemals abgewöhnen? Habe ich Ihnen nicht erſt kürzlich erklärt, wie es jetzt ein Majeſtäts-Verbrechen geworden, ſich zu fürchten, weil es ein Eingriff in die Rechte der Krone iſt? — Die engliſchen Blätter leſe ich nicht; ich kann alſo nicht ſagen, ob Ueberſetzungen meiner Briefe darin angekündigt, oder überhaupt davon geſprochen worden. Aber hier in Paris erſcheinen zwei Ueberſetzungen. Die eine iſt im Courier von geſtern angezeigt. Leſen Sie ſelbſt was dabei geſagt iſt. Welcher Buchhändler die andere herausgibt, weiß ich nicht. Im Literaturblatte (der Beilage zum Morgenblatte vom 19. Dezember 1831) ſagt Menzel bei Gelegenheit einer Beurtheilung über Wilhelm Müllers Schriften etwas über mich, das Sie erfreuen wird. Leſen Sie es ja. Er vergleicht die Verfolgungen, die ich jetzt von den Philiſtern zu ertragen habe, mit denen, welchen Lord Byron ausgeſetzt war, und wie wir beide aus gleichem Grunde verkannt werden. Ich bin dem Menzel für ſeinen guten Willen und ſeine ſchmeichelhafte Zuſammenſtellung ſehr großen Dank ſchuldig; aber die Vergleichung muß ich zurückweiſen, ich habe ſie weder verdient noch verſchuldet. So zerriſſenen Herzens bin ich nicht wie Byron. So wie er habe ich nie an der Menſchheit verzweifelt. Sie iſt mir klar und darum iſt ſie mir ſchuldlos. Gott iſt in ihr, der Teufel nur in ihren Quälern. Und gegen dieſen ſich nicht blos zu bekreuzigen, ſondern ihm mit Wort und Schwert entgegenzutreten; denn er hat ein Ohr, das man ſchrecken, Fleiſch und Bein, das man treffen kann — dazu muntere ich die Schläfrigen auf, dazu mache ich die Abergläubigen beherzt. Auch an Deutſchland verzweifle ich nicht, wie Menzel glaubt. Man ſchilt keinen Bettler wegen ſeines Geizes, den Reichen ſchilt man. Ein Volk iſt ein einziges Kind. Auch mit Liebe im Herzen muß man es ſchelten; ſchelten über jeden Fehler, und wenn der Fehler auch der Dorn einer Tugend wäre. Es iſt nicht meine Schuld, es iſt mein Verdienſt, wenn ich ein beſſerer Pädagog bin, als es mancher

Andere iſt. Es gibt nachtwandelnde Völker; aber die Nacht eines Volkes iſt lang, ſehr lang, ſie zählt Tage und Jahre, und Jahrhunderte, und beſſer, daß man ſolch ein nachtwandelndes Volk anrufe, und könnte auch geſchehen, daß es den Hals darüber bräche, als es ſo fortdämmern zu laſſen in ſchwankender Mitte zwiſchen Thier und Pflanze, in ſchwankender Mitte zwiſchen Schlaf und Tod.

Samſtag, den 14. Januar.

Nachfolgendes Gedicht von Beranger zirkulirt in der Handſchrift. Dem guten Manne mag es in St. Pelagie nicht gefallen haben, und darum läßt er es wohl nicht drucken.

La Paix.

J'aime la paix, je hais la guerre,
La guerre ne va qu'aux héros;
Et moi par gout, par caractère
Je cherche avant tout le repos.
Le seuls conseils de la prudence
Doivent me régler désormais.
Pour moi d'abord et pour la France
Je veux la paix.

Grace a mes flatteurs, je l'avoue,
J'ai de la gloire à bon marché,
Et de maint exploit on me loue
Où mon courage a trébuché.
Aussi de Valmy, de Jemapes
Pour ne point gater les hauts faits
Gardons bien qu'on ne m'y rattrape,
Je veux la paix.

De l'empire on veut les frontières,
On veut l'agrandir, et pourquoi ?
Mon dieu ! la France de nos pères
Est déja trop grand pour moi.
Si quelque voisin le propose
De grand coeur ici je permets
Qu'on en rogne encore quelque chose;
Je veux la paix.

Un conquérant dans sa manie
Fit une France exprès pour lui,
Aussi vaste que son génie.
Il en faut une autre aujourd'hui.
Formons loin des champs de bataille
Sans jaloux, sans peine, sans frais,
Un petit royaume à ma taille.
Je veux la paix.

D'un oeil sec j'ai vu la Belgique
Briser le sceptre de Nassau,
Je vois la Pologne héroique
Lutter au bord de son tombeau;
L'Italie en vain nous appelle,
Tranquille au fond de mon palais
Qu'autour de moi le sang ruiselle;
Je veux la paix.

Oui, je redoute les alarmes,
J'abhorre le bruit du canon,
Et je vous ai donné pour armes
Non pas un coq, mais un chapon.
Ma couronne est mieux affermie
Et même — — — — — —
Je veux la paix.

Viele Verſe im heutigen Briefe. C'est pour former le coeur et l'esprit aux jeunes Allemands. Der Schatten an der Oos ſchrieb in das Morgenblatt: ich hätte die „Briefe eines Verſtorbenen" (das Buch) benutzt. Sollte er wohl damit meinen, daß ich den leichten Briefſtyl nachzuahmen geſucht? Nun, iſt es nicht geſchehen, ſo kann ich es noch thun. Adieu, ma bonne amie, je dévore un oeuf. Sur ce, n'ayant plus rien à dire — Salut, fraternité, ou la mort. Ach! ich plumper Bürgersmann kann die Freiheit keine zwei Zeilen lang ertragen. Gott zum Gruß, und wann kömmt mein Kanaſter?

Neun und ſechszigſter Brief.

Paris, Sonntag den 15. Januar 1832.

O, es iſt himmliſch! Ich hatte vermicelle, cotelettes de veau aigre-doux, épinards — nein, in allen Dingen die Wahrheit; ich hatte keine épinards, ſondern choucroûte garnie; mögen mich die Diplomaten immerhin verachten — und poulet au cresson. Ich war in reiner kalter Luft lange ſpazieren gegangen und hatte einen herrlichen Hunger mit nach Hauſe gebracht. Und als ich mit dem Eſſen fertig war, blieb noch ein kleiner Hunger übrig, und es that mir leid, daß ich nicht auch omelette soufflée beſtellt hatte. Da ſchickte Freund D.... ein Zeitungsblatt mit Empfehlung, die Allgemeine Zeitung von Stuttgart, und darin fand ich: Rapſodien, veranlaßt durch Herrn Börne's Briefe, von Pittſchaft. Da hatte ich meine omelette soufflée! Es iſt nicht der Philoſoph Pittſchaft, der im Tollhauſe ſitzt; denn er ſitzt nicht mehr im Tollhauſe, weil er ſich erhängt hat. Es iſt deſſen Bruder, der Medizinalrath Pittſchaft in

Baden an der Oos. Hätte ich nur meinen Himmel mit Ihnen theilen können; die andere Hälfte ist noch groß genug. Mein Tischchen schwankte unter der Last des aufgehäuften Deserts; mein Salzfaß ward süß davon. Zuerst: Während der Jahre, die ich in Halle bei Reil wohnte, erschien das bekannte Buch dieses großen Arztes: Rapsodien über die psychische Behandlung der Wahnsinnigen. Lange vor und nach Erscheinung dieses Werkes, das seinem Verfasser besonders lieb war, hörte ich alle Tage von Rapsodien sprechen, so daß seitdem und bis heute, so oft ich das Wort Rapsodien lese und höre, ich gleich an verrückte Menschen denke. Ferner: Ich dachte, wie viel zweckmäßiger es wäre, wenn statt meiner Herr Pittschaft sich am Frankfurter Polizeiamte anstellen ließe, weil dann Polizei-Amt und Medizinalrath sich wechselseitig ihren Styl verbessern könnten. Von dem Polizei-Protokoll neulich habe ich, wie Sie aus meinem Briefe mit Kummer ersehen haben werden, das Asthma bekommen, wegen gänzlichen Mangels an Punkten, und an den Rapsodien des Herrn Pittschaft wäre ich beinahe erstickt, wegen des Ueberflusses an Punkten. Nein, so ein pünktlicher Mann ist mir noch gar nicht vorgekommen. Nur folgende Stelle: „Es kann dem Kennerauge nicht entgehen, daß der Teufel sich nur durch seine Klugheit hält. Der Teufel selbst verstellt sich in einen Engel des Lichts. So sagt der Apostel. Dem Schlechten stehen viel mehr Waffen zu Gebote, als dem Edlen. Dieser muß zur Erreichung seines Zweckes sich selbst einsetzen. Jener setzt Andere ein. Jede Geburt hat ihre Wochen. Wenn nur das Kind beim Leben bleibt und zu einem großen kräftigen Manne heranwächst. Unsere Zeit leidet an einem ungebührlichen Heißhunger. Macht sie es doch wie Saturn und verzehrt die eigenen Kinder. Wenn sie nicht mäßiger wird, wird sie sich den Magen überladen.“ — — Sancha Pansa hat nicht mehr Sprichwörter und nicht mehr Punkte; und so geht es in einem fort. Dann fand ich so schön, daß Pittschaft und der Schatten Robert beide in Baden wohnen, und ich konnte mir so herrlich ausmalen, wie der Medizinalrath, der im Winter keine Kranke hat, und Robert, der in keiner Jahreszeit Leser hat, sich gegenseitig in diesen langen Ferien mit einem Kranken und einem Leser ausgeholfen, und wie sie beide auf dem Berge und auf dem Sopha einander gegenüber saßen, und Robert dem Medizinalrathe seine verstorbenen Briefe vorgelesen, und dabei vor und nach jedem Komma einen prüfenden Blick auf ihn geworfen, um zu untersuchen, ob er nicht außer sich gekommen; und wie der Medizinalrath wirklich außer sich gekommen vor Ungeduld, und nach Hause gegangen, seine Rapsodien gegen mich geschrieben, den andern Tag wiedergekommen, und sie aus Rache dem Robert auch vorgelesen — ist das nicht Alles schön vom Anfange

bis zum Ende, mit Ausnahme der Punktarmuth im langen Satze, welcher erst die Hälfte seines Wegs zurückgelegt, die ich aber vorsätzlich mildthätig aufgenommen, um mich auf das Polizei-Amt würdig vorzubereiten, und dann den Medizinalrath, seine Vollpünktlichkeit nämlich, damit homöopathisch zu heilen, nnd ihn dabei an das zu erinnern, was Horaz sagt in seiner Poeten-Kunst: omne tulit punctum qui miscuit utile dulci, welches auf Deutsch heißt für Frauenzimmer: Punkte sind nützlich und angenehm, doch nicht zu viel und nicht zu wenig? Und fragen Sie mich nicht, was das Fragezeichen bedeute am Ende des Satzes, ich habe es vergessen; und fragen Sie mich gar nichts, bis ich mich ausgeruht .... Jetzt fragen Sie, aber nicht was Herr Pittschaft eigentlich will? denn ich weiß es nicht. Er sagt: Ich wäre eine Leuchte, und ein Prophet, und ein brennender Busch, und ein Repräsentant der sieben fetten Kühe (Ach, hätten alle Volksvertreter nur solche fette Committenten, dann brauchte man gar keine repräsentative Verfassungen!) und ein Dornbusch. Und ich wäre darum ein Dornbusch, weil ich haben wollte, daß etwas von den Andern daran hängen bliebe. Freilich bin ich ein Dornbusch, und von den Flocken, die an mir hängen geblieben, könnte ich mir einen weiten Schafpelz machen lassen. Aber wer hieß den Medizinalrath mir so nahe kommen? Und wenn etwas von ihm hängen geblieben, ist das meine Schuld? Der Dornbusch steht, die Heerde geht; sie kann ausweichen. Ferner wäre ich der Engel mit dem Schwerte und ein Würgengel. Dann spricht er von Schuhen und vom Schuhputzen. Erstens sagt er: ich verlangte, die Deutschen sollten ihre Schuhe vor mir ausziehen, und zweitens; sagt er: ich sähe Deutschland für eine Kratzbürste an, und putzte meine Schuhe daran ab. Jedermann weiß, daß ich nie Schuhe trage. Sie sehen, Pittschaft ist ein Demagog, er will das Volk aufklären, er schreibt für Stiefelputzer. Wie oft habe ich Ihnen zu Baden gesagt: dieser Ort ist ein wahres Carbonaro-Nest; aber Sie wollten mir es nicht glauben. Was macht Robert dort? Warum kehrt er nicht zum Königstädtischen Theater zurück? Warum ist er kein unschuldiger Waldfrevler geblieben? Warum ist er der Macht der Verhältnisse untreu geworden und liebäugelt jetzt mit allen deutschen Mächten? Warum hat er seine schmerzstillenden Disdaskalien unterbrochen? Zehn aufrührerische Völker hätte man dabei beruhigen können. Diebitsch hätte sie ins Polnische übersetzen lassen, und hätte dann Warschau im Schlafe überrumpelt. Noch einmal: was hat Robert in Baden zu thun? Thöricht, das zu frägen. Wer hat die Badener Bürger aufgehetzt, bei der Ständeversammlung eine Bittschrift um Preßfreiheit einzureichen? Wer hat diese Bittschrift verfaßt? Das hat der Nämliche

gethan, der auch die Berliner Briefe in den Messager geschickt. O, ich habe das gleich verstanden! Ich durchschaute Den und Jenen, und Manchen und gar Viele. Ich ließ mich nicht von ihren ehrlichen Gesichtern irre führen; es täuschte mich nicht, daß sie sich für Polizei-Spione ausgaben; ich erkannte sie auf der Stelle als geheime Carbonari. Und jetzt schreibt Robert gegen mich; aber ich bedanke mich dafür; ich will nicht seine Maske seyn, ich mag nicht sein Gesicht berühren. Und Pittschaft gesellt sich ihm bei; der undankbare Medizinalrath! Undank! Undank! Wenn er den Deutschen sagt: „Ihr habt immer den Saft zu dem Punsche hergeben müssen, womit sich Andere gütlich gethan" — von wem hat er das gelernt? Er rede! Wer gab ihm den Muth, Deutschland zu warnen vor Rußlands Joche? Er rede! Wer gab ihm den Muth, schon im Sommer für die Contagiosität der Cholera zu schreiben und der preußischen Regierung zu trotzen? Er rede. Und was nützt ihm die Heuchelei. Seine russische Praxis ist ihm auf immer verloren, denn er hat Rußland gelästert. Seine französische Praxis ist ihm auch verloren, denn er hat Frankreich gelästert. Seine preußische Praxis ist ihm auch verloren, denn er hat Preußen für ansteckend erklärt; und was ihm von deutschen Bundeskrankheiten noch übrig bleibt, wird ihm zur Strafe entzogen werden, weil er, ein badischer Unterthan, ein Staatsdiener, ein Medizinalrath, sich erlaubt hat, von Politik zu sprechen, ehe er zweitausend Gulden Caution geleistet hat. Darum werfe er sich ganz in meine Arme; er hat sich mir verschrieben, mein ist er und mir gehört er zu. Es wäre nicht dazu gekommen, wenn ihn Robert nicht verführt.

Daß Beide mich getadelt, kann ich ihnen verzeihen; aber daß sie mich gelobt, das verzeihe ich ihnen nie. Sie rühmen meine Unbestechlichkeit. Pittschaft sagt: Er wolle nicht glauben, daß die Herausgabe der Briefe eine Geldspekulation gewesen, und Robert verbürgt sich, daß ich nicht feil bin. Wer wird eine solche Bürgschaft verschmähen? Auch danke ich schön für die gute Meinung. Aber das Lob der Unbestechlichkeit muß man keinem Freunde geben; das ist ein Tadel für Tausende, erweckt den Neid und ruft nur den Widerspruch hervor. Nun werden meine Gegner sagen: Er ist wohl feil; (ich thue es, um zu zeigen, daß ich selbst einen Affen nachäffen kann) aber wohlfeil ist er nicht. Er würde sich nie so geringe schätzen, in den Hundstagen jedes Jahres um zwanzig Friedrichsd'or seine Ehre zu vermiethen .... Der unglückselige Robert! Eine Welt hätte er setzen sollen zwischen sich und mir, und jetzt, das Glück verschmähend, daß ich ihn vergesse, sucht er mich auf, und zwingt mich, seiner zu gedenken. Was gab ihm den kecken Muth, mich herauszufordern? Ist es etwa, daß ich ein Herz

habe, und seine eigne Brust nichts zu durchbohren darbietet? Ist es, daß er seine Brieftasche, seine polnischen Loose gut verschlossen weiß, und daß ich sie nicht durchlöchern kann und seine Seele nicht berühren? Daß der Unglückliche es wagt, den tiefbegrabenen Schmerz aus meiner Brust heraufzuwühlen; daß jener Würmer einer, die von Polens Leiche schmaußen, über meinen Weg zu kriechen wagt! Wenn ich der Polen gedenke, und des Sommers und Badens, und wie oft ich dort aus dem Lesezimmer in das nahe Gebüsch wankte, meinen Schmerz oder mein Entzücken auszuweinen; und wie ich mit krampfbewegtem Herzen der Stunde entgegensah, welche die Zeitung brachte; — und wenn ich nun endlich das Blatt in meiner zitternden Hand hielt und es nicht zu lesen wagte; nicht zu erfahren wagte das Urtheil jener furchtbaren, namenlosen Macht, die größer als das All, höher als der Himmel, älter als die Ewigkeit; den Richterspruch: ob es einen Gott gibt oder nicht — und kam dann jener Robert, riß mir das Blatt aus der Hand, bat, „um Gotteswillen nur eine Minute," wendete das Blatt herum, sah unten nach dem Courszettel; Warschau war gefallen, und die polnischen Loose waren gestiegen, und ein Höllenschein verklärte sein silbergraues Gesicht — — wenn Wünsche Dolche wären, er lebte nicht mehr! Und jetzt wagt es solch ein vermaledeiter Goldanbeter, der die Blätter der Geschichte ungelesen und verächtlich überschlägt, um am Ende vor dem Courszettel niederzufallen und ihn anzubeten; der seinen Blick von dem schönen Gesichte der Zeit, so voll erhabnen Lächelns, schöner Trauer und blinkender Thränen, abwendet, um sie herum geht und ihren ..... küßt — ein solcher Mensch wagt es, ungerufen vor mir zu erscheinen und zu sagen: Da bin ich!

Montag, den 16. Januar.

In der nämlichen Stuttgarter Zeitung, in welcher Herr Pittschaft sein Herz erleichtert, standen auch kurz vorher zwei Briefe, welche Herr Wurm, der Redakteur der Börsenhalle, einer der verlornen Vorposten der feindlichen Armee, und Herr Mebold, Redakteur der Stuttgarter Zeitung, wegen meiner gewechselt. Herr Mebold hatte früher etwas zu meiner Vertheidigung gegen Herrn Wurm in seinem Blatte geschrieben. Herr Wurm beklagt sich darüber und frägt seinen alten Freund: wie er ihn nur verkennen möge, ihn einen freisinnigen Mann, einen Patrioten, der „gegenwärtig an einem Kommentar über Preßgesetzgebung nach englischen und amerikanischen Grundsätzen arbeitet?" Ist das nicht wieder recht schön deutsch; während die Freiheit sich auf dem Schlachtfelde verblutet, statt sie zu verbinden und zu rächen, an einer Chirurgie nach englischen und amerikanischen Grundsätzen zu schreiben. Auch Herr Dr. Schott in Stuttgart, ein achtungswürdiger freisinniger Mann, schrieb seinem Freunde Wurm folgenden Brief: